1806.

1806.

Geschichtlicher Roman.

Leipzig,
Verlag von Chr. Ernst Kollmann.
1858.

Vorwort.

Wir geben dem Leser eine Erstlings-Arbeit, die das Interesse am Stoff hervorrief. Die erste Hälfte des Romans ruhte längere Zeit, ehe wir das abgebrochene Werk fortsetzten und der Leser wird daher im Styl Veränderungen finden, die ihm nicht unwillkommen sein dürften.

Eine Schwäche dieses Werkes ist ferner, daß der Autor oft von dem Stoffe, welchen die Geschichte bot, zu sehr gefesselt wurde, um dem Ro-

man sein Recht zu lassen — oft die Feder fortlegen mußte, um nicht durch Wahrheit zu verletzen.

Wir zögerten lange Zeit mit der Herausgabe dieses Buches, weil es in uns Bedenken erregte, ein Jahr in Erinnerung zu bringen, welches man schwer genug vergessen hat. Man spricht nicht gern von den Schwächen seiner Familie, ebenso nicht gern von Dingen, die dem Vaterlande zur Unehre gereichen.

Aber, wenden wir dagegen ein, die Geschichte ist nicht dazu da, um vergessen zu werden, ihre Lehren kann man nicht oft genug wiederholen und kraß genug malen. Heute, wo schon viel über die unselige Zeit von 1806 geschrieben ist, wo man mit der Schilderung jener Tage Niemand mehr kränkt und unmöglich in den Verdacht kommen kann, gehässige Anspielungen machen zu wollen, denn Staatsverfassungen und Heeressysteme haben sich vollständig umgestaltet, heute glauben wir um so eher mit diesem Werke an's Licht treten zu können, weil dem stolzen Bewußtsein der gehobenen Kraft, das Bild der Nacht, aus welcher sie wie ein Phönix sich erschwungen,

nur eine ernste Mahnung sein kann fortzuschreiten und nicht zurückzugehen, eine Mahnung wie jener Weise sich selbst ewig durch die Worte:

„Bedenke, daß Du sterben mußt!"

die Vergänglichkeit des Irdischen in's Gedächtniß rief.

„Bedenke, daß Du einst gefallen bist," ist das Motto, welches wir ebenso dem Adler zurufen, der sich stolz „ad astra" erhebt.

Der Dünkel hat den Staat Friedrich's des Großen (nicht sein Volk) gestürzt, der Dünkel und der Hochmuth, welcher kaum wähnte, einer gefesselten Fortuna zu bedürfen, der sich kalt isolirte, als ein Feind die Grenzen des alten Deutschland's überschritt.

Dem Dünkel und dem Hochmuth suchen wir aber zu begegnen und am liebsten da, wo er die wirkliche Größe entstellt, wie Schminke die reine Mädchenwange, wie Koketterie die Schönheit.

Die heutige Politik sucht Allianzen, die Armeen ruhen nicht auf ihren Lorbeeren, sondern streben sich zu vervollkommnen, das Heer ist heute die Blüthe des Volkes, der Spiegel seiner Kraft — ein Volk kann aber kein Jahr erleben,

wie jeder deutsche Staat das von 1805 und 1806 sich über seinem Haupte entladen sah, gleich einem Gewitter, wenn sich die Stoffe langsam und trübe gesammelt haben.

Erstes Kapitel.

Motto: Jedwede Kraft zeigt sich auf ihre Weise.
Oehlenschläger.

Es war an einem schönen Herbsttage des Jahres 1805 als ein junger Mann in dem Städtchen W., einer Poststation, sechs Meilen von Berlin, anlangte. Hastig drückte er dem Bauer, welcher ihn auf einem Leiterwagen hergefahren, ein Trinkgeld in die Hand und eilte in das Postbüreau, um ein Fahrbillet nach der Residenz zu lösen. Sein Anzug war nicht gewählt — und da gemeine Leute hienach den Maßstab ihrer Höflichkeit anlegen, mußte er sich durch die Packknechte hindurch drängen, ehe er in das Haus gelangte; die Art jedoch wie er dies that, zeigte, daß er es nicht gewohnt war, sich auf diese Weise den Weg zu bahnen. Den Platz vor dem Gitterfenster des Beamten hielt schon ein ältlicher Herr besetzt, dessen Aeußeres den Militair verrieth, er bestellte vier Pferde Extrapost. „Es sind nur noch drei Pferde zu haben," sagte

der Beamte — „wollen Sie die?“ — „versteht sich — hier ist das Geld.“ —

Während dieses Wortwechsels hatte sich das Gesicht unseres jüngern Reisenden merklich verfinstert; schon wollte er mit einem Fluch auf die mangelhafte Postverwaltung das Bureau verlassen, als er sich plötzlich besann, rasch auf den Fremden zutrat und ihn bat, ihm, da er Eile habe, einen Platz in seinem Wagen zu vergönnen — „ich bezahle meinen Antheil,“ setzte er erröthend hinzu, als er dem Blick des Alten begegnete, der ihn mit schlecht verhehltem Stolze zu messen schien, — „und Sie würden mir eine Freundlichkeit erweisen, um die zu bitten, mich nur die dringendste Nothwendigkeit entschuldigt.“

„Thut mir leid,“ erwiederte der Angeredete vornehm, nachdem er das, den Bittenden verletzende Examen vollendet hatte, — „habe keinen Platz übrig“ — dann wandte er sich kurz zu dem Postexpedienten, der ihm diensteifrig rasche Bedienung versprach und schritt, ohne den Jüngling weiter zu beachten, der Thüre zu, wo ein Lakai in reicher Livrée seiner harrte.

Nicht Zorn war es, der die bleichen Wangen des Beleidigten röthete, seine hohe Gestalt richtete sich auf, ein Blick des ungemessensten Stolzes flammte in dem dunklen Auge und schon wollte sich ein bitteres Wort seinen Lippen entringen, doch er unter-

drückte es, trat ruhig vor das Fenster und bat um ein Fahrbillet zur ordinären Post.

„Ihr Name?“ fragte der Beamte —

„von Somberg, Offizier im Regiment B . . .“

„Offizier“! wiederholte Jener — und sich halb vom Sitze erhebend, setzte er laut hinzu: „Sie haben noch eine Stunde Zeit, hier ist das Billet.“

Der junge Mann nahm es und verließ das Büreau. „Verdammte Hochmuth“ brummte er vor sich hin, als er in den Garten des Posthauses trat, „ist ihm mein Rock zu schlecht, so soll mir seine Gesellschaft noch weniger werth sein!“ — Mit diesem Trost, würdig eines Jünglings von achtzehn Jahren beruhigte sich Eugen von Somberg über die eben geschehene Nichtachtung seines Offizierpatentes, das er freilich nur in der Rocktasche trug und wir müssen zur Entschuldigung des alten Herrn anführen, daß unser Held auf den ersten Blick nichts darbot, was seine Reisegesellschaft hätte besonders wünschenswerth machen können. Ein fadenscheiniger Rock, bis oben zugeknöpft, eine Militair-Halsbinde und ein stark gemißbrauchter Hut bildeten die glänzende Außenseite, wozu noch ein Knotenstock kam, dessen Handthierung durchaus nicht zu der steifen Figur paßte, die Somberg in den ihm ungewohnten Kleidern spielte. Nichts desto weniger gewann sein Aeußeres bei genauerer Betrachtung; der edel geformte Kopf, der freie Blick

des Auges und die militairische Haltung gaben ihm etwas Gesetztes — Vornehmes; einem weiblichen Auge wäre die Weiße seiner Wäsche und die Feinheit der Hände aufgefallen, wenn ihn nicht schon die Bläsfe der Wangen interessant gemacht hätte, da sie, wenig harmonirend mit der frischen, lebenskräftigen Gestalt nur der zurückgebliebene Hauch eines jüngsterlittenen Kummers sein konnte.

Daher auch wohl der leise Seufzer, dessen er sich zu schämen scheint, denn er unterdrückt ihn, tritt fester auf, und greift, wahrscheinlich um sich zu zerstreuen, nach den Sträuchern, reißt welke Blätter ab und es gewährt ihm besonderes Vergnügen, dieselben klein zu reißen und wieder wegzuwerfen um das Spiel von Neuem zu beginnen. Es ist charakteristisch, daß der Mensch, wenn er zerstreut ist oder seinen Gedanken nachgeht, mit den Händen etwas zerstören muß — daher der plötzliche Tod so vieler Fliegen, zerrissenes Nähgarn, verschnittenes Papier, zerpflückte Blumen ꝛc. Somberg blieb nicht unbeachtet. Zwei junge Damen an der Hand einer älteren, wahrscheinlich der Mutter, hatten ihn kaum bemerkt, als sich auch schon die Jüngste, eine kleine Blondine, mit der Frage quälte, wer das wohl sein könne, zum Prediger paßte der Stock und der kleine Schnurrbart nicht, der Anzug war zu gut, um einem Bewohner des Dorfes anzugehören — und was das Auffallendste war, der Fremde hielt es nicht einmal der Mühe werth sich

nach ihnen umzusehen und sie zu begrüßen; Damen aus der Residenz mußten doch Aufsehen erregen, und auf der Reise macht man nicht umsonst Toilette, — sieh da — ihre Wege kreuzen sich — er sieht auf, und grüßt! — Also doch ein höflicher Mensch — und was er für ein hübsches Auge hat — dachte die Kleine, indeß der Fremde hinter dem Gebüsch verschwand. Ueber alle diese Betrachtungen hatte sie es jedoch nicht vergessen den Gruß zu erwiedern, und Somberg dabei Gelegenheit gegeben, ein freundliches, etwas schelmisches Auge zu sehen, während die Blicke der Mutter und ihrer älteren Tochter mehr das Abgemessene hatten, womit man der Höflichkeit von Leuten aus niederen Ständen dankt.

Sei es Neugierde, sei es, daß der Magnet ihn wirklich anzog, Somberg folgte den Damen, welche auf einer Rasenbank, unweit der Gartenthüre Platz nahmen, hielt sich jedoch so, daß er ungesehen von ihnen, seine Beobachtungen anstellen konnte. — Die Thüre des bretternen Gartenzaunes stand offen, hart an den Feldweg stieß ein weites Kornfeld mit seinen schönen, blauen Blumen, die gleichsam hingestreut waren, zwischen die vollen Aehren um den Schnitterinnen nach des Tages Mühe, im Kranze zu blühen, mit welchem der Landmann so gern sein Mädchen schmückt, — eine Sitte, welche wir jetzt nur noch in den Gegenden finden, welche die Natur höher begabte und wo der Mensch den Sinn für ihre Schönheit noch nicht verloren.

Beide Mädchen sprangen auf, als sie das Kornfeld erblickten. „Komm rasch Anna,“ sagte die Aeltere, „Vater wird gleich hier sein“ und damit eilte sie zum Garten hinaus, während die Jüngere ihr folgte, jedoch nicht, ohne sich vorher nach dem Fremden umzusehen. Die Mutter schaute ihren Kindern lächelnd nach und rief Anna noch die Ermahnung zu, sich ja nicht den feinen Battistshawl zu zerreißen. Doch die muntere Blondine war schon weit weg, der Schwester zuvorzukommen und vor ihr die besten Blumen zu erhaschen. Aber kaum waren die Mädchen über den Feldweg geeilt, als ihre Aufmerksamkeit durch das Geschrei eines Knaben nach dem Wege zu gelenkt wurde; ein Stier, der sich losgerissen, rannte daher, Bauern verfolgten ihn, immer näher kam er heran — das Geschrei wurde immer lauter, die Mädchen, im Begriff zur Mutter zurückzueilen, sahen, daß es schon zu spät war. Der Schrecken lähmte ihren Fuß, zitternd rangen sie die Hände nach der Mutter, welche das Geschrei hörend, herzugeeilt war — mit einem Blick das Thier — ihre Kinder — die Gefahr sehend, über den Weg fortstürzte, die Mädchen ergriff und sie zur Seite riß. — Der wüthende Stier, nur noch wenige Schritte entfernt, rannte auf sie zu, schon hörten sie das Schnauben hinter sich — schon hatte die Todesangst ihren Blick umflort und die letzte Kraft schwand aus den zitternden Nerven — als sie ein Arm umschlang — und

eine wohlbekannte Stimme „gerettet"! rief, — „Paulstein" rief die Mutter — und sank mit ihren Kindern in die Arme des todtbleichen Vaters. „Kommt — kommt" — rief er, „noch ist die Gefahr nicht vorüber" und zog sie mit sich fort, als sich ihnen ein Schauspiel darbot, das sie stutzen machte, ob es auch noch so gefährlich war, länger zu verweilen.

In dem Moment nämlich, wo die Mutter zu ihren Kindern eilte, hatte auch Somberg die Gefahr gesehen, sprang hervor und wußte durch einen geschickten Hieb mit seinem Stocke über die Augen des Thieres, die Wuth desselben auf sich zu lenken, so daß der eben hinzukommende Paulstein den Seinen freilich „gerettet" zurufen konnte. Nichts war interessanter und spannender — kein Anblick wohl verführerischer als der, welchen der Kampf Somberg's mit dem Stier darbot. Wir sagen verführerischer, denn das Gefühl aller Zuschauer im höchsten Grade erregt — jeder Nerv gespannt, die Todesangst noch auf der Stirne perlend — sah man — wie dort ein Mensch mit demselben Tode seinen Scherz trieb — mit der Gefahr spielte und sie muthwillig zu verlängern schien. Durch Kreuz- und Quersprünge neckte Somberg den Stier — machte ihn immer rasender — lief im Kreise und wenn er einen Vorsprung gewonnen, so raffte er Sand auf und warf denselben geschickt in die Augen des Thieres — brüllend vor Schmerz und Wuth rannte dieses wieder auf ihn zu —

Somberg sprang zur Seite und das Spiel begann von Neuem. Endlich gelang es unserm Helden, den Stier vollständig zu blenden — er schlug ihn und das Thier rannte ihm nach. Jetzt erst sah man, was er gewollt hatte, ein breiter Graben war in der Nähe, dahin lief Somberg — der Stier, dicht hinter ihm stürzte hinein, während jener durch seltene Gewandtheit dem Stoße ausgewichen war, die Bauern herbeirief und es ihnen nun überließ, Meister des Thieres zu werden.

Erschöpft wischte sich Somberg den Schweiß von der Stirne, das Lächeln, welches während des Kampfes um seine Lippen gespielt — verschwand — leichenblaß sank er auf einen Stein am Wege hin: der Mensch hatte das Thier bezwungen, aber die Kraft des Menschen war nun auch zu Ende. Die Art, wie er den Kampf geführt, wurde jetzt erst von den Meisten begriffen — daß jede seiner Bewegungen bedacht war — daß er den Tod vor Augen — nicht mit ihm gespielt — sondern ihm, durch Geistesgegenwart die Waffe entrungen — das sah man jetzt — und Staunen machte der Bewunderung Platz. Welchen Eindruck der Kampf auf die Damen gemacht hatte, wollen wir nicht beschreiben — jedes Auge folgte zitternd seinen Schritten und als nun die Gefahr vorüber, brach Anna in Thränen aus, während ihre Schwester Therese den Blick nicht von ihm abwendend, leise schauerte und der Mutter nur beklom-

men folgte, welche mit ihrem Flacon dem Ohnmächtigen zu Hilfe kam.

Es war nur ein Schwindel, der der plötzlichen Abspannung gefolgt war und bald öffnete Somberg die Augen. Er sah sich von den Damen umgeben — und vor sich den alten Herrn aus dem Postbureau — üblen Andenkens. Hastig sprang er auf. „Gott, Sie sind verwundet“ rief Anna und deutete auf seine blutende Hand. — Lächelnd verneigte sich unser Held — „Sie sehen, es ist gar nichts“, sagte er und zeigte den Finger, welchen er freilich nur an einem Dornenstrauch geritzt hatte — doch Anna wickelte rasch ihr Taschentuch um denselben so sehr sich auch Somberg sträubte. „Lassen Sie nur,“ lächelte sie, „ich muß doch auch etwas für sie thun!“ Wie gern hätte unser Held die niedlichen Finger geküßt — doch sah er nicht einmal hin, die Gegenwart des Alten machte ihn verlegen.

„Mein Herr,“ sagte dieser, „Sie haben mir Frau und Kinder gerettet — Ihrer Geistesgegenwart, Ihrem Muthe verdanke ich das Leben der Meinen — haben Sie meinen Dank.“ Damit ergriff er die andre Hand Somberg's — und schüttelte sie, — „wenn ich Ihnen womit dienen kann“ —

„Herr,“ rief Jener stolz, „Sie irren sich — ich bin Offizier.“

„Waa—s! — bitte tausend Mal um Verzeihung“ — und, indem er sich von seinem Staunen erholte,

wurde der Alte immer herzlicher — „mein theuerster Freund — ich war vorhin so beschäftigt.“ —

„Lassen Sie das“ — unterbrach ihn Somberg kurz, „das war ja so natürlich — meine Kleidung“ —

„Doch Sie fahren nun mit uns,“ bat Paulstein — „wir rücken zusammen.“ —

„Ja — ja,“ rief Anna, die Somberg's Hand losgelassen hatte, als er seinen Stand erwähnte, „Sie fahren mit.“ —

„Wir können sehr gut zusammenrücken“ — setzte die ältere Dame hinzu, indem der gutmüthige, dankende Blick sich plötzlich verwandelte, da sie ihren Mund zu einem süßen, ceremoniösen Lächeln verzog, mit sanfter Handbewegung ihre Haube ordnete — und nun vornehm freundlich auf ihren Lebensretter sah — „oh — wir haben Platz die Fülle, Johann nimmt die Haubenschachtel auf den Bock — es geht sehr gut!“ —

Somberg bemerkte sehr wohl die Veränderung, die in den Gesichtszügen Aller vorging und es machte ihm ein heimliches Vergnügen zu sehen, wie Paulstein und seine Gattin ihn während der Komplemente neugierig musterten; Anna, die erröthend zurückgetreten, schielte nach ihrem Taschentuche, nur Therese, die ältere Schwester veränderte ihre Haltung nicht, sondern blickte eher mit noch mehr Theilnahme auf ihn, als vorher. —

Alle diese Beobachtungen waren das Werk eines

Augenblickes — die Höflichkeit des Alten war Somberg jetzt geradezu, wenn nicht unangenehm, so doch peinigend, die Scene im Postbureau trat vor seine Augen, und schon hatte er ein „ich will Sie nicht inkommodiren" auf den Lippen, als er noch zur Zeit Anna's freundlichem Auge begegnete — es wurde ihm unmöglich etwas Bitteres zu sagen, aber trotz allem Zureden des alten Herrn — schlug er das Anerbieten aus.

„Nun, wenn Sie durchaus nicht wollen," bat dieser, „so suchen Sie uns wenigstens in Berlin auf, ich bin der Major von Paulstein." —

„Mein Name ist Somberg," — stellte sich der Jüngling vor. —

„So sollen Sie uns nicht entgehen — Herr von Somberg," lächelte der Major — „wenn Sie nicht von selbst kommen, so zwingen Sie mich, mit Frau und Kind Ihnen meine Aufwartung zu machen um einigermaßen unsern Dank auszudrücken."

„Ich werde mir die Ehre geben — gewiß, Herr Major," erwiederte Somberg sich verbeugend — folgte der Familie zum Wagen — einer prächtigen Chaise, half den Damen hinein und konnte nicht umhin, als der Wagen schon längst unter Staubwolken verschwunden, dennoch der Kleinen nachzusehen, deren Taschentuch in seiner Hand zurückgeblieben.

Es ist eigenthümlich, was ein Stück Weiberzeug für einen Eindruck auf einen Jüngling machen kann,

vorausgesetzt, daß die Dame, die es getragen, jung und hübsch ist. Ein Endchen Battist — mit oder ohne Parfüm, ein Stückchen Band, eine Schleife, sei es, was es sei, Alles hat seinen Reiz, es faßt sich so weich an — kein Stäubchen ruht darauf, so warm und zart ruht es in der Hand; in Gedanken legt man es wieder auf ihren Tisch — oder heftet es an ihr Kleid, man sieht es wieder an ihr — und versetzt sich in einen Sinnentaumel, wie Somberg, der das Taschentuch Anna's an die Lippen drückt — und doch schwebt das Bild Theresen's eben so hold vor seinen Augen als das ihrer Schwester.

Zweites Kapitel.

Greift nur hinein in's volle Menschenleben
Ein Jeder liebt's — nur Wen'gen ist's bekannt
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Göthe's Faust.

Wer hätte nie das wehmüthige Gefühl gekannt, so auf der Landstraße zu steh'n und einer flüchtig gemachten Bekanntschaft, die Einen interessirt, nachzuschauen! —

So ging es Somberg — außerdem noch ein Pfand — welcher Stoff zu Betrachtungen! — Wie gern wäre er mit gefahren, es gereute ihn schon, die Einladung abgelehnt zu haben und doch wollte wieder sein Stolz von der Aussöhnung mit Paulstein Nichts wissen. — Ja, er war stolz, ungeheuer stolz, sobald er Reicheren oder Vornehmeren als er, gegenüberstand — und selbst, wo er es nicht nöthig hatte, wo man ihm mit Achtung begegnete — da wollte er stolz sein — und wurde somit abstoßend. Seiner Armuth — denn er hatte fast Nichts, rühmte

er sich; er wollte sich Selbst Alles verdanken und als ob ihm dies schon gelungen, war er eitel auf seine Persönlichkeit. So jung er war, hierin hatte sich sein Charakter schon vollständig ausgebildet — nicht nur dem Stolzen sondern auch Jedem, der über ihm stand, setzte er Hochmuth entgegen, Niedere behandelte er als seines Gleichen, wenn er sie ehrte, sonst mit Geringschätzung. Dabei herrschte in ihm doch das Herz mehr als der Kopf, ein Wort konnte ihn zum bittersten Feinde aber auch zum innigsten Freunde machen, mit dem Unterschiede, daß er in der Feindschaft viel beständiger als in der Freundschaft war, denn er verlangte hier zu viel und bot zu wenig — da er zu viel Gefühl hatte um davon zu reden, eher kalt erschien und das gewöhnliche Leben selten Gelegenheit darbietet, wahre Freundschaft durch die That zu beweisen — denn für Kleinigkeiten hatte er keinen Sinn; d. h. um sogenannte Freundschaftsdienste, Aufmerksamkeiten u. s. w. zu erweisen, hatte er zu wenig Weibliches in sich. —

Doch kehren wir zu ihm zurück. Unzufrieden mit sich selbst, denn er hatte weder seinem Stolze noch seinem Herzen genügt, steigt er in den Postwagen, den man sich, ohne einer hochlöblichen Postverwaltung zu nahe zu treten, so eng und unbequem als möglich denken mag — woher denn auch die Reisenden nummerirt und vom Conducteur eingepackt wurden, wie wir uns erinnern, einst von Königsberg nach Berlin

geschickt zu sein. Es gab einige hundert Haltepunkte, wo die Glieder ausgerenkt und in verkehrter Ordnung wieder eingepackt wurden um uns nicht in einer orthopädischen Anstalt abladen zu müssen.

Ein Glück für Somberg, daß den sechssitzigen (!) Wagen nur noch eine Person beanspruchte; so konnten sie Beide es sich einigermaßen bequem einrichten.

Der Neuhinzugekommene ließ seinen Regenschirm vorangeh'n, dann einen „guten Morgen", zuletzt erschien seine eig'ne, werthe Person, nachdem sie vor dem Conducteur, der ihr hineingeholfen, den Hut gezogen, statt ihm ein Trinkgeld zu geben.

Die lange Figur stellte einen Mann in den vierziger Jahren vor, äußerst schlank und mager, von einer Persönlichkeit, wie man sie einmal gesehen, nicht wieder vergißt. Pechschwarzes Haar hing ihm bis auf die Schultern herab, auf der einen Seite war es hinter's Ohr gestrichen, während es auf der andern gerade herunterfiel. Die Stirne niedrig und vom Haare verdeckt; dichte, buschige Augenbrauen, eine große etwas spitze Nase, der Mund fein, unten wollüstig aufgeworfen, Kinn und Backenknochen stark hervorstehend. Die kleinen, hellen, in's Grau spielenden Augen hatten etwas Stechendes und rollten lauernd unter den dichten Wimpern; das Gesicht von Blattern entstellt, starker Schnurr- und Kinnbart vollendeten das interessante Profil. Der sanfte Klang seiner Stimme, der Wohllaut seiner Rede, die eig'ne Art sich aus-

zudrücken, zogen sofort die Aufmerksamkeit Somberg's auf ihn, und hatte der Blick seiner Augen zuerst etwas Abstoßendes, so fesselte er jetzt, wo er im Reden seinen Gedanken vorauseilte, um so mehr. —

Nachdem der Fremde seinen grauen Ueberrock so weit zugeknöpft, daß man nur wenig von der etwas malpropern Sommerweste sehen konnte, beschäftigte er sich vorerst damit, seine Beine auf den Sitz gegenüber zu legen, sie wieder herunter zu nehmen, die Fenster des Wagens zu öffnen und zu schließen, sich zu räuspern — dann nahm er ein Buch vor, blätterte darin, legte es fort und fing wieder an, mit seinen Beinen und den Fenstern zu wirthschaften. Nachdem Somberg ihm eine Weile zugesehen, entschloß er sich, dies Original näher auszuforschen und begann mit der gewöhnlichen Frage aller Reisenden, „wie weit der Herr fahre?" —

„Bis Berlin," — antwortete der Lange, sichtbar erfreut, angeredet zu sein, zog die Füße unter die Bank, rückte näher an Somberg, und fuhr fort: „Reisen auch dahin? — haben wohl keine Neuigkeiten, wird Krieg, bleibt Friede, fahren wir fort nur so zu vegetiren? ich weiß nichts von der Oberwelt, seitdem ich Berlin verlassen." —

„Nun," erwiederte Somberg, „seit den drei Wochen, die ich weg bin" —

„Verzeihen Sie — mein Herr, drei Wochen ist ja ein seculum, lieber Himmel, da hat sich die

Landkarte von Europa schon dreimal verändert, nein, da habe ich doch neuere Nachrichten.“ —

„Gute oder schlechte?“ fragte Somberg. —

„Was ist gut, was schlecht,“ seufzte Jener, „man soll Gott für Alles danken — wenigstens wir müssen's schon!“ —

„Wen meinen Sie mit dem „Wir“?“ —

„Preußen, mein Herr, Preußen, das kleine, liebe Preußen, das vor aller Welt den Hut gezogen, seine Armee einbalsamirt — 's wär auch Schade um die Uniformen.“ —

„Spotten Sie nicht“ — zürnte Somberg, „man wird die Armee brauchen, wenn es Zeit ist und dann wird sie zeigen, daß sie das wieder in der Rheincampagne gelernt hat, was sie seit dem siebenjährigen Kriege vergessen.“

„Brav gesprochen, mein junger Freund,“ sagte der Lange und drückte unserm Helden die Hand, „mancher Andere hätte mir statt der Antwort nur ein „Roßbach“ genannt — ja, ja — mögen wieder etwas gelernt haben — aber unter uns — wir halten doch nicht Stich!“ —

„Wie so?“ fragte Somberg.

„Sehen Sie“ — räusperte sich der Gefragte — „die Regierung Friedrich des Großen ist kein Segen für uns.“ —

„Was,“ — unterbrach ihn Somberg lachend — „was sagen Sie da?“ —

„Hören Sie erst — junger Mann,“ zürnte der Lange, „ich sage, sie bringt uns nicht nur keinen Segen, sondern sie wirkt sogar indirect zu unserm Ruin! — Ja,“ fuhr er fort — und seine Stimme hob sich — „Friedrich's Geist — dieser Königsgeist des Jahrhunderts hob uns aus dem Dunkel, schrieb unsern Namen in das Buch der Weltgeschichte, daß er mithandle und mitwirke in ihrem gewaltigen Gange — er baute eine neue Staatsmaschine und legte ihre Ketten und Räder so, daß sie eingriffen in das große Uhrwerk der Welt — doch wem hat er das Geheimniß hinterlassen, sie zu leiten? Die Maschine geht, weil keiner daran rüttelt — Niemand wagt sie anzutasten, noch ist sie von Außen gewaltig, der Schein täuscht alle Welt — das Ausland zittert vor ihr — denn es glaubt noch das Auge des großen Königs zu sehen, wie es herausschaut und sein Werk hütet — wie aber, wenn nun Jemand es antastet — ha? da liegt das Kartenhaus — die Räder und Fugen sind rostig — sind hohl — denn der Geist fehlt — der Geist ist todt.“ —

„Sie sehen Gespenster,“ erwiderte Somberg, „lassen Sie doch schlimmsten Falls die Maschine brechen — so bleibt das Volk — die Armee, wir bauen eine Neue!“ —

„Bauen,“ — lachte der Lange, „bauen, im Kriege — wo Alles fertig sein muß? und womit? das Volk ist

demoralisirt — die Armee verdorben — Dünkel statt Eifer.“ —

„Halt,“ — rief Somberg — „ich bin Soldat!“ —

„So werden Sie das besser kennen als ich — doch entschuldigen Sie, es giebt übrigens viele Offiziere, die ebenso denken wie ich!“ —

„Ein schlechter Offizier,“ entgegnete Somberg, „der an der Güte seiner Waffe zweifelt — thäte ich's, so diente ich nicht länger.“

„Was,“ meinte der Lange, „Sie würden dann nicht dienen — ich glaube dann erst recht — denn wer Fehler kennt, sucht sie zu verbessern — es ist nur das Schlimme dabei, daß die Meisten sie nicht kennen wollen. Prinz Louis dient ebenfalls — und wahrhaftig, er denkt noch schlimmer darüber als ich.“

„Kennen Sie den Prinzen näher?“ — fragte Somberg. —

„Ich bin sehr vertraut mit ihm,“ erwiederte der Gefragte, „der Prinz hat seinen Kreis in dem er lebt, wenn er zu lange Hof-Luft geathmet — doch Sie sollen ihm vorgestellt werden, was ich von Ihnen gehört habe, das gefällt mir, und Sie sollen ihn kennen lernen — wie er ist, als Mensch, als Gesellschafter — nicht als Prinzen, denn bei Hof oder gar vor der Front giebt er sich nur halb — ja, ja, kommen Sie nur zu mir, mein Name ist Niesel.“

„Niesel! dann habe ich von Ihnen gehört, derselbe“ —

„Derselbe,“ — fiel der Lange ein, „ganz derselbe, der überall genannt ist, wo man von guten oder schlechten Streichen erzählt, die in Berlin passiren, etwas Raisonneur und Freigeist, aber sonst ein guter Mensch, leidlicher Gesellschafter — da haben Sie mich in effigie und in natura.“

„Ich komme sehr bald,“ lächelte Somberg.

„Wie wär's heut Abend“, — fragte Riesel.

„Wenn Sie erlauben — aber,“ setzte Somberg sich verbessernd hinzu — „ich störe Sie — lieber Morgen.“

„Nein, nein, von Stören ist keine Rede, kommen Sie nur, ich sehe schon, wir werden Freunde werden; vielleicht kann ich Sie schon heut dem Prinzen vorstellen, doch, da sind ja die langweiligen Thore Berlins und das liebe alte, breitgetretene Pflaster!“ —

Der Wagen hielt bald vor dem alten Postgebäude der Hauptstadt und nach herzlichem Handdruck trennte sich Somberg von seinem neuen Bekannten, der es ihm überließ, die Trinkgelder zu zahlen, statt dessen aber mehrmals den Hut zog und sich eiligst entfernte. —

Drittes Kapitel.

Fast nie stehen die Menschen auf dem Platze, den sie gewählt haben würden, daher die vielen schlechten Schuhmacher, Priester und Minister. —

Friedrich II.

Umarmt euch! mehr als Brüder sind,
Die einem Gedanken ergeben.

Niccolini (d. v. Lepel).

Was ist von dem Leben eines jungen Menschen zu sagen, bevor er in die Welt tritt — entweder gar nichts — oder es ist ein Roman für sich; ein Jeder lebt ihn durch, hier ist er mehr verworren als dort — und dennoch ist's überall dasselbe, der Mensch schlägt sich durch — oder wird durchgeschlagen, er wächst aus der Kinderstube heraus, oder wird herausgerissen und reibt sich die Augen, je mehr ihn das Leben schüttelt — kurz der Knabe wird Mann oder wird's nicht, wird blos älter an Jahren — der Charakter bildet sich oder zerfällt — das ist die Quintessenz des Ganzen.

Es ist der Roman der Kinderstube an sich gewiß sehr interessant, wenn er richtig geschildert wird, doch wir überlassen dies Thema gern denen, die ihr Leben zwischen Küche und Kinderstube zubringen, den Stoff also aus erster Hand empfangen und es bleibt uns nur zu sagen, ob sich der Charakter unsers Helden gebildet oder nicht. Selten tritt ein solcher schon geprägt in die Gesellschaft, zumeist fügt er sich erst später in ihre Formen oder tritt ganz aus ihr heraus.

Bei Somberg fand weder das Erstere noch das Letztere statt. Früh hatte er seine Eltern verloren, der Vater war Offizier gewesen und so war ihm eine Stelle im Kadettencorps offen. Dort lebte er wie alle Andern, aß, trank und wuchs an Schönheit und Gestalt — er lernte nicht zu viel und nicht zu wenig, war bei tollen Streichen nicht der Letzte aber auch nicht der Uebermüthigste — kurz, er vegetirte auf Gottes Erdboden, wenn man anders ein Kadettenhaus so nennen kann; ward endlich Fähnrich im Regiment B... und kaum hatte er seine Epaulettes unter den Linden spazieren geführt, als ihn ein schwarz gesiegelter Brief nach R... rief, die Erbschaft seiner letzten, nun auch dahin geschiedenen Verwandten anzutreten. Er reiste dahin, empfing einige hundert Thaler, die mit dem Rest seines übrigen Vermögens nun einige Tausend voll machten, deren spärliche Zinsen ihm dennoch eine willkommene Zulage zu seinem geringen Solde waren. Kein Un-

eingeweihter ahnt — was ein Lieutenant und mehr noch ein Fähnrich mit wenigem Gelde möglich macht. Kein Kaufmann wagt es solchen Kredit zu erheben und wohl zu keiner Zeit lebt der Fähnrich so vergnügt, als gerade in der letzten Hälfte des Monats — wo der „Erste" mit seinen Rechnungen und Betrachtungen vergessen und der letzte Thaler vom Gehalt durchgebracht ist. — Wir wollen nicht sagen, daß Somberg eben so dachte — dazu war er noch zu jung — es giebt nämlich keinen größeren Oekonomen, Feldherrn, Weltverbesserer ꝛc. als einen Fähnrich, der eben in die Welt tritt, welche Tugenden sich jedoch bald genug abschleifen.

Wir trafen Somberg bei seiner Rückkehr aus R . . . in W . . . Hatte er auch die Verblichene nur zwei Mal in seinem Leben gesehen, so war es ihm doch ein überaus drückendes Gefühl, die Hand voll Erde auf die Grube zu werfen, welche ihn nun von der letzten Blutsverwandten schied. Und dennoch ging er neu belebt von dannen — „von nun ab, allein in der Welt," — dachte er — „mußt Du auf Dich selbst bauen," — und er fühlte die Kraft und den Muth in sich, es zu thun. Je mehr uns das Unglück trifft, desto lebendiger fühlt der Mann seine Kraft — und das Selbstbewußtsein stählt sich in den Schlägen des Schicksals.

Was Somberg unterwegs begegnete, haben wir erzählt, und finden ihn nun in seinem Stübchen

wieder, wo er seinen besten Uniformrock hervorsucht, um recht stattlich vor dem Prinzen zu erscheinen. — Bald ist er mit seiner Toilette fertig, den Säbel hinter sich herschleifend, daß er die Treppe herabklirrte, ging er zu Niesel.

Mauerstraße Nr. 6, zwei Treppen hoch — an der Thüre steht mit zierlichen Lettern C. A. Niesel, homme de lettres.

Somberg klopfte an — schon ist es dunkel — eine weibliche Gestalt öffnet, verschwindet aber sogleich, und statt ihrer erscheint der Lange aus dem Postwagen, im Schlafrock, ein Buch in der Hand.

„Ah — mein Freund Somberg! brav daß Sie Wort halten — nehmen Sie Platz! — trinken Sie Bier? — Entschuldigen Sie nur meinen Anzug — werde gleich so weit sein — da — lesen Sie unterdeß." — Mit vielen Bücklingen nöthigte Herr Niesel unsern Helden auf's Sopha, drückte ihm ein Buch in die Hand, und war, noch ehe Somberg zu Worte kommen konnte, verschwunden.

Das Buch war eine Dante in der Ursprache, die Somberg wahrscheinlich nicht zu entziffern verstand, denn kaum war Niesel verschwunden, als er auch die göttliche Komödie bei Seite warf und statt dessen nach einer Zeitung griff. Aber auch diese fand er ungenießbar, denn es war ein englisches Blatt. Noch ehe unser Freund etwas Anderes gefunden, war Niesel hereingeschlüpft, abermals mit einem Buche in der

Hand. „Bester Freund," rief er, es Somberg gebend — „entschuldigen Sie mich — ich bin gleich fertig — blättern Sie etwas hierin, es wird Sie interessiren." —

Lächelnd nahm Somberg das Buch — „Gottlob," dachte er, „es ist wenigstens deutsch!" — aber, oh Himmel, was sollte er mit einem Werk über Nationalökonomie mit Randglossen von Riesel! Kaum hatte er es bei Seite gelegt — als auch der Lange schon wieder in der Thüre stand, Rock, Weste und ein neues Buch in der Hand.

„Bester Riesel," rief Somberg ihm entgegen, dem es vor der neuen Lectüre graute, „ziehen Sie sich so langsam an, wie Sie wollen, ich warte lieber und sehe zu, als daß ich Nationalökonomie lese." —

„Aber doch sehr interessant," bemerkte der Lange, indem er die Weste anzog — „wichtig für Diplomaten; haben Sie nicht darin geblättert? sehr originell — nicht wahr?" —

„Ja wohl — sehr interessant," lachte Somberg, „besonders der Anfang — wo der Verfasser sechs Bände verspricht." —

„Sieh da — haben Sie das gleich bemerkt," — staunte Riesel, welcher nur die ersten Worte gehört hatte, „der Tausend — ja, ja, der Anfang ist besonders originell — darf ich fragen, ob Sie sich damit schon beschäftigt haben?"

„Versteht sich," bejahte Somberg, „wenn das Studium nur nicht so schwierig wäre — und daher," fügte

er lächelnd hinzu — „lasse ich auch die National-Oekonomie noch so lange liegen, bis ich die Privat-Oekonomie recht inne habe.“

Unterdessen war Wiesel tant bien que mal mit seinem Anzuge in Ordnung — und Beide machten sich auf den Weg. —

Es war damals viel Leben in Berlin. Man stand am Vorabend großer Ereignisse. Bange Ahnungen erfüllten den Einen, große Hoffnungen den Andern. Das Riesenschwert des Korsen war über Europa gezückt und jeder Staat erwartete, das Eisen auf sein Haupt herabfallen zu sehen. Auf den Straßen rief man sich die Neuigkeiten zu, es bildeten sich Gruppen, man debattirte, zankte sich und das Ende war, wie immer, Klagen und Raisonniren über die Regierung. Im Allgemeinen waren damals in Berlin zwei große Partheien, die sich wieder in Kleinere zersplitterten, es waren dies die Kriegs- und Friedenspartheі. Die Spaltung ging hinauf bis in die höchsten Schichten der Gesellschaft, unter den Staatsmännern, in der Armee — im Volke waren beide vertreten. Jeder bedeutende Mann bildete dann wieder seine besondere Klique, da gab es eine Englische, Russische, Oestreichische und anti-Oestreichische, ja selbst eine Französische Parthei, letztere besonders durch Liberale vertreten. Der Einzige, der neutral blieb, war der noch jugendliche König, doch stand seine Ansicht leider nicht über, sondern unter

den Partheien, denn man merkte es den Maßregeln der Regierung wohl an, daß bald dieser, bald jener Parthei Gehör geschenkt wurde.

Die Kriegspartei „um jeden Preis“ war besonders durch die jüngeren Glieder der Armee vertreten und diese wieder durch den Prinzen Louis Ferdinand.

Dieser Prinz, zweiter Sohn des Prinzen August Ferdinand, Bruders Friedrich II., kaum dreiunddreißig Jahre alt, spielte unter den Charakteren der Residenz eine Hauptrolle. Mit hellem Verstand, schönem und kräftigen Aeußern ausgestattet, aber glühend in heftigen Leidenschaften war für ihn nur der Thron, — keine andere Stellung konnte ihm genügen. Keine Wissenschaft war ihm fremd, keine Kunst; — schon seit der Rheincampagne, wo er oft große persönliche Bravour gezeigt, war er Liebling der Armee; jetzt repräsentirte er den altpreußischen Soldatengeist dem Könige gegenüber. Leider paßten beide Charaktere zu wenig zu einander, als daß sie sich hätten nähern können. Friedrich Wilhelm III., erzogen unter dem régime der Lichtenau und der Rietz, lernte früh Ueppigkeit und Verschwendung verachten. Sein herrliches, kindlich reines Gemüth, wurde durch Mängel der Erziehung verschlossen und in sich gekehrt. Persönlich brav sah er in den Rhein-Kriegen nur schlechte Erfolge, daher seine Abneigung gegen den Krieg und der Mangel an Vertrauen auf die Kraft seines Landes und seiner Armee. Dazu kam noch ein strenges

Rechtlichkeitsgefühl — er hielt es für unwürdig, das jetzt von allen Seiten bedrohte Frankreich anzugreifen. Prinz Ludwig dagegen, der feurige Jüngling, voller Selbstvertrauen und Hoffnung, eben so rasch und entschieden, als der König langsam und bedächtig — er, mit dem Wahlspruch „Siegen oder Fallen" jedes Bedenken niederschlagend, — der König stets das Wohl der Nation im Auge, bald Haugwitz, bald Hardenberg vertrauend, — Beide waren so unendlich von einander verschieden, daß eine Spannung erfolgen mußte. Die Folge davon war, daß der Prinz sich fast ganz vom Hofe zurückzog und seinen Kummer über den vermeintlichen Fall des Vaterlandes in dem wildesten Taumel des Vergnügens zu ersticken suchte. Thatendurstig wie er war — zur Unthätigkeit verdammt, gingen seine schönen Kräfte verloren, Spiel, Jagd und Wein wurden sein Zeitvertreib — er stürzte sich jeder Leidenschaft in die Arme, und was er früher nur gekostet — darin schwelgte er jetzt.

So trafen ihn nach einem wild durchlebten Tage Niesel und Somberg in einem Lokale der Vorstadt, eine Art Ressource, welche der Prinz öfter besuchte. Der Saal war erst halb angefüllt. Tabackswolken verbargen die Gäste, theils Offiziere, theils Gelehrte, denn so Mancher drängte sich in die Gesellschaft des liebenswürdigen und geistreichen Prinzen und Jeder wurde gelitten, der das Herz auf dem rechten Flecke und einen lichten Verstand hatte.

An der Mitte eines langen, reich mit Flaschen und Gläsern besetzten Tisches, saß ein junger Mann, von schönem, stattlichen Aeußeren, tiefblauen Augen und dichtem, dunklen Haar; die bleiche Wange ruhte auf der zarten, weißen Hand, indeß der Ellbogen auf den Tisch gestützt — die männlichen, entschlossenen Züge — das geistvolle Auge, das freie Oval des Kopfes, die kräftigen Arme — und dazu der sanfte, schwärmerische Blick — der Mann hatte etwas Königliches und noch mehr poetisches! „Das ist der Prinz" flüsterte Riesel seinem Begleiter in's Ohr und Beide traten heran.

Kaum hatte sich der Lange dem Prinzen genähert, als dieser aufsprang und ihm, die Hand reichend, ausrief: „Ovid ist wieder da, willkommen!"

Ein donnerndes „vivat Riesel," erschallte sogleich von der fröhlichen Tafelrunde und Alles drängte sich herzu, ihm die Hand zu schütteln und ihn zu begrüßen.

Somberg hatte unterdessen Muße, die Gesellschaft näher zu betrachten — theils in der Wissenschaft ergraute Männer — theils noch unbekannte, aber viel versprechende junge Leute; vor Allem waren jedoch die Gensd'armes stark vertreten, jene bekannten Reiter der Residenz, ein Greuel allen Ehemännern und Bräutigams, eben so stattlich und schön, als stolz und hochfahrend, dem ruhigen Bürger die drückendste Last des Fierdens, aber die stolzeste Hoffnung für den Krieg. Alle schaarten sie sich herum um den

Helden der Weinstube, dessen Witz so oft die Hallen von dem Lachen der Gäste erdröhnen ließ und dessen feurige Rede sie oft mehr erwärmt, als der funkelnde Wein in den schäumenden Kelchen.

Erst nach geraumer Zeit gelang es Niesel unsern Freund an's Licht zu bringen — „hier, meine Herren," — rief er, „ein neuer Rekrut für unsern Kreis, ein braver Preuße vom Regiment B . . ." Aller Augen ruhten auf der hohen Gestalt des Jünglings, der verlegen erröthete.

Es war das erste Mal, daß Somberg vor einem Gliede seines Königshauses stand — „Willkommen!" begrüßte ihn der Prinz und ergriff seine Hand. —

Somberg schaute auf, dreist uud kühn sah er dem Fürsten in's Antlitz — „treu Dir und Deinem Hause für immer" war der Schwur, der im Herzen des Begeisterten jauchzte, als er sich tief verbeugend die königliche Hand drückte. — Alle sahen auf ihn — auf den Fürsten, und Jeder fühlte, daß hier dem Manne ein Freund geworden, wie er ihn auf keinem Throne gewonnen hätte.

Mit Wohlgefallen bemerkte der Prinz den Eindruck, welchen seine Huld gemacht hatte, er ergriff ein Glas und trank auf das Wohl des Landes, welches seine besten Söhne hergesandt, sein Recht und seinen Thron zu schützen, — „geb's Gott," schloß er — „wir treffen uns bald auf dem Felde der Ehre!"

Die Gläser klangen und manches Auge wurde

feucht — der Prinz hatte seinen innersten, reinsten Wunsch verrathen — ein Jeder wußte, wie ihm zu Muthe war.

Bald hatten Alle wieder ihre Plätze eingenommen und während ein Gensd'armes Somberg mit Wein versorgte, hatte Niesel sich neben den Prinzen gesetzt und sollte nun seine Neuigkeiten herauskramen.

„Man hofft eine günstige Wendung in der Politik," — begann dieser — „das Land verspricht sich viel Gutes von Haugwitz." —

„Von Haugwitz — ha ha!" — lachte der Prinz — „er vergiftet uns noch mit Opium, daß selbst der Donner der Kanonen uns nicht wecken wird — pereat Haugwitz! Nennen Sie mir den Namen nicht — doch Sie sollten die allerliebsten Kränzchen sehen, die meine Schwester Radziwill arrangirt — da führen wir den kleinen Krieg mit dem Hofe, kein cunctator-Gesicht wird gelitten! — Die Königin ist schon so gut wie gewonnen."

„Augenblicklich," bemerkte ein würdiger alter Herr, „hat der Kaiser es auf Oesterreich abgeseh'n — das ist der Moment, meine Herren, wo wir auftreten müssen." —

„Wir! alter Johannes," lachte Niesel — „wir — da könnt Ihr noch manchen Band Schweizergeschichten schreiben, ehe es dazu kommt. Wir halten Friede und lassen Oesterreich sich die Finger verbrennen."

„Nun, viel schaden thät' es ihnen nicht," — meinte ein Gensd'arme — „die Holters sind wieder übermüthig!"

„Pfui!" donnerte Johannes von Müller, „immer der alten Zwist in deutschen Gauen, Fluch über den preußischen Egoismus!" —

„Na, na," — begütigte ihn Nicolai, „Haugwitz wartet auf seine Zeit." —

„Ja," rief der Historiker — „er macht den Adler zum Geier — er wittert Kadaver!"

„Nun, so hätten wir doch etwas," brummte der Prinz — „wenn wir nur nicht einst nach unserm eignen Leichnam greifen müssen!" —

„Der Prinz ist wieder in seiner Laune" — flüsterte Niesel Somberg zu, der mit dem höchsten Interesse dem Wortwechsel gefolgt war; er hatte die Politik noch nie von dieser Seite betrachtet. — „Steht es denn wirklich so schlimm," fragte er halblaut. — „Er," antwortete ihm ein alter Herr, auf den Prinzen deutend, „hat das zweite Gesicht — ich fürchte" —

„Was flüstert ihr da?" fixirte ihn der Prinz. —

„Impavidum ferient ruinae!" fiel Niesel rasch ein — während der Alte, den Kopf schüttelnd, sein Glas leerte.

„Brav Niesel — das ist ein Spruch," — rief Louis „und mit ihm weg die Politik. Wenn es gilt — mag's kommen wie es will — Napoleon wird noch Männer genug in Preußen finden."

„Und," ergänzte Niesel, „in dem petit duc d'Orleans von Berlin — wie er Ew. Kgl. Hoheit nennt — gewiß nicht den unbedeutendsten" —

„Apropos, Niesel, wißt Ihr, daß Gentz Ernst macht?"

„Wie so Kgl. Hoheit?" —

„Er hat der Rahel seinen Antrag gemacht, ihr eine wohlstudirte Liebeserklärung und ein Dutzend Verse in's Haus geschickt." —

„Und das," fragte Niesel, „erzählen Sie so ruhig, mon prince?"

„Warum nicht," — lächelte dieser — „lieben und lieben lassen!"

Unterdessen war es schon ziemlich spät geworden, doch in Somberg's Umgebung wurde die Gesellschaft immer fröhlicher, ein neuer Gast war hinzugekommen, der unsern Helden als Jugendfreund begrüßte. Carl von Otten, so hieß er, machte Somberg mit den übrigen Offizieren bekannt — und seitdem er einen Halt gefunden, fühlte sich dieser auch behaglicher in dem neuen Kreise. Da Infanteristen zugegen waren, brachten die Gensd'armes das Kapitel über Hunde und Pferde aus courtoisie nicht vor, wogegen der Dienst einen reichen und unterhaltenden Stoff für Humor und Ironie darbot.

Der Vorgesetzte, sei es im Militär, in der Büreaukratie oder in irgend einem andern Verhältniß, er ist und bleibt ein ergiebiges Thema für die Be-

obachtungen und den Witz seiner Untergebenen. Keine Falte seines Charakters bleibt unentdeckt, kein Zug unbekrittelt und wenn er ungesehen zuhören könnte, müßte er eine Selbstanschauung gewinnen, wie sie ihm weder Spiegel noch eigenes Nachdenken geben kann.

Wer da wissen will, wer er sei
Erzürne der Nachbarn zwei oder drei. —

Ein Vorgesetzter könnte es auch gratis erfahren, wenn es kein Dienst-Reglement gäbe!

Der Prinz hatte sich bereits entfernt — und so wenig auch seine Gegenwart genirte — konnte man doch jetzt raisonniren, ohne seine Meinung besonders vertreten zu müssen.

Horchen wir einmal hin. Ein junger Offizier — äußerst elegant, ergreift das Wort. Freilich spricht er nur leise — aber er redet mit Grazie, streichelt Bart und Haar, jedoch ohne das Kunstwerk des Friseurs zu zerstören, jede seiner Bewegungen zeigt, daß er aus einer Fülle von Gedanken nur Einzelne hinwerfen mag, während er den Rest für eine Damengesellschaft aufspart — doch hören wir ihn.

„Ja, ja meine Herren, ich, der Baron Felseck, gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß es unmöglich ist, ein malheur vorauszusetzen, wo hat denn der parvenu es mit einer Armee zu thun gehabt, die, wie unsere, ein reglement Friedrich des Großen besitzt! Der Mann wird sich den Kopf einrennen, er ist unverbesser-

lich! Begreife überhaupt nicht, wie er mit dieser demokratischen Armee fertig wird — wie die Oestreicher sich von einem Haufen marodeurs und sansculottes haben schlagen lassen — erst seit einiger Zeit sind die Leute überhaupt uniformirt, von Exerciren ist nicht viel die Rede — keine Eleganz, kein Tritt, gar nicht militärisch — wie gesagt, ich begreife es nicht.“ —

„Hm — wenig Begriffsvermögen,“ flüsterte Otten für sich — während Somberg sich die Mühe nahm Felseck zu widersprechen. —

„Daß Napoleon,“ sagte er, „ein Feldherr, daß seine Armee brav und erprobt ist, zeigt der Erfolg; mag das Fremdartige in ihrer Organisation uns unmilitairisch erscheinen, ich glaube doch, daß wir einen Gegner finden werden, der uns genug zu schaffen machen wird“ —

„Und,“ fuhr Otten fort, „wer weiß ob nicht gerade dies Fremdartige, die neuen Einrichtungen, das zerstreute Gefecht in Stelle der Massentaktik es sind, womit der alte Zopf bezwungen wird, so in Amerika wie jetzt in Europa überall.“

„Ha ha,“ lachte Felseck, „die Spießbürger hätten wahrlich nicht Stand gehalten, wenn die Engländer nur hinreichend Truppen gehabt hätten, aber freilich die Masse erdrückt — so denke ich mir den Sturm der Bastille — ob die Vordersten auch noch so feige sind, die Menge drückt sie vor — an Kanonenfutter

fehlt es nicht und so wird ein Haufen Kanaille zuletzt in die beste Truppe hineingedrängt — aber auf freiem Felde, meine Herren, parole d'honneur — wenn Fanfare geblasen wird und Sturmschritt geschlagen, dann wollen wir einmal diese Revolutionshelden anseh'n." —

„Ich dächte", wand Otten ein, „wir hätten schon Gelegenheit gehabt, einen Unterschied zwischen französischen Truppen und jenen Rebellen zu finden" —

„Und," rief Somberg, „die Begeisterung für den Kaiser — der Nationalstolz, die Ruhmbegierde in jedem Einzelnen — wie herrliche Züge stehen davon in der Geschichte von Lodi, Arkole, den Pyramiden." —

„Pah — Begeisterung," — unterbrach ihn Felseck verächtlich — „der Soldat gehorcht — er ist Maschine — und selbst die Offiziere — weiß Gott, ich kann mir nichts Originelleres denken, als einen begeisterten General — ha ha — Hohenlohe — Braunschweig — Kalkreuth — begeistert — wenn sie anfangen sollten, am Ende noch Verse zu machen, ha ha! —

„Wenn Sie das komisch finden," sagte Somberg, und man sah ihm an, daß die Worte Felseck's ihn verletzt hatten — „wenn Ihnen das possierlich ist, für Ehre — Ruhm und Vaterland zu schwärmen, so möchte ich nicht" — er betonte diese Worte — „den nüchternen General zu meinem Feldherrn haben, der seine Figuren zieht und gähnend, ehe er Schach

bietet — im Reglement nachschlägt, ob es auch vorschriftsmäßig sei."

„Bravo," riefen Einzelne dem kühnen Sprecher zu, der vielleicht, ohne es zu wissen, so manchen der damaligen Feldherren charakterisirt hatte — denn die Pedanterie hatte es glücklich so weit gebracht, daß man schon daran dachte — Truppenbewegungen, Schlachtordnungen u. s. w. geometrisch zu construiren. Nichts war dann leichter für den General, als die Recepte auswendig zu lernen und sie dem Feinde zu oktroyiren, half's nicht — nun — so wurde man geschlagen und konnte den Feind immer noch durch sehr interessant gehaltene Rückzüge imponiren.

Felseck hatte Somberg, während er sprach, von oben bis unten angesehen — schüttelte den Kopf und erwiederte mit der größten Ruhe und nicht ohne Sarkasmus: „Ah — Sie haben vielleicht Recht, wir Alle Unrecht — nur Schade, daß es nicht viel helfen wird, Sie müßten denn Ihre neue Methode uns einimpfen — doch bis dahin wird sich die Schule Friedrich's des Großen wohl noch bewähren — so wenig Sie auch davon zu halten scheinen." —

Schon hatte Somberg eine heftige Antwort auf der Zunge als Niesel lachend hinzutrat — „hier, bester Somberg, kommen Sie nicht durch, die Stahlpanzer der Gensd'armes," fuhr er mit einem Seitenblick auf Felseck fort, „sind hieb- und stichfest — und," setzte er leiser hinzu:

„Der Ritter nicht wußte wie ihm geschah,
Als er Löcher und Riß' in der Mauer sah —
Und das Blei ihn streckte zur Erden!" —

Damit nahm er den Freund beim Arm und entzog ihn dadurch einem Gluthblicke Felseck's, der mit den Worten „unausstehliche Arroganz" aufstand, seinen Schnurrbart strich und den Baron X. und den Grafen K. aufforderte, mit ihm noch ein vernünftiges Glas Wein zu trinken.

Viertes Kapitel.

Lieb' ist getrennt vom Sein des Mannes, ihm Spiel —
Doch ist sie's Ich — der Frauen.

Byron, Don Juan.

Kehren wir zu unserer Damenbekanntschaft zurück, ehe der Leser sie vergißt.

Der Baron von Paulstein war glücklich mit den Seinen in Berlin angelangt, die Winterresidenz sollte hier, in seinem schönen Hause „unter den Linden" wieder aufgeschlagen werden. Schachteln und Kisten wurden ausgepackt, Therese und Anna sprangen Trepp' auf, Trepp' ab; die Sommertoilette wanderte in den Schrank, Ballkleid und Winterputz wurden hervorgesucht — kurz — es war unendlich viel zu thun.

Der Baron, ein verabschiedeter Offizier, früher Major bei den Ziethen'schen Husaren, war ein Mann in den Fünfzigern, wohlerhalten. Seine kräftige, gedrungene Husarenfigur, der graue Schnurrbart, nahmen sich wohl aus und nicht wenig selbstgefällig schnürte er gar oft seine werthe Person in die knappe

Uniform, theils weil er sich darin sehr gefiel, theils aber auch, weil er dann auf der Straße doch für etwas galt. Von Natur schon mit hinreichendem Stolze begabt, kam noch die Einbildung hinzu, hochfahrend sein zu müssen, Umgang und Erziehung hatten dafür gesorgt. Seine Gemahlin verdrehte ihm ganz den Kopf, sie war eine geborne comtesse und wäre es allzugern geblieben, wenn sich nur ein comte gefunden hätte. Aber in den zwanziger Jahren wählt man nicht lange und so hatte sie aus „lauter Liebe und Zuneigung" die Hand des reichen Barons angenommen. Es war ein schönes, vornehmes Paar; die Baronin schlank und hoch gebaut, nicht zu mager und jenen feinen aristokratischen Ausdruck in den nicht unschönen Zügen, der die vornehme Welt so vortheilhaft charakterisirt.

Therese, ihre älteste Tochter war ein sanftes, stilles Mädchen, schön knospend in achtzehn Sommern, über die Herbst und Winter spurlos vorübergegangen. Braunes, duftiges Haar fiel von der weichen Stirn über den sanft gebogenen, blendenden Hals und dem echt römischen Profil gaben die sanften, dunklen Augen einen Ausdruck bewußter Unschuld und angeborener Würde. Sie wahr ein deutsches Mädchen, rein und wahr — eine Blume des Feldes in der Frühlingsnatur. Anna, ihre Schwester, nur ein Jahr jünger, mehr hübsch als schön, blond und heiter, naiv und doch nicht kindlich, schon zu klug, um

schon das Kind zu spielen — ein Schmetterling im Gegensatz zur ernsteren Schwester, etwas kokett, und doch bei ihrer Herzensgüte ein Mädchen, das richtig genommen, eine sehr niedliche Frau abgeben konnte.

Dies ist die Familie, deren flüchtige Bekanntschaft Somberg in W... machte. Suchen wir einen Jeden, wie er seine Lieblingssachen hervorkramt.

Der Alte stöberte nach Rostflecken unter seinen Waffen, die Baronin brachte die Toilette in Ordnung, stäubte die Nippsachen ab und machte sich mit den Sopha's, Trümeaux, Kissen 2c. zu schaffen.

Therese stand vor ihrem Bücherspind und blätterte in so manchen Lieblingsbändchen, während Anna bald hier, bald dort herumkramte, dies vermißte, Jenes wieder fortwarf und die Einzige war, die gar nicht zur Ruhe kam.

Bald dunkelte es und beim dampfenden Thee bot unser Held den ersten Stoff zur Unterhaltung dar, doch bald wurde er über alle die Leute vergessen, welche man in den nächsten Tagen besuchen wollte und besuchen mußte — kurz, der Thee ging vorüber wie jeder Thee, man sagte sich endlich „gute Nacht“ und die beiden Schwestern gingen hinauf in ihre gemeinschaftliche Schlafstube.

Es war doch gar zu unbehaglich in dem kalten Bette, die Stube noch nicht recht warm und wenn das nicht Grund genug zum Plaudern war, so hatte Anna auf dies Stündchen schon lange genug gewartet,

um so manchen Gedanken auszuplaudern, der sie während des Tages beschäftigte.

„Nun Therese," begann sie die Abendunterhaltung, „wie hat er Dir denn gefallen, Du warst ja unten so still."

„Wer denn?"

„Thu' doch nicht so, Du weißt ja, wen ich meine." —

„Freilich, ich kann's mir denken, denn Du frägst schon zum zwanzigsten Mal danach."

„Ist's nicht ein wunderschöner Mann?"

„Oh ja, er hat etwas Edles." —

„Meinst Du" —

„Ich denke, er hat es hinlänglich bewiesen."

„Aber warum fuhr er nicht mit uns, statt sich in die alte Postkutsche zu setzen — sehr galant scheint er nicht zu sein."

„Er wird wohl seine Gründe gehabt haben," entgegnete Therese, „denn die Art, wie er es dem Vater abschlug, war bestimmt genug."

„Aber nicht höflich," murrte Anna — „und ich nickte ihm noch zu, daß er ja sage."

„So vertraut seid ihr schon, ei, ei!"

„Nun, er hat uns ja das Leben gerettet — und weißt Du, er war uns durch den ganzen Garten gefolgt, darum war er auch so schnell bei der Hand." —

„Glaubst Du etwa, daß er unsert'wegen im

Garten war? Du bildest Dir doch nicht ein, daß er schon in Dich verliebt ist?"

„Und warum nicht," lächelte Anna erröthend.

„Bravo Schwester," jubelte Therese, „bravo! wenn Du Dich nur nicht irrst."

„Was gilt die Wette, er kommt Morgen."

„Nein, gewiß nicht, weder morgen noch übermorgen; wenn er so ist, wie es mir scheint, besucht er uns überhaupt nicht eher, als bis wir ihn irgendwo am dritten Ort gefunden und die Bekanntschaft erneuert haben."

„Nun," schmollte Anna, „suchen werde ich ihn nicht — aber wäre ich an seiner Stelle, so käme ich Morgen und" —

„Und verliebte mich in Anna und heirathete sie, nicht wahr?" lächelte Therese.

„Erst muß ich ihn haben wollen."

„Nun, nun, vor einem Korbe ist er wohl sicher."

„Wer weiß," — flüsterte Anna — doch so leise, daß es die Schwester kaum hörte.

Hätte Somberg dies Gespräch belauscht, um wie viel glücklicher wäre er zu Bette gegangen — ob ruhiger — ist die Frage. So stand er mit Otten unter ihrem Fenster. Der Freund hatte ihn so weit begleitet, an der Straßenecke trennten sie sich und noch einmal kehrte Somberg vor das Haus zurück, um noch einen Blick hinaufzuwerfen — dann eilte er rasch in seine einsame Behausung.

Fünftes Kapitel.

Kühn muß der Staatsmann sein und schnell wie
Blitz und Schlag
Und nie verlegen um die Wahl der Mittel.
Zach. Werner.

Das eigentliche Studium für den Menschen ist
der Mensch.
Weber.

Es war Hofball im königlichen Schlosse zu Berlin. Hellerleuchtet waren die prächtigen Gemächer vom Rittersaale hin durch die Bildergallerie bis zu den königlichen Hallen des jetzigen weißen Saales. Das bunte Gewühl, die reichen Toiletten der Damen, prangend in allen Farben und dem glänzenden Schmuck edelster Brillanten, die Pracht der Uniformen, besät mit Ordensternen und blitzenden Ehrenzeichen — die stattlichen Garde du corps an den Pforten — Alles so stolz — so schön und festlich prangend, — verkündete den ersten Hofball des Winters von 1805.

Aber die Zeit war ernst. Dort sah man die

alten Herren zusammenstehen, die Staatsbeamten, gedrückt durch die goldene Last ihrer Dienstzeichen, die greisen Häupter schüttelnd und jeden Blick belauschend, der das vorsichtige Wort eines Ministers begleitete — dort die greisen Feldherren, umgeben von den Würdenträgern der Armee; dort die Professoren der Unisität in ihren faltigen Talaren — Alles begierig zu hören, Jeder in ängstlicher Spannung — denn das Unerhörte war geschehen — Napoleon hatte gesiegt!

In wenigen Tagen war Tyrol gefallen und General Mack von selber in's Netz gegangen. „Wenn die Oestreicher bei Ulm stehen bleiben," hatte Napoleon gesagt, „so bin ich bald fertig." Und sie blieben stehen! Mack gefangen, antwortete dem Korsen, der ihm Vorwürfe über die Politik seines Kaisers machte: „Mein Kaiser wollte nicht Krieg, er ist durch Rußland dazu gezwungen worden." Auf dieses eben so puerile als beschämende Geständniß entgegnete der Held des Jahrhunderts rasch: „Dans ce cas, vous n'êtes plus une puissance!" — Schon im November zog Napoleon in Wien ein, Kaiser Franz war nach Olmütz geflohen, wohin der russische Kaiser ebenfalls kam. Drei Tage nach der Schlacht bei Austerlitz ging der deutsche Kaiser persönlich in's Hauptquartier des Korsen, um sich Frieden zu erbitten! — Als derselbe geschlossen, sagte Franz von Napoleon: „Jetz, weil I'n gesög'n hab', jetzt konn I I'n gar nimmer leiden."

Der Korse hatte dem Hause Habsburg den Frieden diktirt, Wien lag zu den Füßen des Eroberers — und Preußen! — —

Alles hatte fest auf Krieg gerechnet; im Verein mit Oesterreich hoffte man den Uebermuth Frankreichs nieder zu schlagen. Der König sandte seinen Minister in das Feldlager des Kaisers; doch geschickt wußte der schlaue Korse den preußischen Diplomaten hinzuhalten. Stets Friedensliebe heuchelnd, war es ihm nach der Schlacht bei Austerlitz nur darum zu thun, durch ein Bündniß mit Preußen Oestreich vollends zu entmuthigen. Immer näher rückte die Frist heran, nach der Uebereinkunft mit Rußland sollte der 15. October Preußens Kriegserklärung bringen, falls der Kaiser bis dahin nicht nachgeben würde, von allen Seiten gedrängt, durch Napoleon's Kriegsglück betäubt, schloß der Minister jenen Traktat ab — der zu den späteren, unglücklichen Kriegen Grund geben sollte. Augenblicklich war es das am wenigsten Gefahrvolle, wofür sich Haugwitz entschied — und „Frieden um jeden Preis“ war sein Wahlspruch, als er in das Audienzzimmer des Kaisers zu Schönnbrunn getreten.

Doch wie war sein Empfang!

„Ihr Herr ist nicht aufrichtig,“ donnerte der Sieger dem bestürzten Diplomaten entgegen — „ich ziehe offene Feinde falschen Freunden vor! Wie — ich bin es, dem Sie Glück wünschen zum Siege —

oh, Sie sind ein geduldiger Bote, ich weiß wohl, das Schicksal hat die Adresse verwechselt!" Bestürzt wollte Haugwitz sich entschuldigen — doch der Kaiser wußte Alles.

„Sie haben den Traktat von Potsdam unterzeichnet," — fuhr er fort, indem er heftig durch das Zimmer schritt — „gut. Doch damit Sie sehen, daß ich den Krieg nicht will, Hanover für Anspach, Baireuth und Kleve?"

Haugwitz unterzeichnete — er war froh, so davon zu kommen.

Diese Nachrichten waren es, die der Minister so eben überbracht. Kaum vom Könige entlassen, sah man ihn niedergeschlagen durch die Säle schreiten. Der kleine Mann mit dem eig'nen schwärmerischen Blick der Augen sah ganz entsetzlich unglücklich aus.

„Der König ist unzufrieden — sagen Sie meine Herren, was sollte ich anders thun!" und dabei schielte sein lauernder Blick nach den verstörten Mienen der Umstehenden.

Der stattliche Hardenberg konnte nicht ganz seine Freude verhehlen, als er seinen Gegner so gebeugt sah, „nun," meinte er, „am meisten wird Ihnen die Armee zu schaffen machen, der Sie wieder alle Aussichten genommen haben — doch, denken Sie" — fügte er bitter hinzu — „während Sie in Wien auf den Knien lagen, saß ich hier mit Laforest und

Düroc — nur Sie hinderten den Abschluß meiner Allianz!" —

„Ja, ja, Alles verworren — ein Danaergeschenk, dies Hanover!" brummte ein kleiner, breitschultriger Diplomat mit kleinen, funkelnden Augen, prächtig hoher Stirn und etwas langer Nase — „der König wird's nicht wollen und Alles bleibt wieder beim Alten!"

„Nun, so helfen Sie, Herr von Stein," zürnte der unglückliche Minister — „aber sich zurückziehen und kriteln ist bequemer!"

„Haugwitz," erwiederte Stein, indem er sich aufrichtete und den Minister fest ansah — „Sie — oder Hardenberg oder ich. — Jetzt haben Sie das Vertrauen der Majestät, rechtfertigen Sie es — wir werden uns fügen."

„Seh'n Sie da uns're drei Ueberklugen sind schon wieder im Streit," flüsterte ein alter General dem Fürsten Hohenlohe zu, auf die Minister deutend, „wollte Gott, der König jagte sie alle zum T.... und regierte allein!"

„Wo Se. Majestät nur bleiben! seit der Konferenz hat Er sich eingeschlossen — sieh' da — der Kabinetssekretair — hollah Lombard, kommt der König?"

Dieser Ruf Hohenlohe's galt dem berüchtigten Roué, den das Vertrauen des Königs zum Kabinetssekretair gemacht, obwohl er der Sohn eines Perrücken-

machers war. Durch Kenntnisse und Gewandtheit hatte Lombard, von der Lichtenau begünstigt, sich immer höher geschwungen, bis man über ihn „son père, de poudreuse memoire" (wie er sich selber ausdrückte), vergaß und ihn zu allen Vergnügungen und Festlichkeiten als Possenreißer einlud.

Kaum gerufen, sprang er hinzu, „Durchlaucht" rief er, „Se. Majestät kommen sogleich, aber lassen Sie mich, je ne suis plus chargé d'affaires mais surchargé", und damit eilte lachend er weiter.

„Das ist auch so ein Windbeutel," murrte der Fürst — „den man nicht umsonst nach Brüssel geschickt hat."

Hohenlohe spielte hiermit nur auf die tournure des Sekretairs an. Niemand ahnte damals, daß derselbe in Brüssel auch noch Anderes gelernt hatte!

Wenden wir uns jedoch zu der Jugend, die sehnsüchtig auf den Beginn des Festes harrt.

Dort unter den duftigen, wallenden Kleidern suchen wir die beiden Damen, deren lichtblaue Seidengewänder sanft durch die Helle des feinsten Spitzengewebes hindurch schimmern. Blumen — wie von der Hand des Frühlings ausgestreut, schmiegen sich duftend in die Falten, bunte Schleifen flattern lustig von Brust und Arm und einfache grüne Kränze schmücken die jugendlichen Köpfe der Schwestern.

Unser Leser kennt sie bereits, es sind Therese und Anna, die wir unter den Säulen des prächtigen

Saales gefunden. Beide lachen über so manche sarkastische Bemerkung ihres Kavaliers, der in der geschmackvollen Uniform der Gensd'armes vor ihnen steht, sein Glas bald auf diesen oder jenen Vorübergehenden richtet und ihn mit glücklichem Humor den Schwestern charakterisirt. Es ist der Baron von Felseck, seit Jahren ein Freund der Familie Paulstein.

Das Aeußere Felseck's ist überaus einnehmend und er wäre ein vollendet schöner Mann gewesen, wenn nicht die Spuren des Wohllebens sich den Zügen schon zu tief eingeprägt hätten. Nur noch Sinnlichkeit sprühte aus dem dunklen Auge, sonst war es glanzlos und matt. Das schön gescheitelte, dunkle Haar hob die Blässe der Wangen noch mehr hervor und nur die stattliche Figur zeigte nach Lebensfrische und Kraft.

„Sehen sie dort, meine Gnädigste," so wand er sich zu Anna, „der steinalte General, das ist der Herzog von Braunschweig, unser blinder Feldherr, dort der große Mann mit den weißen Haaren, in Dragoner=Uniform, ist der General Kalkreuth, zu dem Napoleon sagte: „ils ne vous pardonneront jamais, d'avoir plus de mérites qu'eux." — Er kommandirt die Elite=Truppen — also auch unser Regiment — doch hören Sie — er ist der bitterste Feind des Herzogs. Sehen Sie nur die wüthenden Blicke, die er gegen ihn losläßt" —

„St, Herr von Felseck," unterbrach Therese den Gensd'armes, „wer ist das?"

„Wo?"

„Dort — die wunderschöne Dame mit dem herrlichen Brillantschmuck — rasch — rasch, wer ist das?" —

„Ach — Sie meinen die Prinzeß Ludwig, die Schwester der Königin."

„Also das ist die Prinzessin — wie ähnlich sie ihr doch ist."

„Ja," ergänzte Felseck, „nur etwas üppiger als jene. Doch sehen Sie, die Fürstin Radziwill in Hochroth — das ist die Schwester des Prinzen Louis, die Kriegerische."

„Ah — wie schön," staunte Therese, welch imposante Erscheinung, und dagegen wieder die Prinzeß Ludwig, wie sorglos sieht sie aus, der heitere Frohsinn strahlt ihr von der Stirne!"

„St — st" — zischelte Felseck und trat rasch zurück.

Das Königspaar erschien in dem Saale.

Friedrich Wilhem III., schlank und hoch, eine wahrhaft fürstliche Gestalt, Ernst und Hoheit auf der erhabenen Stirne, Kraft und Würde im ruhigen männlichen Blicke des dunklen Auges — führte er an seinem Arme die schönste Frau der Erde; das edelste Bild hoher, weiblicher Unschuld und Reinheit, die Königin Louise von Preußen. Man sah es ihren

Augen an, daß sie geweint hatte — ein Jeder wußte weßhalb und fühlte mit ihr — die Landesmutter verlor Anspach und Baireuth. Der König war ernst und finster — denn trübe Wolken zogen über den Himmel und Preußens Zukunft lag tief verschleiert.

Ein Wink und jubelnde Töne rauschten durch den Saal — das Fest begann.

Mitten durch die Reihen der Tänzer drängte sich ein junger schöner Offizier. Hoch klopfte sein Herz, als er endlich Anna von Paulstein gefunden. —

„Herr von Somberg," hauchte sie.

„Also noch nicht ganz vergessen," frohlockte der Jüngling.

„Nun, Grund genug hatten wir dazu," sagte Anna erröthend, „denn während der drei Monate haben wir Sie umsonst erwartet und mein Vater hat Sie vergeblich aufgesucht — um Ihnen seinen schuldigen Dank nochmals abzustatten."

„Das war es eben — weßhalb ich nicht kam."

„Nun," fuhr Anna fort, „so sollen Sie auch nie wieder von mir welchen erhalten — doch erlauben Sie, daß ich Sie meinem Tänzer vorstelle."

Anna machte Somberg mit Felseck — er war es — bekannt.

Beide hatten sich freilich schon gesehen, doch keiner sich durch den Andern angezogen gefühlt. Und so höflich sich auch Felseck verneigte, lag doch in seinem Wesen etwas für Somberg Beleidigendes — wenig=

stens fühlte sich dieser durch die Gegenwart des Gensd'armes gedrückt und unter dem Vorwande Therese aufzusuchen, schlich er davon.

„Woher kennen Sie den?“ fragte Felseck.

„Er scheint nicht zu tanzen,“ flüsterte die Gefragte vor sich hin, die Worte ihres Tänzers überhörend — indem Sie dem Verschwundenen nachsah.

„Wer weiß — Sie haben sich doch nicht auf alle Tänze versagt?“

„Nein, ich denke auch nicht Alle zu tanzen.“

„Das ist ja ein Glück für den Herrn — er scheint zwar noch etwas blöde zu sein.“

„Wenn Sie wüßten, Herr von Felseck, auf welche Weise „dieser Herr“ meine Bekanntschaft machte, so würden Sie anders reden.“

„Erzählen Sie doch, wohl ein Abenteuer — hm?“

„Gewiß, er hat Therese und mir das Leben gerettet.“

„Ha ha,“ lachte der Gensd'armes, „freilich, da muß ich um Pardon bitten.“

„Sie scherzen,“ zürnte Anna, „und doch war die Sache ernst genug. Hören Sie!“

Lassen wir Anna das uns bekannte Abenteuer erzählen und folgen lieber Somberg, der ihre Schwester so eben gefunden und sie um einen Walzer gebeten hat.

„Gestehen Sie nur Herr von Somberg,“ flüsterte

Therese, daß Sie ein unzeitiger Stolz davon abgehalten hat, uns aufzusuchen."

„Wußte ich denn, ob ich auch willkommen war?"

„Wie können Sie so fragen."

„Gewiß. Es ist lästig Jemanden Dank schuldig zu sein, den man nicht kennt und gegen den man seine Schuld nicht anderweitig abtragen kann — doch davon ist hier nicht die Rede, denn ich that nur meine Pflicht, und daß Sie persönlich glauben mir verbunden zu sein, ist nur durch Zufall begründet — aber es ist geradezu unangenehm und drückend, sich dergleichen Dankesworte abzuholen, und die traurige Rolle, mich in einem fremden Hause komplimentiren zu lassen, wollte ich durchaus nicht spielen."

„Sie haben Recht — doch von unserm Standpunkte aus ist die Sache anders. Diese, wie Sie es nennen — „Dankesworte" erforderte die Höflichkeit, wie sollten wir sie Ihnen zukommen lassen? Galant wäre es gewesen, jene traurige Rolle zu spielen, um Damen aus einer Verlegenheit zu helfen, — abgesehen davon, daß Sie etwas anderes erwarten konnten als Worte. Dankbarkeit ist ein Gefühl — und dem können Sie nicht entgehen, wenn Sie auch vor den „Komplimenten" fliehen."

„Ich gebe mich Fräulein und bitte um Verzeihung."

„Sie ist gewährt, wenn Sie uns recht bald besuchen und zur Strafe für Ihre Sprödigkeit, sollen Sie mit Komplimenten überschüttet werden."

Während Therese sprach, irrte Somberg's Blick unruhig im Saale umher.

„Hat meine Schwester Sie schon gesehen," fragte Therese, das Zerstreutsein ihres Tänzers bemerkend.

„Ja — ich — ich hatte die Ehre — einen Augenblick — doch da tanzt sie ja mit Herrn von Felseck."

Hohe Röthe bedeckte das Antlitz des Jünglings.

„Kennen Sie den Herrn," forschte Therese.

„Oberflächlich."

„Sie werden ihn oft bei uns finden, mein Vater kennt ihn von Jugend auf — es ist ein sehr liebenswürdiger und unterhaltender Mann, — vielleicht werden Sie Freunde" — fügte sie langsam, Somberg fixirend hinzu.

„So weit ich ihn kenne," antwortete dieser trocken, „passen wir nicht für einander — doch — er tanzt sehr gut — wahrhaftig."

Somberg's Auge war dem tanzenden Paare gefolgt.

Sollte er schon eifersüchtig sein, dachte Therese, „aber wir sind an der Tour" — und lächelnd ergriff sie Somberg's Arm, der bei dieser Berührung wie aus einem Traume erwachte.

Das Paar verschwand im Strudel der Walzenden — Felseck und Anna, die in der ersten Reihe der Tanzenden standen — flüsterten leise.

Somberg sah Anna erröthen — Felseck lächeln — eine Sekunde darauf kam er aus dem Takt. —

„Sie stutzen," flüsterte Therese.

Somberg gewann die Fassung wieder und brachte den Tanz glücklich zu Ende. Schamröthe bedeckte seine Wangen.

Rasch entschlüpfte er durch die Reihen der Tänzer, sich von aller Augen verfolgt wähnend, die seines Ungeschickes spotteten.

In einem Nebengemach fand er Otten.

„Freund," rief dieser ihm entgegen, „ich suche Dich überall, Du mußt mich Deiner Tänzerin vorstellen."

„Ich kann nicht," seufzte unser Held, „ich habe mich zu sehr blosgestellt."

„Wie so?"

„Sahst Du es nicht — ich fiel ja beinahe hin."

„Gott bewahre, Du hast sehr gut getanzt."

„Also Du hast nichts bemerkt?"

„Nicht im Geringsten."

Somberg schöpfte Athem.

Unterdessen war der Tanz beendet, eine Pause trat ein und Therese eilte zu ihrer Schwester.

„Du hast eine Eroberung gemacht, Anna."

„Ich? — spotte doch nicht — Du bist ja die Erwählte. Er hat mich nicht einmal aufgefordert."

„Das ist's ja eben — aber er hat Dich desto mehr beobachtet."

„Ich will nichts mehr von ihm wissen.“

„St — Anna — er kommt.“

Somberg trat heran und stellte seinen Freund den Schwestern vor. Gleich darauf bat er Anna um einen contre-danse. Doch das Schicksal wollte ihm nicht wohl — Anna war versagt — wirklich versagt.

Ob Somberg, argwöhnisch wie er war, das Letztere nicht glaubte, oder ob er sich scheute Felseck zu begegnen, der eben hinzutrat — wir wissen es nicht; mürrisch verließ er den Tanzsaal, mit dem festen Vorsatz ihn heut nicht wieder zu betreten, verschwor Tanz und Gesellschaft, holte seinen Czacko und wollte sich eben durch eine Seitenthüre entfernen, als der Prinz Louis Ferdinand hereintrat.

„Was — Herr von Somberg,“ rief dieser, „Sie wollen doch nicht entschlüpfen!“

„Königliche Hoheit,“ stotterte Somberg.“

„Nichts da — Sie müssen tanzen.“

„Ich habe schon“ —

„Und wollen aufhören — Somberg dazu sind Sie zu jung — doch kommen Sie — ich will Sie meiner Frau Schwester vorstellen.“

„Oh gnädigster Herr,“ frohlockte der Jüngling — und folgte dem Prinzen, der bald seine erhabene Schwester, die Prinzeß Louise gefunden und ihn mit den Worten vorstellte: „Ich bringe Dir hier einen jungen braven Mann, der nicht tanzt, da mußt Du Dich schon seiner annehmen.“

„Ich hoffe," entgegnete die Fürstin, sich gnädig zum Somberg wendend, „Sie in meinen Salons zu sehen."

Wer war glücklicher als unser Held!

Noch ehe das Fest beendet ward, hatten sowohl der Major als Frau von Paulstein die Bitte ihrer Töchter an Somberg wiederholt, ihr Haus zu besuchen. Beide hatte er in einem Nebensaale angetroffen und ihr herzliches Entgegenkommen bewog ihn zu dem Vorsatz, nächster Tage seine Visite zu machen.

Doch beim Herausgehen aus dem Schlosse erwartete unsern Helden noch ein rencontre. Es war schlechtes Wetter gewesen und der Schloßplatz sehr schmutzig. Somberg suchte wie mehrere andere Offiziere seinen Wagen vor dem Schlosse auf, um nicht auf das allmählige Herankommen desselben warten zu müssen. Er trat dabei in eine Pfütze und hatte das Unglück einen hinter ihm gehenden Offizier zu bespritzen.

„Wie ungeschickt," brummte dieser.

„Pardon — ich — ah — Sie sind's, Herr von Felseck."

„Leider," — entgegnete der Gensd'arme trocken, ohne seine Verbeugung zu erwidern.

Da empörte sich Somberg's Stolz — lange genug hatte ihn das Auftreten seines Rivals gereizt, der das Gefühl einer vornehmen Ueberlegenheit geltend gemacht und dem es gelungen, stets ein domini=

rendes Wesen zu behaupten. „Herr von Felseck,“ redete er ihn, mit vor Zorn bebender Stimme an, indem er dicht an ihn herantrat und die Hand militairisch an den Czacko legte, „wenn ich Sie um Entschuldigung bitte, so haben Sie dieselbe auf eine höfliche Art entgegen zu nehmen.“

„Mein Herr,“ stotterte der Gensd'arme —

„Nehmen Sie dies wie Sie wollen,“ unterbrach ihn der Jüngling, dann, sich kurz umdrehend, schritt er langsam zu seinem Wagen, indeß Felseck ihm lächelnd nachschaute und leise „endlich“ vor sich hin murmelte.

Was dieses Wort bedeutete und welche Folgen der Vorfall nach sich zog, werden wir später dem Leser mittheilen.

Sechstes Kapitel.

> Die Hoffnung eine arge Dirne
> Verbuhlte mir den Augenblick,
> Bestahl mit frecher Lügenstirne
> Mein junges Leben um sein Glück.
>
> Lenau.

Es war ein kalter Winterabend am Tage nach dem Hoffeste. Somberg hüllte sich in seinen Mantel und ging, seinen Freund Niesel aufzusuchen. Kannten sich Beide auch erst kurze Zeit, so wurde doch das Verhältniß zwischen ihnen immer herzlicher.

Somberg wurde durch das Originelle Niesel's angezogen. Der stete, lebendige Humor, die tiefen Kenntnisse dieses Mannes, dazu die Lebendigkeit der Phantasie, die geistreiche und feurige Art, mit der er die Unterhaltung führte, der Witz und die Schärfe, womit er jede Aeußerung würzte — Alles das erfüllte unsern Helden mit Bewunderung, wißbegierig hing er an dem Munde des Philosophen und lauschte, daß ihm kein Wort verloren gehe. Es waren seine

schönsten Stunden, die er im Umgange mit Niesel verlebte, sie heiterten ihn jedes Mal auf, mochte er noch so verstimmt sein, und traurig von seinen Fensterpromenaden heimkehren.

Niesel anderseits fand an dem offenen, wißbegierigen jungen Manne Geschmack und war dieser vielleicht der Einzige, der jedes seiner Worte für ein Orakel nahm, so machte er es sich nun auch zur Pflicht, ihn wirklich zu unterrichten. Er erweckte manches schlummernde Talent in ihm, feuerte den Jüngling zu geistiger Beschäftigung an, lieh ihm Bücher, kurz er vertrat die rechte Vaterstelle an dem Waisen und so leicht und extravagant er Andern gegenüber auftrat, Somberg gegenüber zeigte er sich stets in eigenster Gestalt, für ihn hatte er das Gute, das ihm noch geblieben, die Mephisto-Seite zeigte er nur der Welt.

Diesmal war es nicht der Freund, der Somberg öffnete, sondern Prinz Louis — ein nicht seltener Gast in Niesel's Behausung.

Es war Somberg zwar nicht unbekannt, daß der Prinz sich für Niesel's Gattin schon vor ihrer Verheirathung interessirt hatte und ihr auch jetzt noch den Hof machte, aber niemals hatte er Beide zusammen angetroffen, noch ahnte er, in wie nahem Verhältniß sie zu einander standen.

Schon wollte er zurücktreten, doch der Prinz nöthigte ihn hinein. „Niesel," sagte er, „ist zwar

noch nicht zu Hause, doch kommen Sie nur, wir plaudern unterdessen mit seiner Frau."

Beide traten in das Wohnzimmer der Gemahlin Niesel's. Werfen wir vorerst einen Blick hinein. Die Stube war hoch und ziemlich geräumig. Auf der dunkelrothen Tapete prangten Oel- und Aquarell-Gemälde in breiten goldenen Rahmen, große Gypsfiguren, von Blumen umgeben, standen in Nischen zu beiden Seiten des Sopha's, über dessen Mitte ein großer, goldumfaßter Spiegel hing. Die Möbel á la roccoco dunkelfarbig überzogen, harmonirten mit der düstern Farbe der Wände und eine große Lampe mit heller grüner Glasglocke verbreitete über das Ganze ein magisches Licht. Nachlässig auf das Sopha geworfen, lag eine junge Frau im reizendsten Neglige'. Ein weißes Häubchen mit rosa Bändern geschmückt verbarg nur zum Theil das herrliche braune Haar — üppige Locken quollen hervor und fielen spielend auf den blendenden Nacken, dessen weiße Fülle durch die zarte Gaze kaum verhüllt, eine Ueppigkeit der Formen versprach — die eine weite, dunkelblaue Mantille den neugierigen Blicken entzog. Die etwas gebogene Nase, das schwarze, brennende Auge unter den langen, seidenen Wimpern, der kleine, wie zum Kuß geformte Mund, der zarte Teint mit einem leisen Anflug hektischer Röthe auf der bleichen Wange — Alles gab ihrem schönen Kopfe ein interessantes geistreiches Aussehen und wenn der scharfe Beobachter

auch etwas Jüdisches in dem schönen Profil zu finden glaubte, so gab dieses dem Ganzen doch nur einen um so pikantern Ausdruck. Dies war Pauline Niesel, die Gattin unseres Freundes.

„Nehmen Sie Platz," sagte sie zu Somberg, als der Prinz ihr denselben vorgestellt — und wies mit der zarten, etwas länglichen Hand auf einen Lehnstuhl zu ihrer Rechten — während der Prinz den Platz ihr gegenüber wieder einnahm.

„Wir kennen uns," fuhr sie fort, „par rennomée — wenigstens hat mir Niesel viel von Ihnen erzählt" —

„Und dem Zufall verdanke ich das, was er mir schon längst versprochen, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen," erwiederte Somberg — dann einen Blick auf das Fortepiano werfend, das geöffnet war — setzte er hinzu — „wenn meine Dazwischenkunft Sie nur nicht gestört hat."

„Durchaus nicht, der Prinz war so gütig etwas zu spielen" —

„Ja," unterbrach sie Louis Ferdinand — „eine kleine Phantasie — aber ich bin froh, daß Sie uns störten — wenn ich verstimmt bin, mache ich oft meinem Herzen Luft, indem ich mich an das Klavier setze — aber dann muß ich allein sein. Pauline quälte mich so lange, bis ich es that, aber es wurde auch dafür recht herzlich schlecht."

„Königliche Hoheit sind Virtuos im Spiele," —

sagte Pauline — „und selbst das Geringste hat mich ergötzt."

„Sie brauchen Somberg's wegen mir nicht zu schmeicheln," lächelte der Fürst, „ich habe wohl Ihr Gähnen bemerkt — doch genug davon — ich bin in einer recht üblen Stimmung — die verfl... Politik läßt mir keine ruhige Stunde!"

„Aber es ist ja nichts geschehen," sagte Somberg, „was gerade jetzt" —

„Eben das ist es," unterbrach ihn der Prinz heftig, „was mich ärgert — wenn nur ein Hauptschlag käme — eine Krisis — so aber täglich seh'n zu müssen wie Haugwitz Alles verwirrt — die Armee verlodert — bei Hofe Alles sich aufbläht und die Siege Friedrich's herdeklamirt — bei meiner Ehre, es ist zum Verzweifeln! Und Napoleon weiß wohl mit wem er es zu thun hat — er spottet unsers lächerlichen Hochmuths — und wie er jeden Thron erst durch seinen Sarkasmus unterminirte, wird er auch dann über uns herfallen, wenn wir lange genug eine Beute seines Spottes gewesen sind, oh ich hasse diesen Menschen — mag er tadeln — aber nicht verläumden — das Reinste ist nicht sicher vor dem Gift seiner Zunge — ich verzeihe ihm Alles — aber das moralische Meuchelmorden empört mich!"

Während der Prinz so sprach — zuckten seine Arme — die Adern auf der Stirn schwollen an — und im Fieberfeuer glänzte das Auge. Erschöpft sich

in den Sessel zurückwerfend, stierte sein Blick und hing an einer Büste des großen Königs, im dumpfen Hinbrüten verloren; es hatte sein Aussehen etwas Gespenstiges, seine Wange war bleich und seine Stimme hohl, als er, wie zu sich selbst sprechend — leiser fortfuhr:

„Ja — ja, weine nur Louise — selbst Dich läßt er nicht unangetastet — weine Du — ich aber — ich werde es nicht überleben! — Ich werde den Fall Preußens nicht mit anseh'n!"

Es entstand eine Pause — peinlich für die Zuhörer — der Prinz hatte die Augen geschlossen — doch plötzlich fuhr er mit der Hand über das Gesicht — sprang auf: „Entschuldigen Sie mich, liebe Pauline," sagte er — „mir ist wieder nicht wohl — ich will nach Hause — werde an Rahel schreiben, das wird mich aufheitern!"

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen einen Mantel hole," sagte Pauline, den Prinzen zurückhaltend, „so dürfen Sie nicht auf die Straße gehen — gnädigster Herr — Sie sind zu sehr erhitzt."

„Thun Sie das Beste," — und freundlich nickte ihr der Prinz zu, als sie eilig das Zimmer verließ.

„Eine liebe Frau," begann der Prinz — „Sie wundern sich wohl, daß Niesel unsere Vertraulichkeit gestattet?"

„Königliche Hoheit!" —

„Nichts da“ — fuhr der Prinz fort, „Paulinen's wegen möchte ich einmal darüber sprechen. Kennen Sie die Verhältnisse?“

„Ich weiß nichts,“ antwortete Somberg.

„Nun,“ erzählte der Prinz — „als Pauline noch unverheirathet war, machte ich ihr fleißig die Cour — aber trotzdem und trotz aller ihrer Freier nahm sie Niesel's Bewerbung an — dies Original gefiel ihr und so kam sie unter die Haube. Niesel ist nicht eifersüchtig — der Stolz über so viele Nebenbuhler triumphirt zu haben, ist ihm genug — auch hat er wenig Grund dazu, denn mich vielleicht ausgenommen, macht sich Pauline aus den Andern sehr wenig. Ich — das muß ich gesteh'n, — interessire mich noch immer für sie, aber es ist eigen — wenn ich Klavier spiele — und mein Herz in den reinen Tönen sich ergehen lasse — dann kann ich nicht an sie denken — ihr Bild würde mich stören. — Nicht wahr, daß ist ein Zeichen, daß ich sie nicht liebe?“ —

Somberg, so plötzlich der Vertraute des Prinzen, war in nicht geringer Verlegenheit um eine Antwort — doch der Prinz erwartete keine — längst schon waren seine Gedanken wieder wo anders. Es war dies ein eigener Zug seines Charakters — mitten im Gespräch mit Leuten, die er gern hatte — vergaß er, daß er zu Jemand redete — sein Blick ruhte auf dem Boden — und ungestört sprach er weiter, verrieth

oft seine innersten Gedanken, es war dies eine Art von Zerstreutheit, die in den letzten Jahren immer mehr zugenommen, — theils eine Folge seiner immer unglücklicheren Stimmung, theils aber auch wohl rührte sie von dem unordentlichen Leben her, das er führte. Wenn er plötzlich erwachte — ließ er das Thema fallen, und suchte irgend einen heiteren Stoff, die Zuhörer auf andere Gedanken zu bringen. So auch jetzt — „Somberg," fuhr er nach einer Weile fort — „ich sah Sie letztens mit dem Lieutenant Felseck zusammen, ich glaube eine Dame machte Euch Beide bekannt — meiden Sie ihn — er ist der liederlichste Gensd'arme, den ich kenne, übrigens nicht einmal gescheidt, sondern ein Mensch, der kein Hemde trägt, damit ihm die Uniform knapper sitzt. Das ist kein Mann für Sie — er ist auch zu reich — meiden Sie überhaupt die Gensd'armes — es ist eine leichte Gesellschaft." —

Der Prinz sprach diese Worte wieder in einem so freundlichen, fast väterlichen Tone, daß Somberg gerührt, nur sagen konnte, „Königliche Hoheit, ich werde mich stets würdig solcher Güte zeigen." —

„Thun Sie das," sagte der Prinz und dann auf die hereintretende Pauline zugehend, nahm er von ihr den Mantel in Empfang.

„Grüßen Sie mir Ihren Gatten recht herzlich — und sagen Sie ihm — daß wir uns sobald nicht sehen werden."

„Warum nicht, Kgl. Hoheit“ — fragte Pauline, „hätten Sie“ —

„Ich habe nichts,“ unterbrach sie der Prinz, „aber man hat mich zum Regiment geschickt, weil ich hier in Berlin zu liederlich bin. — Morgen reise ich ab — Ade“ — und damit hatte er die Thür geöffnet, und eilte die Treppe hinunter.

„Unglücklicher Mann!“ seufzte Pauline ihm nachsehend — „ach Herr von Somberg, Sie hätten ihn vor drei bis vier Jahren sehen sollen — wie hat sich der verändert!“

„Er muß wohl,“ entgegnete dieser — „denn was ich von ihm hörte — stimmt wenig mit dem überein, was ich sehen muß.“

„Ich kenne ihn schon viele Jahre,“ fuhr Pauline fort. — „Als Knabe kam er in unser Haus — er war der fröhlichste, ungezwungenste Mensch, wenn er seinem Haushofmeister entschlüpfte und mit uns Mädchen plaudern konnte — später, als er herangewachsen, kam er öfter — erzählte uns von seinen Wünschen und Plänen, wie er den Vater gebeten, ihn in den Krieg zu schicken, und wie er sich auszeichnen wolle — kam dann ein Kammerdiener, denn niemals ging er früher zu Hof, als bis man ihn vermißte, und ein alter Diener gab ihm bei Zeiten davon einen Wink — dann trennte er sich von uns mit den Worten: „nun muß ich schon wieder ein Bischen den Prinzen spielen!“ — Jeder sah ihm nach, wenn er

so in der Frische der Jugend dahin schritt, und Alles freute sich über den königlichen Herrn. Nun zog er fort in die Campagne, und seit er wiedergekommen merkten wir zuerst an ihm diese üble Stimmung. — Jahre vergingen, er gab viel Geld aus und erzürnte sich mit dem König, man sah ihn gar nicht mehr bei Hofe, statt dessen aber suchte er alte Gelehrte auf — den Johannes Müller und Andere, die ihm den Kopf verdrehten — doch Alles ging noch gut, bis vor einem Jahre der Konflikt mit Frankreich kam. Seitdem ist er in der aufgeregtesten Stimmung, er träumt nur von Krieg und sieht so schwarz, daß man vor ihm erschrickt. Dabei tobt er mit den Gensd'armes in der Stadt umher — trinkt, spielt — kurz er sucht seinen Kummer durch das liederlichste Leben zu ersticken, ruinirt seine Gesundheit und man sieht wie er physisch und moralisch untergeht!"

„Physisch wohl — aber moralisch nimmer" — entgegnete Somberg — „er verabscheut das Leben, das er führt, aber der Opiumrausch, den er einmal gekostet hat, ist zu süß, als daß er ihn lassen wird, wenn nicht, wie ich hoffe, bald die Zeit kommt wo er seine Kräfte brauchen kann — und dann, glauben Sie mir — ist er wieder derselbe Mann, wie vor Jahr und Tag!"

„Sieh da — der liebe Freund bei der lieben Frau," grüßte Niesel, in die Stube tretend — „seien

Sie herzlich willkommen Somberg, und Du Paulchen mache uns eine Bowle Punsch — keine Ausflucht — Sie müssen hier bleiben!" — Damit drückte er Somberg wieder auf seinen Platz — gab seiner Frau einen herzlichen Kuß, er zog zwei bis drei Ueberröcke aus und streckte seine lange Figur gemüthlich in einen Sessel.

„Anton," sagte Pauline, ihrem Gatten das Haar von der Stirn streichend — „der Prinz war hier."

„Weiß schon — habe ihn getroffen. Ist der Abschied schwer geworden — he" — und damit blickte er schmunzelnd in das heitere Antlitz seiner schönen Frau.

„Er ließ mich gar nicht Abschied nehmen," erwiederte sie — „so rasch sprang er die Treppe hinunter."

„Mir auch sehr lieb" — brummte der Lange, einen schelmischen Blick auf die schlanke Gestalt Paulinens werfend, die das Zimmer verließ um den Punsch für die Freunde zu bereiten.

„Jean Paul sagt," begann der Lange, sich vergnügt die Hände reibend, das Gespräch — „Jean Paul sagt — Ehemänner sollen mehr den Liebhaber — Liebhaber mehr den Ehemann spielen — er hat Recht — aber offen gestanden, noch einmal den Anbeter zu machen — dazu bin ich zu bequem — ha ha — und hab's auch nicht nöthig. Doch mein junger Freund, ich höre ja nie etwas von Ihnen —

he — blickt denn kein freundlicher Stern in Ihr Leben hinein?"

„Noch nicht," lächelte Somberg, „wenn Sie unter dem Sterne — ein weibliches Auge verstehen. — Mein Leben ist dazu noch etwas zu dürftig."

„Desto besserer Boden," schmunzelte Niesel — „Frauen lieben das; werden sie noch kennen lernen, die Weiber. Eh' das Herz nicht tüchtig durchgepflügt ist, gedeiht kein Ehemann."

„Mag sein," erwiederte Somberg — „aber auf mich paßt das nicht — ein Mal das Spiel verdorben, möchte ich es für Ernst nehmen und mich nicht mehr pflügen lassen."

„Ideen — Ideen — wie sie Jeder hat," spottete der Lange — „kenne das —

„Denn was ich auch betrieben
Bedünkt mich hohler Schein:
Und glücklich macht nur lieben —
Ach — und geliebt zu sein! —"

Jean Paul sagt — jeder Mensch hat, wenn er seine Flegeljahre überstanden, noch Flegel-Wochen und Stunden durchzumachen — ebenso ist's in der Liebe — erst liebt man alle Weiber — dann Eine und wieder Eine, bis zuletzt die Rechte kommt."

„Wer die Weiber liebt," wand Somberg ein, „ist nicht werth ein Weib zu lieben."

„Darin," erwiederte Niesel, „halte ich zu den Poeten, die wie ihr Musenvater immer das sind,

was andere Leute nur ein Mal — nämlich verliebt — doch still davon — meine Frau kommt."

Pauline brachte die Bowle und kredenzte den Punsch, der bis spät in die Nacht aushalten mußte, denn früher wurde Somberg nicht entlassen.

Wieder führte ihn der Weg durch die öden Straßen bei Paulstein's vorüber — diesmal waren jedoch die Sääle erleuchtet und mancher Schatten zog an den Fenstern vorüber. „Glückliche" — dachte Somberg, — „ihr könnt sie sehen! — aber morgen gehe ich gewiß hin — entweder —! oder Wie oft hatte er schon diesen Entschluß gefaßt — doch diesmal sollte er bestimmt ausgeführt werden. —

Nach einer halbdurchwachten, von Liebesträumen erregten Nacht, saß unser Held am folgenden Tage beim Frühstück, als ihm Herr von Felseck gemeldet wurde.

Erstaunt ob dieser Artigkeit eilte Somberg ihm entgegen.

„Unser rencontre führt mich her" — sagte Felseck, nachdem sie Platz genommen — „und ich wollte die Sache schon formell abmachen, als ich Ihr näheres Verhältniß zu einer Familie erfuhr — die ich sehr hochschätze — ja," fuhr er fort, indem er Somberg's Erröthen nicht zu bemerken schien, „in der ich quasi wie ein Mitglied betrachtet werde."

„Was thut das zur Sache?" fragte Somberg. —

„Nur so viel,“ entgegnete Felseck, „als ich Ihnen somit ebenfalls verpflichtet bin, wir werden uns oft bei Paulstein's treffen — wollen wir Freunde sein?“

„Ihr Anerbieten beschämt mich — meine Heftigkeit,“ —

„Lassen Sie das, ich bin auch so — gerade so — Sie hatten übrigens Recht — kommen Sie, mit einer Flasche Wein wollen wir den Groll hinunter spülen.“

„Ich trinke des Morgens nicht — doch“ —

„Was,“ lachte der Baron, „so jüngferlich, ich sehe schon, ich muß mich ihrer annehmen — kommen Sie nur mit.“ —

„Verzeihen Sie,“ erwiederte Somberg fest, den dargebotenen Arm ausschlagend, „ich handle nach Grundsätzen.“

„Nun, wie Sie wollen, ich will nicht lästig sein“ war die kalte Antwort Felseck's, der sogleich nach seiner Mütze griff.

Somberg erhob sich gleichfalls, und, dem lauernden Blicke des erzürnten Gensd'armes ruhig begegnend, gab er seiner Stimme den mildesten Klang, als er ihn höflich bat, doch den Besuch nicht so kurz abzubrechen, der ihm nur höchst angenehm sein könne.

Ein feines Lächeln verzog die Lippen des Barons — „Somberg, ich werde Sie nicht wieder auffordern, wenn Sie es mir heute abschlagen.“

„Können wir nicht Freunde sein, ohne die Weinstube zu besuchen?"

„Kaum — doch ich zweifle an der Haltbarkeit so strenger Grundsätze — Ihr Diener."

Kalt trennten sich die Rivalen.

„Komm mir nicht in's Gehege," dachte Felseck, als er die Treppe herabging, während Somberg über das Sonderbare in diesem versöhnlichen Auftreten Felseck's nachdachte.

Siebentes Kapitel.

Aber wessen das Gefäß ist überfüllt
Davon es sprudelt und überquillt.
Schiller, Wallenstein's Lager.

Es war Mittag 12 Uhr — die Baronin von Paulstein saß auf dem Sopha im Visitenzimmer, während Anna und Therese, Jede in ihrer Epheulaube am Fenster, mit kleinen Handarbeiten beschäftigt waren. Die Baronin hatte ein Buch in der Hand — es war eine Ausgabe des Jean Paul — damals der modernste Dichter, sie schien aber wenig darin gelesen zu haben. Ob die Art und Weise, wie Richter seine Poesien schrieb, ihr bekannt war — und sie den Werken ob des trunkenen Zustandes ihres Verfassers zürnte — oder war er ihr an manchen Stellen zu roh — genug sie legte das Buch bei Seite — „es ist nicht zum Lesen", war ihr Urtheil, aber, wer hatte ihr auch den Jean Paul empfohlen! diese weichen sanften Klänge eines krankhaft schwärmerischen Jünglings einer gesunden Frau, die längst ihren Frühling

vergessen, so sie je einen gehabt! — Und solch ein liberales Geschreibsel, dünkelhafte Geistes-Aristokratie in den Salons einer Berliner Baronesse! — Doch was sollte Felseck bringen — die Baronin verlangte nach neuer Literatur — Göthe's Werke waren bekannt — Scott durch diesen Dichter veraltet und außer der Mode — Wieland zu unsittlich — kurz Felseck war in der größten Verlegenheit, um so mehr, als er sich wenig genug um die Literatur kümmerte. Sein Unstern führte ihn gerade jetzt in's Zimmer — „da haben Sie ihr Buch wieder," — rief ihm die Baronin entgegen — „man sieht, daß Jean Paul, wie er selbst sagt, — es in „Hemdsärmeln" geschrieben!"

„Aber gnädigste Frau Baronin, man schwärmt sogar bei Hofe für den Dichter" —

„Eben das versteh' ich nicht," erwiederte sie — „Göthe wurde als Hofmeister wegen seines unsittlichen Betragens aus Berlin gewiesen, und an den gemeinen Ausdrücken im Jean Paul stößt sich kein Mensch."

„Man übersieht wohl einzelne Worte," entgegnete Felseck, „wenn das Ganze so schön — haben Sie das Kapitel gelesen, wo er sich an die Königin wendet?"

„Ja," meinte die Baronin — „aber es ist nur wieder ein Beweis, daß sich unser Hof viel zu populär macht." —

Felseck — froh, dem Gespräch eine andere Wendung geben zu können, stimmte bei — „hören Sie, gnädigste Frau“ — erzählte er — „eben fährt unter den Linden die sechsspännige Equipage der Königin im Schritt — der König geht zu Fuß neben her. Alle Welt bleibt stehen und grüßt — ich mische mich unter das Volk und höre Jemand sagen — „was, so ist der Berliner Hof!“ — wahrscheinlich war es ein Fremder — denken Sie nur — und das wird in der Welt bekannt!“

„Ja, ja,“ sagte die Baronin, „unter dem vorigen Könige war es anders — der Jetzige lebt wie ein Bürgerlicher, von Etikette ist nicht die Rede.“

„Aber Mutter,“ ließ sich Therese hören, „das ist ja gerade so wunderhübsch, alle Welt freut sich über das glückliche Familienleben des Königs.“

„Wohl,“ entgegnete die Mutter — „aber es mischt sich auch alle Welt hinein — der Nimbus verschwindet und was soll daraus werden, wenn gar Prinz Louis überall Brüderschaft schließt.“

„Da muß ich für den Prinzen auftreten,“ wand Felseck ein — „es sind fast nur Offiziere, mit denen er umgeht — und gerade sein kameradschaftliches Wesen ist es, das ihn so beliebt bei der Armee macht.“

„Sagen Sie, Herr von Felseck,“ — fragte Anna — „wie ist denn der — der Herr von Somberg so bekannt mit ihm geworden?“

„Ah — Sie meinen den blöden Tänzer — Gott weiß — wahrscheinlich in irgend einer Weinstube.“

„Herr von Somberg,“ meldete der Bediente.

„Endlich,“ flüsterte die Baronin — und dann lauter — „es wird mir angenehm sein!“

Ein Moment und Somberg trat herein.

„So lösen Sie endlich Ihr Versprechen, Herr von Somberg,“ — empfing ihn die Baronin.

Somberg verneigte sich, „den Damen,“ fragte er, „ist der Ball doch wohl bekommen?“

„Mein Gott,“ lachte Anna, „das sind ja schon drei Tage her, den haben wir längst vergessen.“

„Ich noch nicht,“ fuhr Somberg fort — „denn ich muß Sie noch“ — wand er sich zu Therese — „um Verzeihung bitten“ —

„Doch nicht deshalb“ — unterbrach ihn diese, „daß ich so ungeschickt war? lassen Sie das — wenn Sie mir wieder einen Walzer versprechen wollen, werde ich achtsamer sein.“

„Sie sind zu gütig,“ erwiederte Somberg — ihr einen dankenden Blick zuwerfend — denn in Felseck's Gegenwart sein Mißgeschick zu gestehen, war ihm kaum möglich — „aber,“ fuhr er fort — „ich werde wohl nicht wieder die Ehre haben, denn es war der erste und letzte Hofball, den ich besuchen werde.“

„Hat er Ihnen,“ fragte die Baronin, „so wenig Vergnügen gewährt?“

„Ja,“ antwortete er — „denn ich hatte mir

mehr davon versprochen," und dabei sah er auf Anna — die ihn zu verstehen glaubte, denn mit leisem Erröthen sagte sie:

„Das Vergnügen wird sich finden, wenn Sie bekannter sind. Leider war ich schon Tags vorher zum Contre-danse versagt — und ich habe wohl bemerkt, daß Sie auf mich dabei rechneten — war denn wirklich" — setzte sie nach einer Pause hinzu — „solcher Mangel an Damen?"

„Ich" — stotterte Somberg — „ich fand wenigstens keine mehr."

„Oh" — lachte Felseck — „da hätte ich Ihnen noch die Fräulein von B...'s zeigen können."

Anna lachte, denn jene beiden Damen waren nicht gerade die schönsten — Therese jedoch bemerkte kalt:

„Das hätten Sie auch thun sollen, Herr von Felseck!"

„Wohl — aber Herr von Somberg war verschwunden" — antwortete dieser — „und als ich ihn wieder sah — stand er im tiefen Gespräch mit Kgl. Hoheiten."

„Sie sind dem Prinzen Ludwig vorgestellt?" fragte die Baronin, Somberg.

„Er nimmt sich meiner," antwortete dieser, „sehr an — ja" — fuhr er lauter fort — daß Felseck der Baronin einen spöttelnden Blick zuwarf, „Gestern noch, vor seiner Abreise, war er so gütig, mir War-

nungen zu ertheilen, welche mir sehr nützlich sein können."

„Er warnte Sie doch nicht" -- lachte Felseck, „vor den Gensd'armes?"

„Es wäre indiscret mehr darüber zu sagen," — entgegnete Somberg und, als er Felseck's Erröthen bemerkte, setzte er hinzu, „es geschah nur in Hinsicht auf meine finanzielle Stellung, die so mancher der Herren nicht gewachsen ist."

„Wer hätte das dem Prinzen zugetraut!" rief Felseck ironisch.

„Eben" — wandte Therese ein — „rühmten Sie ja das kameradschaftliche Wesen des Prinzen — und ich dächte, daß diese Ermahnung desselben dahin gehört."

„Nun," lächelte Felseck, „so ernst wird der Prinz es nicht gemeint haben — und Herr von Somberg wird uns deshalb nicht ganz im Stiche lassen — denn wenn Sie," wand er sich zu Somberg, „auch nicht reich sind, wie Sie eben sagten — so braucht es keine Schätze um" —

„Ich bin sehr arm" — unterbrach ihn Somberg — und trotzdem, daß ihn Felseck mit großen Augen anstarrte — fuhr er fort — „sehr arm — und deshalb dem Prinzen um so mehr Dank schuldig."

Dieses offene Bekenntniß — (unerhört für einen Gensd'armes Offizier) — die herzliche Art wie Somberg von dem Prinzen sprach, erwarben ihm von

Therese einen Blick, in dem sich unverkennbare Achtung und Beifall aussprach — die Baronin warf einen mütterlichen Blick auf ihn und Felseck schaute zu Anna in einer Weise hinüber, daß ihre Mienen sich in Folge dessen unwillkührlich zum Lachen verzogen.

Somberg bemerkte nur das Letzte — er drehte sich um und sah Felseck so strenge an, daß dieser das Auge niederschlug. Dann wandte er sich zu Therese, „wie hat Ihnen mein Freund gefallen," fragte er, „den ich mir erlaubte, Ihnen vorzustellen."

„Sie meinen Herrn von Otten — er tanzt sehr gut" — Somberg erröthete — „ja" — fuhr sie fort — „er muß wohl ihr Freund sein, denn er hat mir sehr viel Gutes von Ihnen erzählt."

„Welches Sie Alles auf die Freundschaft schieben — gut" — lächelte Somberg, „ich aber," fuhr er fort — „könnte von ihm noch mehr erzählen, ohne daß die Letztere mitspräche. Verzeihen Sie die Frage, ob er Ihnen gefallen — aber wenn man einen vortrefflichen Menschen kennt und ihn lieb hat, möchte man auch von Andern sein Lob hören."

„Es ist eine alte Familie, von Otten," sagte die Baronin — „wenn ich nicht irre, sehr wohlhabend."

„Ja," antwortete Somberg — „aber was ich bei weitem höher stelle — ist — daß sein Charakter der Ahnen würdig ist — Otten ist durch und durch chevaleresk und ein selten gediegener Mensch."

„Um noch ein Mal auf den Prinzen zu kommen," sagte Felseck, „haben Sie denn auch das Original kennen gelernt, das er vorzüglich in's Herz geschlossen?"

„Ich weiß nicht wen Sie meinen?"

„Gewiß den langen Niesel," lachte Anna — „Gott ich sah ihn ein Mal — hat er nicht lange Haare und ein schauderhaft häßliches Gesicht?"

„Hübsch ist er nicht," antwortete der Gefragte, „aber sehr interessant."

„Ich begreife es dennoch nicht, wie der Prinz mit ihm umgehen kann" — sagte die Baroniu — „freilich das Verhältniß mit seiner Frau" —

„Ist durchaus rein" — unterbrach sie Somberg. Felseck lächelte.

„Und" — fuhr Somberg fort — „ich kann versichern, daß es so ist, wer es nicht glaubt, kennt den Prinzen schlecht oder will ihm nicht wohl."

„Abgeseh'n von Ihrer Betheuerung," sagte die Baronin — „würde der Prinz, wenn ihn nicht etwas Anderes anzöge — mit einem gewöhnlichen Menschen, wie Niesel, so vertraut sein?"

„Niesel," entgegnete Somberg, „ist kein gewöhnlicher Mensch. Kenntnisse und Geistesgaben stellen ihn hoch — und machen ihn würdiger der Gesellschaft eines Prinzen — als Adel und Epaulettes ohne sie, es würden" —

„Sie scheinen wenig auf Beides zu geben," bemerkte die Baronin trocken.

„Ich gebe viel darauf, wenn der Besitzer darüber steht. Der Mann muß seine Geburt und Stellung zieren, nicht diese ihn. Fehlen Adel und Rang — dann stelle ich über sie doch die Aristokratie des Geistes — weit, weit darüber. Um König — Fürst — Edelmann zu sein, dazu gehört nicht viel, meist bloß die Geburt, aber König unter den Dichtern — Heros in der Wissenschaft zu sein — oder wieder König unter den Königen, von wahrem Adel unter den Adligen — das allein macht den Menschen unsterblich, das allein stellt ihn über seines Gleichen. Der Geist ist das Göttliche in uns — nach ihm allein ist der Werth des Mannes zu schätzen."

„So sind Sie auch wohl ein Verehrer Napoleon's," fragte Felseck?

„Des Mannes — ja — d. h. seines Geistes — den Menschen in ihm verachte und hasse ich."

Indem hatte sich Somberg erhoben.

„Sie erfreuen uns doch bald wieder mit Ihrem Besuch", sagte die Baronin, dann setzte sie vornehm hinzu — „ich hoffe, daß Sie auch in unsern Zirkeln die Aristokratie des Geistes werden vertreten finden."

Kaum hatte sich Somberg entfernt — als Felseck ausrief — „sehen Sie gnädigste Frau, liberale Ideen spuken in der Armee, ich habe es immer gesagt" —

„Und ich es nie geglaubt!" setzte sie hinzu.

Therese gestand sich — daß ihr der Jüngling sehr gefiel, gerne hätte sie ihm länger zugehört. Sie war vielleicht die einzige, die ihn verstanden — denn Anna hatte, während Somberg sprach, nur dessen funkelndes Auge gesehen und die schönen männlichen Züge des Jünglings mit den verlebten Felseck's verglichen. — „Wenn er nur," dachte sie, „mit mir getanzt hätte — und nicht so erschrecklich blöde wäre! — und warum redet er immer nur zu Mutter und zu Therese — mich sieht er fast gar nicht an!" — damit schlich sie an's Fenster und schaute dem Jüngling nach.

Achtes Kapitel.

Ist die Liebe dahin, labt der Gedanke daran.
Platen.

— — — — — — — — Empfinde
Zärtlich aber Amor's Binde
Raube Dir nicht Dein Gesicht.
G. Friedrich II.

„Es zieht mich zu ihr — und doch — lieben — nein — lieben thu' ich sie nicht! wenn nur das kleine, schelmische Auge nicht wäre — man muß ihr herzlich gut sein, wenn man sie so herumspringen sieht — wie nett war sie damals im Garten — doch was nützt das Alles — sie mag mich ja nicht" — so dachte Somberg, — als er eben eine Einladung Paulstein's erhalten hatte, und überlegte, ob er hingeh'n solle oder nicht.

„Jedes Mal, wo ich sie sehe," sagte er zu sich — „bin ich verlegen oder grob — sie beachtet mich nicht — ich ärgere mich — und verliebe mich schließlich immer mehr in sie, was soll das! — absagen?

das nehmen sie mir übel — das wäre beleidigend — gut — ich werde hingehen, aber anseh'n thu' ich sie nicht!" —

Der Abend kam und Somberg ging hin.

Es war eine große Gesellschaft — es wurde musicirt — gesungen — geplaudert — aber nicht getanzt.

Der alte Paulstein empfing unsern Freund so herzlich — wie er es eben konnte — und um sich in seinem Dispput über Jagdhunde nicht stören zu lassen, das ein Kavallerieobrist mit ihm führte, wies er Somberg in ein kleines Seitenzimmer — „dort werden Sie," sagte er, „meine Töchter treffen."

Somberg ging dorthin; an einem runden Tische in der Mitte des freundlichen Eckstübchens saßen die Schwestern. Von den Gästen kannte Somberg nur Otten und Felseck.

Otten erzählte Züge aus dem Leben des Prinzen Ludwig Ferdinand und das Interesse, mit dem die Damen zuhörten, zeigte auch hier, wie lebhaft man des liebenswürdigen Fürsten gedachte.

„Der Prinz," fuhr er fort — als Somberg den Damen vorgestellt worden, „war 1793 beim Oestreichischen Regiment Pellegrini attachirt. Es kam zu kleinen Plänkeleien mit den Franzosen und unsrerseits wird ein Soldat schwer verwundet. Er bleibt liegen — die Oesterreicher gehen zurück — schon dringen die Republikaner vor — da hört man den Soldaten

flehentlich den Seinen nachrufen, sie möchten ihn mitnehmen. Keiner wagt es zurückzugehen, trotzdem daß der Prinz eine reiche Belohnung verspricht. „Gut dann," ruft er — „so will ich Euch zeigen, was Soldatenpflicht ist" und im Kugelregen dreht er um, erreicht den Verwundeten und bringt ihn auf seinen Schultern glücklich zurück — ein donnerndes Hurrah empfing ihn — und seitdem ist er der Liebling der Armee."

„Ein ander Mal," fuhr Otten fort — „wird er bei Erstürmung einer Schanze am Fuße verwundet — „das sollt ihr büßen" — ruft er wüthend vor Schmerz, die Seinen hauen ein — ein Theil wird gefangen eingebracht. Man zeigt ihm den Soldaten, der auf ihn geschossen. „Schont ihn," sagte der Prinz — „aber haltet ihn fest, sonst schießt er mir noch in's andere Bein!" Später ließ er ihn reich beschenken, um sich," wie er sagte „vom Schreck zu erholen", — und," schloß Otten, „solcher herrlicher Züge giebt es von ihm gar viele."

„Ja, ja," meinte ein anderer Offizier, „es war schön anzuseh'n, wie der blühende Held — wir nannten ihn nur den Preußischen Achilles, im Lager herumging, bald hatten ihm die Kugeln den Rock zerrissen, bald trug er einen zerschossenen Hut — so was sieht man nicht oft!"

„Gebe Gott, daß das Schicksal uns zu Gleichem

aufforbert," seufzte Somberg, „doch dazu wird es wohl nicht kommen."

„Sie haben Recht" — fügte Felseck hinzu — „es wird nicht dazu kommen — unser friedliebend Regiment sucht dem Kriege vorzubeugen und der Franzose hat Roßbach nicht vergessen."

„Roßbach" — sagte Otten — „liegt weit hinter den Tagen von Austerlitz — wenn die Franzosen sich noch Roßbach's erinnerten, flatterten längst unsere Fahnen."

„Ja, ja — dieser Napoleon" — brummte der alte Offizier, „er hat viel Glück gegen die Oestreicher und Russen — aber gegen uns — meiner Ehre, wir sind doch was Anderes! — der Mensch war noch Lieutenant als ich das Regiment bekam, was kann der von der Kriegskunst verstehen!"

„Von uns'rer vielleicht sehr wenig," erwiederte Somberg, „aber wie Friedrich des Großen Geist die unübertreffliche Heeresverfassung schuf, waltet auch hier das Genie — und das sieggewohnte Auge Napoleon's mit seinen im Felde erzogenen Truppen ist ein nicht zu verachtender Feind für uns, die wir nur den Paradeplatz kennen."

„Junger Mann," belehrte ihn Jener, „Genie hin Genie her! Auf dem Paradeplatz wird der Soldat erzogen — da zeigt er, was er kann, die Campagne ist eine Erholung — im Felde ist der Dienst locker —

und Sie zweifeln daran, daß es geht? he — haben wohl den Bülow studirt?"

„Ich zweifle nicht an dem Erfolge unserer Waffen," sagte Somberg bescheiden, „sondern behaupte nur, daß Napoleon ein uns würdiger Feind ist."

„Ha ha," lachte Felseck — „weil er die Holters schlug und die Russen mit ihrem alten Reglement."

„Wie jeden Feind," setzte Somberg kaltblütig hinzu, „der ihm bisher gegenüberstand!"

„Nun," lachte Felseck weiter — „wir werden ja sehen — doch sollte einmal das Regiment Gensd'armes zum Einhauen kommandirt werden, dann bitte ich zuzusehen, Herr von Somberg."

„Das werde ich" — antwortete dieser trocken und um weiteren Streitigkeiten aus dem Wege zu gehen, wandte er sich zu Anna — „die Politik," sagte er, „und das ewige Kriegsgeschrei muß doch die Damen sehr ennuyren."

„Warum das," erwiederte Anna — „wir sind zu gute Patrioten um nicht eben so den Krieg zu wünschen, wie jeder Aristokrat es heut zu Tage muß!"

„Der Aristokrat allein?" fragte Somberg — „ich dächte das ganze Volk wünschte ihn."

„Ewig sind Sie mit dem Volke bei der Hand," lächelte Anna, „was geht uns das Volk an."

„Gehören Sie denn nicht zum Volk — gnädiges Fräulein?"

„Ja — aber es ist doch etwas anderes — ob

die Aristokratie oder das Volk etwas wünscht — wir haben Grund dazu die Königsmörder und Republikaner zu hassen, wir führen den Krieg in unserm Interesse, aber das Volk" —

„Nun" — lächelte Somberg — „will es nicht dasselbe?"

„Ja, weil es augenblicklich noch gut gesonnen ist, wenn auch nur der größere Theil — doch seine Stimme werden Sie doch nicht der unsern gleich achten? — wie nun — wenn es anders wollte?"

„Dann würde die Aristokratie entweder den Kürzern ziehen oder einen unglücklichen Krieg führen."

„Das werden wir sehen," sagte Anna gereizt — „Sie scheinen Ihresgleichen nicht recht zu wollen, denn bei jeder Gelegenheit greifen Sie die Aristokratie an."

„Wohl," erwiederte Somberg, „ich greife Sie stets an, wo sie sich vom Volke absondert, also unpatriotisch wird — wie auch da, wo sie sich überhebt; mit Adelstolz schlägt man keinen Napoleon und sechszehn Ahnen gelten in heutiger Zeit weniger als gesunder Sinn und Willenskraft."

„Sehen Sie liebe Anna," sagte eine ältliche Blondine, die bisher nur stumm an dem Gespräche Theil genommen, jetzt näher rückend, „sehen Sie daß auch Andere das sagen, was ich so oft behauptete — der ist kein guter Aristokrat, der anders denkt wie das Volk!"

„Wo es die Ehre der Nation gilt," setzte Somberg hinzu, „ja gnädiges Fräulein" — fuhr er zu Anna fort — „und Sie sind zu gut Preußisch um nicht mehr Patriotin als Baronesse zu sein, es ist," flüsterte er — „nur ein wenig Streitsucht, die Sie mich angreifen läßt."

„Durchaus nicht," sagte Anna bitter — „aber es ärgert mich, wenn man den Stand und die Geburt herabsetzt."

„Das thu' ich nicht."

„Oh Sie thun es immer — aber ich weiß wohl weßhalb!"

„Nun," fragte Somberg.

„Um mich zu necken, denn es ist doch blos Koketterie."

„Wahrhaftig nicht, gnädiges Fräulein, ich spreche nie anders als wie ich denke — doch ich werde das Thema künftig ruhen lassen, da es Ihnen nicht angenehm ist."

Anna hörte das Letzte nicht, denn unterdeß hatte sich Felseck ihr genähert — mit einem Seitenbick auf Somberg wandte sie sich ganz zu dem Hinzugekommenen, sprach von Grafen und Baronen, Gütern und Festlichkeiten — Somberg — wie wir ihn schon kennen, leicht beleidigt, setzte sich zu der ältern Dame und bald waren beide in tiefem Gespräch.

Anna beobachtete sie wohl — das immer heiterer werdende Antlitz Somberg's — um so schöner, je

feuriger und wärmer er sprach — das Interesse mit dem seine Dame ihm zuhörte — Alles dies ärgerte sie — „warum," dachte sie — „ist er mir gegenüber so kalt — zu mir hat er noch nie so gesprochen — doch ich will nichts mehr von ihm wissen!" Mit diesem Entschluß gab sie sich ganz Felseck's Unterhaltung hin — und wenn sie auch oft nach jenen Beiden hinübersah — schien es doch dem Gensd'arme als ob sie nie so günstig für ihn gestimmt gewesen wäre als jetzt — er erfaßte die Gelegenheit und immer vertrauter werdend, wußte er ihr manches süße Wort zuzuflüstern.

„Wie liebenswürdig Sie heute sind" — sagte Anna. — „Dürfte ich es immer sein!" — da hörten sie Schritte — Anna blickte erröthend auf — es war Somberg — er hatte es gehört. Im ersten Augenblick war es Freude, die Anna fühlte, sich an ihm gerächt zu haben — doch als sie die bleichen Züge des Jünglings sah — wie er stumm das Zimmer verließ — da that es ihr weh — „ich will es wieder gut machen," dachte sie — „und recht freundlich gegen ihn sein" — doch sie sah ihn den Abend nicht wieder, Somberg hatte sich still aus der Gesellschaft entfernt.

Neuntes Kapitel.

Ihr Römer zum Schwert! in diesen Ruinen
Vernehmt ihr die Stimme Latinischer Seelen
Die „königlich Volk, erhebe dich!“ ruft.
Niccolini.

Monate waren vergangen. Wieder rauschte der Herbstwind durch die welkenden Blätter, langsam zog der Sommer des Jahres 1806 über die Fluren dahin gen Süden, die letzten Blüthen zudrückend mit der scheidenden Hand — und hinter ihm her jagte der heulende Sturm die welken Blätter und zog mit flammender, blutiger Abendröthe über den weiten Horizont, Unheil und Schrecken in dem dunklen Gewande der Nacht.

Schwere, düstere Wolken lagerten sich über dem weiten deutschen Reiche, bang und ahnungsvoll zitterte das Herz in der Brust des Nordens — und die Völker hörten es klopfen, wie es bebte vor dem donnernden Schall der Kriegsposaune — die da vorhertönt dem gewaltigen Gange der Geschichte.

Napoleon hatte seinen Arm geschlungen um das deutsche Land — und seine Ketten herumgelegt, daß es knirschte unter dem fränkischen Eisen — der Deutsche athmete nicht deutsch und ein deutsches Wort brachte den Tod! Schon flatterte um die Ufer des Rheins die Fahne des Siegers — und die Fürsten der Länder schaarten sich um den Thron des gewaltigen Protektors — der deutsche Kaiser legte die Krone nieder, die Jahrhunderte lang Haus Habsburg getragen und die dem grauen Scheitel zu schwer geworden, das matte Auge schaute düster aus den Mauern der Hofburg — vor ihm das geschlagene Heer und das blutende Land — hinter ihm der Geist Rudolph's und die zürnende Vergangenheit! — Doch das Eisen von Austerlitz lag in der deutschen Schaale und wog schwerer denn des Galliers Schwert — wo Deutschland zuckte — und der Schmerz eine Thräne ließ — da traf des Franken eiserner, tödtender Pfeil — das Blut Palm's düngte den deutschen Boden und wie Enghien dahin gesunken — verblutete der deutsche Mann, den Zorn des Imperators zu sühnen.

Ein einzig Land trug das Schwert noch in der Scheide — hatte noch nicht das Eisen gezogen — denn des großen Königs Geist war in ihm erstorben und wo der Kurfürst Friedrich Wilhelm seinen Thron gebaut — da flüsterte jetzt ein Haugwitz seinen fränkischen Witz dem Hohenzollern ins Ohr. Doch das königliche Blut wallte, als fränkisches Blei den

Todesruf Palm's erstickte, wie es dereinst gezürnt, als fränkischer Spott vor den Mauern Wien's Deutschland verhöhnt und des deutschen Reiches gespottet — es wallte hoch auf vor Zorn, als Napoleon seinen Fuß auf Preußisch Land gesetzt — mitten im Frieden — und jetzt wieder Hanover — jenes Danaergeschenk feil bot — als ob Preußens Adler, der es eben errungen, von seiner Ehre ließe, wie einst von seinem Recht! — Doch es war zu spät — der Franke hielt es umklammert, und Hunderttausende drohten dem Throne — der weder seine Heere gerüstet noch seine Festungen armirt. Gewohnt, seit Friedrich dem Einzigen, selber das Schwert zu ziehen und kampfgerüstet der Erste im Felde zu sein, hatte Preußen der Ruhe gepflegt und das Eisen nicht geschliffen — jetzt zog die Tücke heran — wie Blitz und Schlag stand das Frankenheer vor den Thoren — „Wehr' Dich oder stirb" donnerte der Imperator — und schnellte den giftigen Pfeil mit ehrenrührigem Wort!

So stand es im Anfange des Herbstes 1806. Alles erwartete den Krieg, doch so Mancher fühlte, daß selbst der elendeste Frieden jetzt besser für Preußen sei — Alles bestürmte des König's Ohr — doch Niemand konnte den ehernen Zügen des Monarchen ablauschen was sein Herz gedacht — die Königin, durch Alexander von Rußland gewonnen, flehte um den Krieg — die Armee schlug an den Degen — Hardenberg und Stein sprachen so manches deutsche

Wort — doch noch nichts war entschieden. Das Volk murrte und ließ seinen Witz spielen. Die Krücke Friedrich des Großen hieß es — sei eines Tages — als Alexander die Reliquien des Helden zu sehen verlangt — im Konferenzsaale liegen geblieben. Am andern Morgen, so erzählte man — ergriff ein panischer Schreck die hereintretenden Räthe — Alles glaubte das Auge des Einzigen zu sehen — und wahrlich — es that seiner Krücke Noth!

Eines Abends ging Somberg ins Theater — Paulstein hatte ihn in seine Loge eingeladen. Es war mitten im Stück — man declamirte Schiller's Vers:

> Für seinen König muß das Volk sich opfern
> Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt —
> Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
> Ihr Alles setzt an ihre Ehre!

Donnernder Applaus folgte den Worten des Dichters. — Aller Blicke wandten sich nach der Königlichen Loge. Da saß die schöne Königin zur Seite des hohen Gatten — und eine Thräne perlte über die blasse Wange, wehmüthig blickte sie den Monarchen an — „siehe, das ist Dein Volk — das sind unsere Kinder!" — Und der König erhob sich — der ernste Blick ruhte auf der Menge — er sah ihnen Auge in Auge — dann verneigte er sich stumm und drückte die Hand der Königin. Diese sank ihm an die Brust — der Vorhang fiel — aller Augen füllten

sich mit Thränen, und weilten gerührt auf dem theuren Königspaar.

Da trat Haugwitz in die königliche Loge, zwei Worte flüsterte er dem Monarchen zu, dieser warf einen stummen Blick auf die hocherröthende Gattin, als ob er sie früge — „habe ich nun Recht gethan?"

Wie ein Schauer ging es durch den Saal — das Große war geschehen — Friedrich Wilhelm hatte das Schwert gezogen!

„Krieg — Krieg!" ging es von Mund zu Munde, und wieder sah Alles zu ihnen hinauf. Der König hatte sich erhoben und seine Gattin am Arm wandte er sich, das Theater zu verlassen.

„Es lebe der König — es lebe unser guter König," — jauchzte es von allen Seiten — „Heil! Heil!" und kein Auge blieb thränenleer — ein Jeder fühlte, was der dort gethan, und wie schwer es ihm geworden — aber auch Jeder jauchzte mit der Königin dem Kriegesruf entgegen und der Preußengeist erwachte in der Brust und jubelte seinem König nach!

„Warum so still?" fragte Therese Somberg — als sie das Theater verließen.

„Das Regiment soll hier bleiben," murrte dieser „doch — Prinz Louis wird mir helfen!" damit empfahl er sich den Damen und eilte in den Palast der Fürstin Louise Radziwill.

Zehntes Kapitel.

Der edle Mensch zieht edle Menschen an
Und weiß sie festzuhalten.

Göthe's Tasso.

Doch Du ranntest unaufhaltsam,
Frei in's willenlose Netz. —

Byron.

Hell erleuchtet waren die Salons der Prinzessin Radziwill als Somberg hineintrat. Wohl nirgends war die Botschaft, daß Preußen endlich den Krieg erklärt habe, freudiger aufgenommen denn hier. Die Generale Rüchel, Blücher, Herzog von Braunschweig, und Fürst Hohenlohe, der greise Kalkreuth, alle Männer der Kriegspartheі standen im eifrigen Gespräch zusammen, noch Manches berathend, ehe sie die Trommel auf ihre Posten rief, während in den hinteren Säälen die Prinzeß in traulichem Gespräch mit dem ritterlichen Bruder wohl schon bange des Abschieds gedachte. Nicht heiter war der Prinz; der innigste Wunsch seines Herzens war erfüllt, doch nun

fühlte er die ganze Wichtigkeit des Moments — und bange Ahnungen, die so oft sein Herz umnachteten, wurden rege in der bewegten Brust.

„Bald sehen wir Dich mit neuem Lorbeerkranz wieder," redete ihn seine fürstliche Mutter an, „doch Du scheinst mehr zu trauern als Dich zu freuen!"

„Ich fürchte," erwiederte der Prinz mit dumpfem Klang der Stimme, „daß uns kein Lorbeer blüht."

„Preußen und kein Sieg," entgegnete die Prinzeß, „die Worte kenne ich nicht."

„Und ich sage Ihnen, liebe Mutter — daß wir andere Zeiten erleben werden — ja, ja," — fuhr er düster fort, „Sie glauben, es wird immer so bleiben, Sie fahren spazieren und die Wache trommelt — es wird ein Tag kommen — wo Sie aus dem Thore fahren werden und kein Mensch trommelt — und wo keine Wache heraustritt."

„Was sind das für Ideen!" rief die geängstete Mutter, mehr für den Sohn als seine Ahnung besorgt, „Du regst Dich auf mit so trüben Gedanken — das ist keine Stimmung mit der ein Hohenzoller in den Krieg geht."

Jener hörte die Worte nicht, sondern fuhr, wie mit sich selber sprechend, fort: „Doch ich werd's nicht erleben — laßt nur die Trompete blasen — ich falle mit meinem Vaterland!"

Bange Ahnung erfüllte das Herz der Schwester, als sie die bleiche Wange des Bruders sah — wie

die dunkle Locke über die weiße Stirne hing, und ihren Schatten auf das düstere Auge warf. Sie ergriff seine Hand — „Louis," sagte sie, „ermanne Dich — fort mit den Gespenstern — das Vaterland wird nicht fallen und ich werde Dir den Kranz auf die Stirne drücken."

„Liebe, liebe Schwester — und ich bringe Dir dann die ersten Veilchen des Friedens," — kos'te der Bruder, ihre Hand drückend — „doch siehe, da kommt ja mein junger Freund, ihm mußt Du auch Lebewohl sagen," — damit führte er Somberg, der eben hereingetreten, zu seiner Schwester.

„Also das Regiment B.... marschirt auch?" fragte diese.

„Nein," antwortete der Prinz für Somberg, — „aber es wird wohl bald folgen."

„Gott gebe es," fügte dieser hinzu.

„Unterdessen," fuhr der Prinz fort, „sollen Sie mich als Adjutant begleiten, mit Nostitz — wenn Sie wollen."

„Königliche Hoheit," und eine Thräne der Freude perlte in dem strahlenden Auge des Jünglings — „die Gnade" —

„Werden Sie zu verdienen wissen," unterbrach ihn Jener.

„Und Sie werden meinem Bruder ein treuer Begleiter sein," setzte die Prinzeß hinzu.

„Bis in den Tod," schwur Somberg.

„Können lieber vorangeh'n," lächelte der Prinz — „doch Shakespeare's Witze sind schon veraltet, ein ehrenvoller Tod ist zu beneiden, und ich mache Ihnen denselben eher streitig," damit ergriff er Somberg's Hand und beurlaubte sich bei seiner Schwester. „Somberg," fuhr er fort, als sie zur Seite getreten, „Morgen früh reisen wir, bis dahin bringen Sie Ihre Geschäfte in Ordnung, Adieu."

Der Prinz trat zu den Generälen. „Es bleibt doch," redete er den Herzog von Braunschweig an, „es bleibt doch dabei, daß ich die Avantgarde bekomme?"

„Das Korps Hohenlohe, zu Befehlen Ew. Kgl. Hoheit — doch" —

„Nur kein „Aber"," lächelte der Prinz — „Ihre Instruktionen bleiben dieselben?" fuhr er fort, sich zu Hohenlohe wendend.

„Zu Befehlen," entgegnete dieser, „nach dem Beschluß des Kriegsrathes zieht das Korps sich bei Jena zusammen, Kgl. Hoheit übernehmen die Avantgarde und handeln, wie beschlossen, ohne sich in ein Gefecht einzulassen."

„Aber," wandte der Graf von Kalkreuth ein — „die Konferenz ist hier in Berlin gewesen, wer sagt, daß Napoleon von Gräfenthal kommen wird."

„So lauten unsere Berichte," — entgegnete der Herzog, „man kennt den Kriegsplan und der Kriegsrath hat es beschlossen."

Sarkastisch verzog sich der Mund des Generals zum Lächeln — „Kriegsrath, fünfzig Meilen vom Fleck!“ brummte er.

„Nun denn, auf Wiedersehen unter den Fahnen!“ und mit einer leichten Verbeugung entfernte sich der Prinz.

„Kalkreuth,“ wandte sich Braunschweig zum General, „Sie haben die Reserve.“

„Also bleibt es doch dabei,“ unterbrach ihn ein verstört aussehender Mann, der eben hinzugetreten.

„Ja,“ brummte der Herzog!

Jener schlich davon. „Alles verkehrt,“ seufzte er, „Kalkreuth die Reserve und der Prinz die Avantgarde, oh — man möchte blutige Thränen weinen.“

Der Mann war der nachher so berüchtigte Obrist von Massenbach.

Die Glocke schlug Mitternacht.

Somberg, der aus dem Salons der Fürstin zu Otten geeilt, war mit diesem bis jetzt bei Riesel gewesen, es hatten die Freunde sich so Manches noch mitzutheilen, ehe sie von einander schieden. Beide Offiziere hatten den originellen „homme de lettres“ herzlich lieb gewonnen und manche trauliche Stunde bei ihm verlebt. „Geht — und laßt Euch nicht todtschießen,“ sagte er ihnen zum Abschied, — eine Thräne unterdrückend, — denn die Menschen, die uns wirklich gut sind, zeigen selten ihr Gefühl, und so verbarg auch Riesel seinen Schmerz

unter angenommener Heiterkeit, „lebt wohl und grüßt mir den Prinzen!" — Somberg und Otten drückten die Hand des Freundes, dann schritten sie langsam die düstere Straße entlang.

Stumm gingen sie neben einander, unwillkührlich hielten sie vor dem Hause Paulstein's, wo schon Alles schlummerte, an. Oft waren sie hier gewesen, oft hatten sie vor diesen Fenstern gestanden. Jeder wußte, daß das Herz des Andern klopfte, freilich nicht das Eine wie das Andere — Otten war mit Therese vertraut und Beide einander lieb geworden, Somberg's Herz schlug noch immer für Anna, aber war sich keiner Gegenliebe bewußt — es zog ihn zu ihr, aber es war mehr Neigung, Gewohnheit als Liebe; sein Herz dürstete danach geliebt zu werden, hier fühlte er selbst, daß ihm weder die rechte Liebe ward noch werden konnte, doch es hatte einmal für Anna geschlagen und schwer reißt es sich los, um so schwerer, wenn es erfolglos geblutet hat.

„Empfiehl mich ihnen — und grüße Anna," — sagte er, Otten umarmend, „und wenn wir uns wiedersehen, so bringe mir einen freundlichen Gruß!" so schieden sie.

Eilftes Kapitel.

Als Lebewohl sie winkte mit der Hand
War's — ob der letzte Jugendtraum mir schwand.
Lenau.

Hinweg, hinweg — Erinnerung störe
Nie mit dem Jugendtraume mich.
Byron.

Ach wir verwelken wie Gras des Hügels und unser Vermögen
Kehret nicht wieder zurück.
Ossian.

Es war am Abend des 7. Oktobers 1806. In den Säälen des Schlosses zu Rudolstadt hatten sich die Generäle und Offiziere des hohenlohischen Korps, wie Alles, was in der Stadt und Umgegend von Damen anwesend war, zum Ball versammelt. — Schon war man dem Feinde entgegengerückt und Jeder erwartete den Tag der Entscheidung. Das von Gentz verfaßte Kriegsmanifest hatte Haugwitz schon den 6. Oktober drucken lassen, morgen sollte es an den Kaiser abgehen.

Die französische Armee stand in der Nähe, vielleicht nur vierundzwanzig Stunden — und das Schicksal Preußens war entschieden.

„Ich begreife nicht," sagte der alte Herzog von Braunschweig, „woher Napoleon geahnt, daß unsere Kriegserklärung so nahe sei, seine Truppen erwarten wie wir den Kampf und noch ist das Manifest nicht abgesandt."

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Herzog," — entgegnete der Prinz Ludwig Ferdinand düster, „wir sind es nicht, die den Krieg wollen, sondern Napoleon. Ja, lange genug haben wir, um den Frieden zu erhalten, allen Mächten gegenüber eine feindliche Stellung eingenommen, und es versucht die Waage zu halten, nun fällt Frankreich schonungslos über uns her, da es den Krieg wünscht und uns die Alliirten fehlen."

„Kgl. Hoheit," wand Hohenlohe ein, „vergessen die Russen!"

„Wo sind sie?" fragte der Prinz, „ja — meine Herren dahinter steckt Verrath und Herr Lombard scheint mir, ist dessen nicht unkundig — doch genug! wir wissen, daß Napoleon den Krieg will, deutlich genug spricht seine Handlungsweise dafür: der Verrath mit Hannover, und die Tücke, die uns Kleve und Berg abschwatzt — vielleicht sehen wir schon morgen in das Auge des Feindes!"

„Das ist unmöglich," entgegnete der Herzog.

„So lassen Sie mich eine Rekognoscirung nach Saalfeld machen — ich wette, sie haben es besetzt, wenn ich komme!“

„Morgen,“ sagte Hohenlohe, „geht es nicht — aber übermorgen — denn der Krieg muß erst erklärt sein.“

„Gut — so übermorgen.“

„Aber nur keinen Angriff Kgl. Hoheit,“ — rief Braunschweig dem abgehenden Prinzen nach, „es dürfte uns viel kosten!“ — doch Louis Ferdinand war bereits unter den Damen.

„Geben Sie,“ bat Kalkreuth, „mir die Avantgarde — Durchlaucht — lassen Sie den Prinzen bei der Reserve — er geht uns sonst durch!“

Braunschweig zuckte die Achseln, „ich kann nicht, der Kriegsrath hat es beschlossen!“

„Sie sind der General,“ wand Kalkreuth ein.

„Aber der Kriegsrath — der Kriegsrath!“

„Nun,“ brummte der alte General, „so mag es denn der Kriegsrath verantworten!“

Unterdessen war Prinz Louis Somberg begegnet, der in einer Fensternische stehend, düster in die finstere Nacht herausschaute.

„Was träumen Sie da, Somberg,“ redete er ihn an, „Sie haben gewiß eine Geliebte in Berlin gelassen.“

„Ach nein — Kgl. Hoheit.“

„Lassen Sie,“ unterbrach ihn der Prinz, „ich

weiß, ich weiß, aber trösten Sie sich, — für ein Weib, denke ich mir, giebt es nichts Schöneres als den Geliebten im Kriege für das Vaterland zu wissen, ja," fuhr er sinnend fort, als er Somberg's Wange erblassen sah — „und ihn zu betrüben wäre schändlicher als ein Mord!" —

Damit drückte er die Hand des Jünglings und schritt weiter.

Die schöne Gräfin D... saß allein auf dem sammtenen Divan in der lauschigen Eckstube des Palastes.

„Sie suche ich gnädigste Frau," begrüßte sie der Fürst, indem er die hohe Frau sanft wieder auf die Kissen drückte — und sein Arm ruhte eine Weile auf dem weißen Atlas, der die Schultern der Gräfin bedeckte. „Wie lange haben wir uns nicht gesehen!"

„Es sind acht Jahre," flüsterte sie, „und wir haben uns Beide verändert! Sie sind Mann geworden, ich — gealtert."

„Das sehe ich nicht," wandte der Prinz rasch ein, „und wenn sich das Herz nicht verändert hat, so sind wir dieselben geblieben. Ach, es waren schöne Zeiten, wo sind die hin! — hier saßen wir vor langen Jahren — ich kam aus dem Kriege — wie selig war ich damals, wie frisch und lebensfroh — das ist Alles — Alles vorbei!"

„Sie gehen traurig in den Krieg — aber wie freudig werden Sie heimkehren — wie sehne ich mich

nach dem Tage wo ich Ihnen den ersten Kranz bringe und wie damals den Helden schmücke, — Ludwig, sehen Sie nicht so düster!"

„Dank — Dank Ihnen, Sie nennen mich wieder Ludwig, den alten Klang von Ihren süßen Lippen, ich habe lange darauf gewartet," — und der Prinz ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen.

Leise zog sie die Hand zurück. „Nicht die alten Thorheiten wieder aufgefrischt," flüsterte sie, „statt ruhiger zu werden, vermehrt sich Ihre alte Leidenschaft, mit der Sie sich einer Jeden zuwenden — die — ach — die Sie eben dieses Feuers wegen so — so gern hat."

„Einer Jeden?" zürnte der Prinz, und sein dunkles Auge ruhte forschend auf der Gräfin, „wen hätte ich geliebt — als Sie!"

„So wären Pauline und Rahel vergessen?"

„Pauline — nein, die liebe ich nicht, die habe ich nie geliebt," — erwiederte der Prinz, sich stolz aufrichtend — „und Rahel" —

„Nun — Sie stocken."

„Rahel, das ist etwas Anderes; doch dieser Liebe dürfen Sie nicht zürnen, es ist eine geistige — ohne alle Eifersucht, ich weiß, daß sie Andere noch mehr auszeichnet als mich, dennoch hat sie mein Vertrauen, weil man sich ihr gern vertraut. Sie versteht es, mich zu erwärmen und zu beleben, zu trösten und zu unterhalten; ihr Umgang ist mir werth, sie ist mir

eine Freundin — doch — Liebe? — ich," seufzte er, die Gräfin anschauend, „habe andere Liebe gekannt!"

„Sie haben," — zürnte die Gräfin, „doch ja, es ist vorbei!"

„Sie mißverstehen mich, Laura," kos'te der Prinz, „ja ich habe eine andere Liebe gekannt, und die ließ mich keine andere mehr kennen lernen." Während er dies sagte, hatte er sich erhoben und abgewandt, die Gräfin folgte ihm — Beide traten an's Fenster.

„Wie der Sturm heult," flüsterte der Prinz, in die Nacht hinaussehend, „er schüttelt die grauen Tannen, daß sie biegen und brechen, während sie dort," und er zeigte nach dem Tanzsale, — „spielen und geigen, als hohnlachten sie der Welt da draußen — so Laura, so war mein Leben. Schwerer und öder wurde mir das Herz, daß ich oft blut'ge Thränen hätte weinen mögen, doch ich jagte hinaus und mordete meine Jugend und vertrank meine Zeit, ich schnitt mir Wunde auf Wunde, um die eine, große zu vergessen — ich lachte und war fröhlich wie ein Wahnwitziger, toller und toller, je mehr der Schmerz in meiner Brust wühlte — Gott weiß — ich habe viel gelitten!"

„Aber Ludwig, was ist Ihnen!"

„Ja, ja Sie kennen mich nicht, ich bin nicht mehr der Knabe wie damals, meine Jugend hat ihre Hoffnung verloren und mein Herz den Glauben — ich grollte, als ich das Vaterland fallen sah und es

— es hätte retten mögen mit meinem besten Blut — man ließ mich grollen, und ich — hören Sie Laura, ich habe mich überlebt — Kraft und Jugend ist dahin, mein Geist schwankt und schwindlig ist mein Aug' — mein Leib ist krank und siech — Laura, ich habe mich selbst gemordet! — Gott, das Feuer, das in meiner Brust geglüht, hätte mich leuchten lassen können vor aller Welt, und es hat mich schnöde verzehrt — Gott sei Dank — wieder blasen die Trompeten und es ruft mich zur Schlacht — ich werde nicht wieder heimkehren!"

Mit steigender Angst hatte ihm die Gräfin D... zugehört — jetzt ergriff sie seine Hand, „Prinz, um Gotteswillen reden Sie nicht so — Sie erschrecken mich!"

„Laura," fuhr er fort, „grämen Sie sich nicht darum, sondern beten Sie, beten Sie, daß wenn wir fallen, es in Ehren geschieht, ich" — und seine Stimme hob sich, „ich werde keine Schmach erleben."

„Aber gnädigster Herr, wer spricht denn von Schmach und Schande, Preußen wird siegen, wie es immer gesiegt hat, wie kommen Sie auf solche Ideen — Sie sind krank."

„Ja, ja," flüsterte er, „ich bin krank, Leib- und Geisteskrank — diese Ahnungen, so schwarz wie Nacht und Tod kommen über mich — doch nicht verzweifelt, Louis!"

Die letzten Worte sprach er, sich selbst bekämpfend,

in vollem sicheren Ton, schritt dann zum Klavier, die Gräfin öffnete es, und mit einigen kräftigen Accorden begann er zu phantasiren. Volle, schwere Töne, dann leiser und leiser, sanfte, klagende Melodieen, — die Gräfin stand hinter ihm und strich das dunkle Haar von der heißen Stirn, wieder rascher und wärmer schlug das Herz auf, bis die Töne leise verhallten, — doch um nachzuklingen in den Herzen der Zuhörer. Meisterhaft spielte der Prinz, kaum hörte man in den Nebensäälen die ersten Accorde, so schlichen sich leise die Gäste heran, um von ihm unbemerkt, der herrlichen Musik zu lauschen.

Doch der Prinz sah auf, schloß mit einigen raschen Accorden aus einer bekannten Oper — und sich unter die Fremden mischend, sah man ihn bald in der Menge verschwinden.

Somberg, der sich ebenfalls der Musik genähert, blieb in stummen Träumen versunken, bis er sich von den Damen beobachtet sah. Sich aufraffend bemerkt er, daß der Prinz schon fort — doch das Taschentuch desselben liegt noch auf dem Sessel vor dem Fortepiano. Er will es holen, doch eine Dame hat es schon ergriffen — sie bemerkt die Absicht Somberg's und winkte ihm heranzutreten.

„Suchten Sie das Taschentuch?"

„Ich wollte es an mich nehmen," stotterte Somberg, „es gehört dem Prinzen."

„Ah — Sie sind wohl der Adjutant?“ fragte die Dame.

Somberg verneigte sich bejahend.

„Nun,“ lächelte die schöne Frau, „so mache ich Sie zum Theilnehmer eines kleinen Verbrechens. Lassen Sie mir das Tuch und wenn der Prinz den Verlust bemerkt, so sagen Sie ihm, die Gräfin D . . . hätte es als Pfand für sein Versprechen genommen, daß er sie morgen besuche.“

Die letzten Worte sprach die Gräfin in leisem, zitternden Tone, und ihre Wange erröthete heftig — vielleicht ahnte Somberg, was sie wollte — seine Augen hafteten auf der Gräfin mit einem Ausdruck von Hochachtung und Theilnahme, der sie aufmunterte, sich ihm ganz zu vertrauen.

„Sind Sie,“ — fragte die Gräfin nach einer Pause, „schon lange in der Umgebung des Prinzen?“

„Erst seit kurzer Zeit, doch habe ich schon seit einem Jahr die Ehre von ihm persönlich gekannt zu sein; ich wurde damals Offizier — doch Sie erlauben, gnädigste Gräfin, daß ich mich Ihnen vorstelle, mein Name ist Somberg.“

„Somberg, — von Somberg, sind Sie nicht in der Gegend von W . . . zu Hause.“

„Ja wohl, meine Eltern lebten dort. Mein Vater war Major im Regiment R . . .“

„Also ein Sohn des lieben Majors von Somberg — ja, ich habe Ihren Herrn Vater gekannt,

war als Kind viel in seinem Hause. Sie waren soeben in's Kadettenkorps gekommen, doch leider dauerte es nicht lange — "

„Ja," unterbrach sie Somberg rasch, „der Vater starb ein halb Jahr darauf und nach drei Monaten meine Mutter — ich habe sie nicht wieder gesehen, das ganze Haus war ausgestorben und öde, Beide hatten nur ein kurzes Krankenlager."

Somberg sagte dieses rasch in einem eignen kalten Tone, dem man wohl anmerkte, wie ungern er seines Kummers erwähnte, doch aus seinem Auge sprach ein tiefes Gefühl, das die Kraft in der Stimme um so erhabener machte. Wer ihn so sah, wie er redete, fühlte, daß in dem Jüngling die Kraft des Mannes in schönem Einklang war mit zartem und wahren Gefühl; man mußte ihn achten und ihn lieb gewinnen.

Hier bedurfte es keines Trostes oder Mitleid's — es entstand eine Pause, und die Gräfin fuhr fort:

„Also konnte Niemand Sie empfehlen? — doch Sie haben sich selbst Bahn gebrochen."

„Ja," — erwiederte Somberg — „so gut es ging — das Glück brachte mich durch einen Zufall in die Gesellschaft des Prinzen, und er nahm sich meiner gleich vom ersten Augenblicke so freundlich an — wie es ein Vater nur hätte thun können!"

„Daran erkenne ich ihn," — sagte die Gräfin,

so ist er immer, doch ich sehe, Alles bricht auf — ich hoffe, Sie werden mich einmal wieder aufsuchen, wenn der Dienst es Ihnen gestattet und mir noch mehr von Ihrem Gönner erzählen."

Somberg verbeugte sich und die Gräfin ging in den Nebensaal, ihre Schwester, die Fürstin v. B. aufzusuchen.

Zwölftes Kapitel.

Zur Schlacht — zur Schlacht
Zum Sieg, zum Sieg!
In Staub mit allen Feinden Brandenburg's.
H. v. Kleist.

Schön ist es auf dem Kapitol zu sterben
Das schmückt ein reines Licht — doch ob dem
Tempel
Steh'n Wolken trüb'. —
Niccolini.

Es war am 10. Oktober 1806 des Morgens. Ein kalter Wind strich von den Höhen des Thüringer Waldes über das breite Thal am linken Ufer der Saale, und wo sich die Schlucht bei Garnstedt herschlängelt durch den moosbewachsenen Hang und die dunklen Fichten ihre Häupter schütteln, da wehte er frisch durch die welken Blätter und trieb sie vor sich her. Es raschelte durch das morgenfeuchte Laub, leises Rufen tönte aus dem Dunkel des Waldes und es blitzte hinter den grünen Büschen — leise kam es näher — immer schauriger der verhaltene Tritt, immer

deutlicher der gedämpfte Ton — 7000 Franzosen stiegen herauf aus den Schluchten und dehnten sich aus über die waldige Höhe, entlang der Straße von Coburg gen Saalfeld. Dann wieder wurde es stille, und der Wald verbarg die Gestalten und man hörte nur noch das herbstliche Rauschen in den Zweigen und das ferne Gemurmel des Baches.

Von Schwarza aus gen Saalfeld bewegt sich eine lange Kolonne. An der Spitze seiner Reiter trabt Prinz Louis Ferdinand von Preußen. Er hat die Saale passirt — sie trennet ihn von den Seinen — „Vorwärts" — ruft er — als ihm kaum noch ein Rückzug möglich — „heute gilts," und munter setzt er seinen Rappen in Galopp und sprengt auf die Höhe, mit kundigem Auge den Feind zu erspähen. Schon haben seine Plänkler sich ein Ziel gesucht — es fallen die ersten Schüsse.

Das Auge des Prinzen flammt — endlich ist die Pforte des Janus Tempel gesprengt — und eine Kugel in die Brust des Feindes gesandt!

„Das war Preußisch Blei!" jubelte der Prinz! „hurrah" — und er sprengte vor, ihm nach seine begeisterten Reiter.

Der Franzose zog sich zurück.

„Ihnen nach!" befahl der Prinz.

„Aber Kgl. Hoheit," wagte Nostitz ihm zuzurufen, „sie locken uns in einen Hinterhalt."

Der Prinz hörte nicht. Vorwärts nur sah sein

Auge — vorwärts klopfte das Herz, und es jauchzte in ihm vor Freude, das rostige Eisen in des Feindes Nacken zu drücken.

Nostitz und Somberg folgten dicht hinter ihm. Jener, schon seit längerer Zeit Adjutant des Prinzen war ein kräftiger biederer Jüngling, voll ritterlichen Sinnens und Trachtens — einer der wenigen Gensd'armerie Offiziere, die man allgemein achtete; er war durch ein Duell bekannt geworden, das er für die Ehre eines ihm unbekannten Bürgermädchens gehabt hatte — dessen Vater er schätzte — ein Zug, der um so mehr galt, als er so wenig der damaligen allgemeinen Sittenverderbniß entsprach.

Wieder fielen einzelne Schüsse — „ich werde den Neckereien ein Ende machen," — rief der Prinz und vor stürmte er mit seinen Reitern in die Schlucht und hindurch. Ein Regiment französischer Husaren hält auf dem Acker — „drauf!" — donnert das Kommando — die Trompeten schmetterten, und es stürmt auf die linke Flanke des Feindes.

Doch im Handgemenge siegt der fünffach stärkere Feind — immer mehr Truppen drängen heran — Französische Dragoner und Husaren; die Preußen werden geworfen — oberhalb Wöhlsdorf sammelt der Prinz den Rest seiner Reiter.

Schon ist er erschöpft — der Neffe Friedrich des Großen mit dem Adlerstern auf der Brust und

dem wallenden Federhut war dem Auge der Husaren nicht entgangen — neben ihm sinkt Nostitz blutend vom Pferde — seine Reiter sind versprengt: da wendet er das Roß zur Flucht — weit hinter ihm folgt ein einzelner Reiter — doch auch dieser fällt, es ist Somberg.

Schon hört der Prinz hinter sich das Schnauben der Rosse — schon fühlt er seine Verfolger sich auf dem Nacken — da gelangt er an den Hohlweg — er giebt die Sporen und das edle Roß setzt an zum fürchterlichen Sprung — er gelingt doch eine Pistolenkugel erreicht das flüchtige Thier, noch hundert Schritt — dann bricht es zusammen.

Prinz Louis springt auf, zieht die Pistolen aus dem Halfter zu letzter, verzweifelter Gegenwehr und flieht — unweit des Schlagbaum's von Wöhlsdorf ereilen ihn ein Wachtmeister und ein Husar vom zehnten Französischen Regiment.

Der Prinz schießt den Husaren nieder.

„General — ergebt Euch" ruft ihm der Wachtmeister zu.

„Sieg oder Tod," donnert dieser zurück und zieht den Säbel.

Beide fechten — der Prinz ist zu Fuß im Nachtheil — erhält Wunde auf Wunde — endlich streckt ihn ein Säbelhieb über den Kopf zu Boden. — Der verwundete Husar durchbohrt die Brust des

ausathmenden Feindes, der aus dreizehn Wunden blutet.

So endete der ritterliche Prinz, Bauern schafften seine Leiche nach Saalfeld; den Fleck, wo er gefallen, zeigt heute eine einfache Wegsäule von Erz, worauf geschrieben steht:

Hier fiel, kämpfend für sein Vaterland
Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen
am 10. Oktober 1806.

Dreizehntes Kapitel.

Das Schlimmste fehlt noch
Sobald man sagen kann, das ist das Schlimmste.
Shakespeare.

Wir gestehen, daß wir Somberg bisher etwas stiefmütterlich behandelt haben, doch das dramatische Interesse im Charakter und Leben des ritterlichen Prinzen hat uns bestochen; vielleicht ist der Leser dabei nicht schlechter weggekommen. Suchen wir unsern Helden wieder auf.

Ohnmächtig vom Blutverlust (er hatte eine Schußwunde in die Schulter erhalten) brachten ihn Bauern nach Wöhlsdorf. Dort lag er einen Tag, die Wunde war nur leicht, und Somberg, fürchtend in Gefangenschaft zu gerathen, suchte, sobald er das Bett verlassen konnte, Gelegenheit nach Berlin zu entkommen.

Gelang ihm dieses auch nicht, so kam doch des Abends ein Reisender durch Wöhlsdorf, der nach Küstrin fuhr, und ihm einen Platz in seinem Wagen anbot. Besser nach Küstrin, als gefangen werden,

dachte Somberg und schlug ein, so gern er auch zu seinem Regimente geeilt wäre.

Der Reisende war ein alter, verabschiedeter Offizier ohne Vermögen (wie die Meisten) der von seiner Pension mit Frau und Tochter in Küstrin lebte. Ein grauer Schnurrbart kleidete das alte Soldatengesicht sehr gut — das überhaupt einen heiteren, freundlichen Ausdruck hatte. Doch sah man ihm an, daß er viel durchgemacht und dabei nicht immer „heiter" ausgesehen, die tiefgefurchten Züge in dem vollen Gesicht zeigten, daß die Leidenschaften dies Antlitz oft geröthet hatten und die Festigkeit im Blick deutete auf Energie und Bestimmtheit.

Der Major von Meerstein war ein guter alter Patriot aus Friedrich des Großen Zeiten; „fürchte Gott und ehre den König" war sein Wahlspruch — dazu auch „thue Recht und scheue Niemand" — danach lebte er und danach erzog er seine Kinder. Außer seiner Tochter, die, wie wir schon erwähnt, mit ihm in Küstrin lebte, hatte er noch einen Sohn, der im Regiment Hohenlohe als Fähnrich stand. Dies war der Mann, durch dessen Freundlichkeit unser Held nach Küstrin gelangte, doch ehe wir ihn dorthin begleiten, folgen wir der unterdessen rasch fortschreitenden Weltgeschichte.

Vergeblich hatte eine Deputation der Offiziere um einen andern Kommandeur in Stelle des alten Herzogs von Braunschweig sich beim General Kalkreuth

verwandt; der greise Feldherr, so gern er vielleicht auch dies Gesuch unterstützt hätte, wies sie in die Schranken der Disciplin zurück.

Unterdessen hatte Napoleon seinen Kriegsplan gemacht — „die Armee," stand darin, „wird den 9. im Angesicht des Feindes sein — den 10. werde ich ihn bei Saalfeld schlagen, dann zieht er sich auf Jena oder Weimar zurück; den 14. oder 15. werde ich ihn vernichten, und Ende des Monats in Berlin einrücken."

Zu Berthier sagte er: „Marschall, man giebt uns ein Ehrenrendezvous, nie ist der Franzose ausgeblieben! Da man aber sagt, daß eine schöne Königin Zeuge des Kampfes sein will, so laßt uns höflich sein und ohne Nachtquartier nach Sachsen eilen!"

Die Preußische Armee wurde bei Jena und Auerstädt geschlagen und vernichtet.

Sowohl unter Hohenlohe als unter dem Herzog von Braunschweig zeigten sich die Truppen in ihrer alten Bravour, doch bald durch schlechte Führung entmuthigt, zog die Flucht eines zersprengten Regimentes alle Andern nach sich — mit den Trümmern seines Corps floh der stolze Reichsfürst aus dem Angesicht des Feindes. Hohenlohe hatte weder an die Anwesenheit noch an die Uebermacht Napoleons geglaubt, und während er sich frisiren ließ, war Tauenzien schon geworfen und der Dornberg, der festeste Punkt, genommen. Dadurch wurde die ab-

gebrochene Schlacht von Auerstädt zu einer Niederlage, vergebens setzt sich der Prinz Wilhelm von Preußen an die Spitze der Kavallerie, durchbricht schon das Centrum, die französischen Quarrées standen. Napoleon selbst sagte, die Truppen hätten wie in der Parade manövrirt. Der alte Herzog von Braunschweig wurde zum Tod verwundet davon getragen, doch den fliehenden Truppen folgte im höhnenden Siegesflug die Armee des Kaisers Napoleon.

Während der Schlacht erhält Friedrich Wilhelm einen verspäteten Brief. „Ew. Majestät," schreibt der Kaiser an ihn — „haben an mir, wenn auch keinen Aliirten, so doch einen Mann, der keinen andern Krieg führt, als den die Politik seines Volkes fordert, am wenigsten mit Ihnen, wo ich gleiche Interessen im Handel wie in der Industrie finde! Sparen Sie Blutvergießen!"

Wenige Stunden darauf sandte der König einen Offizier an Napoleon — mit der Bitte um Waffenstillstand.

„Alle Länder jenseits der Elbe, außer Magdeburg und 25 Millionen Kriegskosten," sind die Friedensbedingungen des Siegers. So schmerzlich es dem Könige ist — er willigt ein, doch es fehlt die Unterschrift des Kaisers — der Parlamentair folgt Napoleon von Ort zu Ort, man hat „keine Zeit" ihn zu hören, unterdessen rücken die Armeen vor, es fallen die Festungen, endlich erwiedert Napoleon auf die

Bitten des Königs: „Ich bin mit mir noch nicht einig über die Zeit, wo ich den Frieden bewilligen kann.“

Der Kaiser zog über die Ebene von Roßbach — da stand die Säule, die von dem Ruhm der Armee Friedrich des Großen zeugte — Franzosenhand grub sie aus — und im Triumph schickte sie der Kaiser nach Paris.

Nur dunkle Gerüchte von der Schlacht bei Jena kamen nach Küstrin — Niemand glaubte an eine Niederlage, am wenigsten der Kommandant. Nichts wurde zur Vertheidigung eingerichtet — sorglos ging die Garnison auf den unbewehrten Wällen spazieren.

Der alte Meerstein war in sehr übler Laune. Das Wesen der jungen Armee wollte ihm nicht gefallen und er zuckte die Achseln, wenn von Jena die Rede war. „Glaub', daß es Schläge gesetzt hat,“ brummte er, „sonst wär' des Hochmuths kein Ende“ und damit ging er nach der Ressource, Neuigkeiten zu hören.

Somberg hatte sich unterdessen in seinem Hause schon eingewohnt. Herzlich empfing ihn die „Mutter“, wie der alte Meerstein seine Gattin nannte, half ihm, die schon heilende Wunde zu verbinden, und nahm sich seiner wie eines Sohnes an. Klara, ihre Tochter, erregte jedoch mehr die Aufmerksamkeit Somberg's; nicht etwa, weil sie die Pflaster so geschickt bereitete, oder so guten Thee zu kochen verstand —

sondern weil sie ein allerliebstes Mädchen war, wie er sie noch nicht gesehen.

Klara von Meerstein zählte erst fünfzehn Sommer, war schlank gewachsen und wenn die Figur sich auch noch nicht ausgebildet, so versprach sie doch einst jene zarte Rundung zu erhalten, die so viel zur Vollkommenheit einer weiblichen Schönheit beiträgt. Lichtbraunes Haar fiel in langen Flechten um das schöne Oval des Kopfes — die Stirn gerade und wie die Nase antik, der Mund klein aber ein wenig zu voll, die untere Parthie des Gesichtes trug überhaupt den Stempel des kindlichen Frohsinns — und der Gutmüthigkeit, während ein Anflug von Hoheit auf der reinen Stirn thronte. Das Auge war lichtblau und leise verschleiert, daher ein überaus sanfter Blick, voller Ruhe und Andacht, der jedoch verschwand wenn sie sprach, und beim Lächeln einem heiteren Ausdruck Platz machte. Dem Ganzen gaben die schönen Farben der Wange ein frisches Leben, dazu die kindliche Kleidung, einfach und geschmackvoll vollendeten das Bild reiner, fröhlicher Unschuld.

Zu den fleißigsten Besuchern des Meerstein'schen Hauses gehörte ein junger Mann, Namens Edgar von P..., er war der Neffe des Kommandanten der Stadt, und dessen Liebling.

Mit Paul von Meerstein zusammen erzogen, hatte ihn das innige Verhältniß mit demselben bald in die Familie des Freundes eingeführt, dem er gern in den

Krieg gefolgt wäre, doch sein schwächlicher Gesundheitszustand erlaubte es ihm nicht, die Militaircarriere zu ergreifen. So finden wir ihn denn jetzt besonders häufig im Hause, um von Klärchen Nachrichten über ihren Bruder zu hören. Somberg brachte die ersten bestimmten Nachrichten vom Kriegsschauplatz; die Art, wie er von dem Prinzen sprach und seinem unglücklichen Ende, der Patriotismus, den jedes seiner Worte erwärmte, Alles erwarb ihm in kurzer Zeit die Freundschaft Edgar's, durch die er bald genug auch mit Klara vertraut wurde, die mit kindlicher Unbefangenheit immer mehr hören wollte, bald vom Prinzen, bald von Berlin, und dann wieder mußte er erzählen, wie es in der Schlacht gewesen und ob er gar keine Furcht bekommen hätte.

So vergingen einige Tage. Nachrichten fehlten ganz, aber immer düsterer wurden die Gerüchte. Man erzählte von einer verlorenen Schlacht — von dem Vordringen der Franzosen. Manche wollten wissen, daß Berlin schon genommen sei, Andere erzählten, daß der Friede geschlossen — kurz, Alles erwartete in ängstlicher Spannung die Dinge, die da kommen sollten.

Endlich am 19. Abends erschienen Kgl. Kouriere, die Ankunft Ihrer Majestäten dem Kommandanten zu melden.

„Der König flieht!" ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt, aber — „er kommt zu uns!" jubelte es hinter-

her. Noch einmal so stolz sah der Bürger auf die Mauern der Feste und beneidete den Fähnrich um seinen Rock, gar stolz trug ihn der Soldat zur Schau, „wir schützen die Wälle, uns vertraut der König sich an und seine Königin," dachte er, — und ein heiliger Schauer der Begeisterung zog durch das Herz des Jünglings zur stolzesten Siegeshoffnung und stählte die Brust des Mannes zu neuer Kraft und ließ glänzen das Auge des Veteranen. „Mit Gott für unsern König," — dachte ein Jeder und wünschte zu sterben den stolzen Tod für Vaterland und König.

Somberg eilte zum Kommandanten. „Ich kann nicht zu meinem Regiment," bat er ihn, „geben Sie mir hier einen Posten — sei es wo es wolle."

Starr sah ihn der General an. Nichts sagte der strenge Blick, den er auf den Jüngling warf, dessen bittendes Auge auf ihn gerichtet, ängstlich der Antwort harrte.

„Wir haben Leute genug," ließ sich endlich der Alte hören — „sollten lieber Ihre Gesundheit schonen."

„Ich bin vollkommen gesund — ganz wiederhergestellt" stotterte Somberg, der eine bessere Aufnahme erwartet hatte — „es ist meine Pflicht," fuhr er fort, „entweder mein Regiment aufzusuchen, oder hier Dienst zu thun — Jenes kann ich nicht denn allen Nachrichten zu Folge bin ich von ihm

durch den Feind getrennt — ich bitte deshalb gehorsamst — "

„Na," — brummte der General, „meinetwegen, sehen Sie zu, ob Sie bei einer Kompagnie ankommen können."

Damit war Somberg entlassen. Die Art, wie der Kommandant ihm seine Bitte bewilligte, war entscheidend für die künftige Stellung zwischen Beiden. Eher spottend als ermuthigend war der Ton des Generals und in der Art, wie er Somberg ansah, konnte dieser deutlich bemerken, daß derselbe seine Bitte mehr für den Plan eines Schwärmers hielt, als die patriotische und diensteifrige Absicht darin erkannte. Die Achsel zuckend wandte er sich ab — und nachdem er Somberg mit einer Handbewegung entlassen, verließ er das Zimmer.

Schwer gekränkt und knirschend vor Zorn eilte Somberg die Treppe hinunter. Dort harrte seiner der Freund.

„Bewilligt?" fragte ihn Edgar.

„Ja, aber beim Himmel — das „Wie" schreibe ich dem Regiment," zürnte Somberg, „statt mir entgegenzukommen" —

„Lassen Sie, Freund," tröstete Edgar, Somberg's Hand erfassend, „mein Onkel ist ein eigener Mann — er hat seine Launen."

„Im Dienst giebt es keine Launen, ich bin Offizier, es ist seine Pflicht, mich anzustellen, doch ver=

zeihen Sie — es ist nicht Ihr Onkel, von dem ich rede, sondern der General."

Edgar seufzte, „Gott geb' es," sagte er, „daß der General im Felde Ihnen meinen Onkel wieder werth macht, kommen Sie, wir wollen zum Obrist B., der wird Sie besser empfangen!"

Die Freunde gingen dahin, und Somberg wurde einer Kompagnie des Regiments Z. attachirt.

Vierzehntes Kapitel.

Du zeigst der Schminke baar
Des Lebens welke Wange —
Oh Schmerz — wie bist du wahr!
Lenau.

Bravheit ist er seiner Ehre
Schuldig. Schadet der die Jugend?
Für sie stirbt aus ächtem Stamme
Selbst das neugebor'ne Kind!
Cid v. Herder.

Vor dem Kommandanturgebäude der Festung Küstrin waren sämmtliche Offiziere der Garnison versammelt, der General von J..., in der großen Uniform; man erwartete die Ankunft des Königs. Ganz Küstrin war auf den Straßen, die Bürger in ihrem Sonntagsputz, die Behörden, der Bürgermeister im Ornat, den geliebten Monarchen zu empfangen.

Endlich rollte der schwere, sechsspännige Reisewagen heran. Lautlos drängte die Menge vor, Aller Augen dorthin; er kam näher, und ein donnerndes,

endloses Hurrah folgte dem Wagen bis vor die Wohnung des Kommandanten.

Der König stieg aus.

„Ein sehr unglückliches Ereigniß führt mich hieher," redete er den Kommandanten an; mehr verstand die Umgebung nicht, doch es war genug, der Mund des Monarchen hatte die unselige Botschaft bestätigt — die Armee war geschlagen, Berlin in des Feindes Hand! — Schon war der König in das Gebäude geschritten, doch ein Jeder hatte die ernsten Züge gesehen, Jeder in das dunkle Auge geblickt, das so schmerzensvoll und trübe auf die Menge geschaut, man hatte genug gesehen. Ein Jeder kehrte heim, den Seinen zu erzählen und Mancher, den Schmerz in der Brust, betete für das Heil des Vaterlandes zu Gott! — Der alte Veterane, nahm den pour le mérite des großen Königs von der Brust und dachte seines Eides der Treue und an die vergangene Zeit; der junge Soldat sah hin auf das blaue Kreuz und den kahlen weißen Scheitel seiner Vorfahren und neidete Ihnen nicht mehr das stille Lorbeerblatt, er schwur, sich ein frisches, neues zu erringen, und der Bürger kehrte zu Frau und Kind, suchte seine besten Sachen hervor, sie, wenn es nöthig, auf den Altar des Vaterlandes zu legen.

Abends zehn Uhr kam die Königin. Niemand wußte um die Stunde, ein Einziger empfing sie und wer zufällig dort auf der Straße stand, sah wie sie

ihn umarmte und das thränenschwere Auge an seiner Brust verbarg. Wenige Sekunden später und zwei dunkle Gestalten traten an ein Fenster der königlichen Zimmer in der Kommandantur und sahen hinaus auf die schlummernde Stadt, gehüllt in das dunkle Gewand der Nacht.

Am 21. Morgens hatte Somberg auf der Bastion Prinz Wilhelm den Dienst. Der König und die Königin nahten vom Kommandanten geführt, hinter ihnen die Generale von Köckeritz, von Zastrow und das Gefolge des Monarchen. Die Königin in einem Spenzer und Schärpe von den Farben ihres Regimentes „Dragoner", denselben Anzug, in dem sie der scheidenden Truppe „Lebe wohl" gewinkt, als sie auszog ihr unseliges Geschick zu erreichen (das ganze Regiment wurde gefangen genommen), hing am Arme ihres Gatten. Tiefe Wehmuth in den verweinten Augen schritt sie langsam an der Seite des ernsten Mannes, dessen stolze Haltung den König verrieth, und dennoch hatte ihn das Schicksal schwer getroffen, und man las es in seinen Zügen, daß auch er gelitten hatte.

Wer das gebeugte Königliche Paar dort gehen sah, in leisem Gespräch auf den Wällen ihrer Feste, wer hätte nicht bei diesen Mauern und dem Himmel darüber geschworen, eher sich unter ihnen zu begraben, als diesen Ort, auf dem ihr letzter Hoffnungsblick geruht — mit Schimpf und Schande zu bedecken!

Der König drehte sich um, „wie heißt die Bastion?" fragte er den General.

Von J. zögerte mit der Antwort, der Ingenieur vom Platz flüsterte ihm zu: „Prinz Wilhelm".

„Prinz Wilhelm," antwortete der General.

Der König sah ihn an — er erröthete nicht — wieder eine Pause, das Königliche Paar ging weiter.

Somberg suchte den alten Major auf. Kaum trat er in das Haus desselben, als ihm Edgar begegnete, der ebenfalls zu Meerstein wollte.

„Wissen Sie schon —?" rief er Somberg entgegen.

„Was?" fragte dieser, über das ungewöhnlich bleiche Aussehen seines Freundes erschrocken.

„Paul ist todt, ja," fuhr Edgar fort, als er bemerkte, daß Somberg nichts davon wußte, „Klara's Bruder ist gefallen, doch die Schmach von Jena trifft ihn nicht, er ist einer der Wenigen, die nicht flohen; von Feinden umringt stürzt er sich mit seiner Fahne in die Saale und von Kugeln durchbohrt ertrank er in den Wellen!"

„Ich habe ihn nie gekannt," erwiederte Somberg, „ich habe in ihm keinen Freund verloren, doch ich beneide ihn; bei Jena sind Viele gewesen und nur wenig Namen kann man mit Ehren nennen, trösten Sie sich — Meerstein wird es auch — ich wollte ich hätte einen Sohn, damit ich ihn so verlieren könnte!"

„Freund, theurer Freund," rief Edgar, ihn um=

armend, „Gott sand Sie her, das müssen Sie dem Major sagen, Ihr Wort ist besser denn Mitleid und Trost, aber," und hiemit drückte er die Hand Somberg's, — „von dieser Stunde an sind Sie mir werth geworden, theurer wie ein Bruder, seien wir Brüder!"

Beide Freunde drückten sich die Hände, Edgar, dessen blasse Wange von hektischer Gluth geröthet war, fuhr in begeistertem Tone fort:

„Ja, Freundschaft, die sich auf Achtung gründet, ist mehr denn die Bande des Blutes — ach, die Zeiten sind schwer, aber um so edler gilt das Herz, das sich bewährt; kommt der Feind, Somberg, dann fechten wir zusammen, Küstrin sei des Preußischen Namens werth, wir verlassen den König nicht!"

Während er dies sprach zitterte er an allen Gliedern und so schneidend war der Ton seiner Stimme, als käme er aus der wunden Brust, daß Somberg erschrak; doch bald war es vorüber, ermattet lehnte der Freund sich an die kräftige Schulter Somberg's und beide traten in das Zimmer des Majors.

Da saß der Alte in seinem Lehnstuhl, die lange Pfeife in der Hand, und sein Auge blickte trübe den blauen Wolken nach. Somberg war es, als wären der Haare auf dem grauen Scheitel weniger geworden — und so schwer hatte der Gram seine Hand auf das Haupt gelegt, daß jede Furche tiefer,

jede Muskel erkaltet, leblos in den welken Zügen ruhte.

Er sprach kein Wort die Freunde zu begrüßen, langsam erhob er sich, drückte die Hand Somberg's und sagte, „ich danke Ihnen, — ich weiß, was Sie herführt" — dann wand er sich zu Edgar. „Sind", fragte er, „Truppen angekommen, so will Ihr Onkel doch nicht die Festung halten?"

„Er erwartet Verstärkung," antwortete dieser, „doch halten muß er sich — Herr Major, wer den König gesehen; wie er gestern kam, der ist heute zehnfach stärker, mag kommen was da wolle, wir werden ihm keinen Schmerz bereiten!"

„Ich habe ihn nicht gesehen," sagte der Major, „und mag ihn auch nicht seh'n; als Knabe hab' ich seinem Haus Treue geschworen und die werd' ich halten — ja, ja — viele haben mit mir geschworen und sind Buben geworden, der liebe Herr wird's von Manchem nicht glauben!"

„Der König sieht sehr unglücklich aus," sagte Somberg düster, „doch der Kummer der Königin ist herzzerreißend."

„Ja," fuhr der Alte fort, „ich hab' ihm einen Sohn gegeben, wollt' Gott ich hätte noch mehr, ich gäb' sie ihm Alle hin, — Edgar, und wenn Ihr Onkel mich brauchen kann, meine alten Knochen soll er nur fordern, mehr kann ich nicht geben!"

Erschöpft sank der Greis in den Stuhl zurück — „verzeihen Sie,“ sagte er zu Somberg — „aber ich bin alt geworden.“

Die Freunde überließen ihn seinem Kummer und traten in das Nebengemach — dort weinte die Mutter und Klara's Auge schwamm in Thränen.

Fünfzehntes Kapitel.

Stirb — werde Staub und über deine Gruft
Schlag' ewige Vergessenheit zusammen!

H. v. Kleist.

Das muß ein Mann mir sagen, eh' ich's glaube.

Derselbe.

Die Furcht und Schande sollen steh'n,
Als Kron' auf Deiner Mauer —
In deinen Straßen Einsamkeit
Und ob dem Thor die Trauer!

Niccolini.

Still vergingen einige Tage. Jetzt erst dachte man daran die Festung zu armiren, rasch wurden einzelne Verpallisadirungen und Bauten vorgenommen.

Den 23. Oktober rückte das Bataillon „Prinz Heinrich" in Küstrin zur Verstärkung der Garnison ein, ebenso langten flüchtige Artilleristen aus Berlin und Versprengte aller Truppentheile an. Königliche Staatskutschen, Pferde, Kassen, kamen durch die Stadt, immer größer wurde das Gewühl, Gerüchte von der Annäherung des Feindes beunruhigten die

Gemüther — Alles war in der lebhaftesten Bewegung.

Am 26. verließ das Königspaar die Stadt, nachdem der Monarch die Ehre der Festung dem Kommandanten an's Herz gelegt und ihm mit königlicher Huld sein bestes Vertrauen geschenkt hatte.

Gleich darauf kam der Befehl für die Einwohner der Stadt, sich mit ihren Habseligkeiten in die Kasematten der Festung zu begeben.

Es wäre vergebens, das Gewühl und Treiben schildern zu wollen — die Geschäftigkeit der Männer, die Angst der Weiber, Alles aus seiner Ruhe gestört und den bangsten Erwartungen Preis gegeben. Doch ein Jeder wußte, was es galt und freudig brachte Alles sein Opfer, so hatte der Anblick des Königs den Patriotismus der Stadt gehoben.

Somberg saß in einer kleinen Stube des Kommandanturgebäudes am Krankenbette Edgar's; durch die große Aufregung und eine Erkältung hatte sich dieser ein heftiges Fieber zugezogen, noch vermehrt durch die stete Unruhe, in der sich der Kranke befand, indem der Wunsch, für das Vaterland zu fechten ihm den Schlummer raubte.

Es war Abends sieben Uhr, ein Tambour wurde zum Kommandanten gerufen — „das ist der Feind, sie kommen!" rief Edgar, „fort Somberg, auf Deinen Posten, ich folge Dir nach."

Nur mit Mühe gelang es dem Arzt ihn festzu-

halten, sonst hätte er das Bett verlassen, Somberg beschwor ihn, auszuharren, nur dann könne er bald genesen, das half, noch ein Handdruck und unser Held eilte in seine Kasematte.

Der Tambour verließ die Kommandantur und schlug Generalmarsch — der Wirbel klang dumpf durch die öden Straßen, und weiter hallte er, bald von allen Thoren der Stadt — ein ernster dumpfer Ruf zu den Waffen.

Fünf Minuten und die Garnison stand auf den Wällen.

Ein französischer Parlementair nahte sich dem Thore, ihn begleiteten Dragoner vom gefangenen Regiment „Königin".

Man führt ihn zum General, in einer Stunde verließ er wieder die Stadt, doch die Dragoner blieben zurück.

Der Franzose ritt langsam über die Oderbrücke — stumm sahen ihm die Truppen von den Wällen der Festung nach.

„Die Gefangenen läßt er zurück, was bedeutet das?"

Leise flüsterten die Offiziere unter sich, die Soldaten schaarten sich zusammen, die Bürger lauschten und schüttelten mit den Köpfen, wo Jemand ein Wort gehört.

Einige Tagen vergehen.

Am 31. Morgens weckt der Generalmarsch die Stadt.

„Der Feind ist da! die Franzosen kommen!“ ging es durch die Kasematten und wer konnte, schlich hinaus um in die Ferne zu sehen.

Es waren nur einzelne chasseurs à cheval, deren Bärenmützen und rothe Jacken durch die Büsche schimmerten; bald verschwanden sie wieder.

Der Kommandant ließ eine Schwadron Husaren aufsitzen um den Feind zu rekognosciren. — Abends kehrten sie mit einigen Gefangenen zurück.

Wie die Schwadron durch die Straßen zog, die blutigen Säbel schwenkend, vor sich die Gefangenen, da jubelte Alles den Siegern entgegen und so gering auch der Erfolg war, schwoll doch jede Brust in stolzer Siegeshoffnung.

Unterdessen saß der General im Lehnstuhle an dem Krankenbett seines Neffen.

Der Kommandeur der Festungsartillerie trat hinein und bat, daß man die Vorstadt abbrenne, weil der Feind dort Schutz gegen die Festungsbatterien fände. Doch so dringend er auch die Nothwendigkeit dieser Maßregel vorstellte, der Kommandant bewilligte es nicht.

Gedankenvoll verließ der alte Offizier das Zimmer.

„Aber Onkel,“ flehte der Kranke, „thue es doch, Du bist entehrt wenn die Franzosen die Feste erobern.“

„Was verstehst Du davon!“

„Wenig,“ stöhnte Edgar, „aber P. rathet es Dir, und Du weißt, daß er seine Sache versteht.“

„Der Feind rückt an!“ meldet ein Adjutant in das Zimmer stürzend.

„Es ist gut; ich werde kommen.“

Der Adjutant verließ das Zimmer.

„Laß die Vorstadt abbrennen, Onkel, es ist die höchste Zeit.“

„Unsinn.“

Leichenblaß wurde Edgar. Langsam richtete er sich auf. „Willst Du,“ rief er mit dumpfer Stimme, „Deinen König verrathen!“

Erschrocken blickte der General auf — „leg' Dich nieder, mein Sohn,“ sprach er besänftigend, „und um Dir zu zeigen, daß ich meine Maßregeln getroffen habe, sieh nach dem Fenster.“

Ein heller Feuerschein erleuchtete die düsteren Mauern der Stadt.

„Das ist Oderbrücke!“ rief Edgar, „vergieb mir Onkel!“

Hastig trat ein Adjutant herein — „Herr General, der Feind hat die Vorstadt besetzt.“

J. sprang auf — ohnmächtig sank Edgar in die Kissen zurück.

„Die Garnison auf die Wälle!“ donnerte der General und folgte dem Adjutanten zur Bastion.

Allmälig wurde es Nacht. Die Kanonen der Festung spieen ihr Feuer auf die Vorstadt. Leucht-kugeln erhellten die weite Runde von Zeit zu Zeit

und das Auge sah dem bunten Schaffen der Feinde in den fernen Stadttheilen zu.

Nur Gewehrschüsse beantworten den Gruß der Festung aus schwerem Geschütz.

„Der Feind hat kein Geschütz,“ brummte der alte Artillerieobrist, „General, noch ist es Zeit, soll ich die Vorstadt anstecken?“

„Nein,“ entgegnete der Gefragte kurz.

Alles schwieg. Stumm sahen die Offiziere, wie der Feind sich unten verschanzte, kaum in seiner Ruhe durch einzelne Schüsse gestört. Einige murrten, Andere lachten, Aeltere schüttelten den Kopf.

Zwei Stunden später, es war Mitternacht, kam Somberg von einer Ronde zurück; in der Ressource waren die Offiziere versammelt, der Kommandant saß bei ihnen.

Tausend Schritte davon stand die Bastion, wo der König gewandelt, wo er ihm die Hand gedrückt, „halten Sie sich, I. Ich vertraue Ihnen,“ hatte er gesagt, „und jetzt!“

Doch noch ahnte Somberg nicht das Schlimmste.

Der 1. November brach an, Somberg war am Festungsthor, er hatte die Nacht durch dort gestanden, inmitten seiner Leute und ihnen von den Thaten des großen Königs erzählt, um sie munter zu erhalten, da trug man die Leiche des Lieutenants von Falkenhayn vorbei, des Einzigen, der ein Opfer des gestrigen Tages gewesen war. Aller Augen folgten dem stillen Zuge.

„Die Garnison soll in die Kasematten geh'n," lautete der Befehl des Kommandanten, den ein Adjutant überbrachte.

Der Soldat starrte seinen Offizier an, der Offizier wollte seinen Ohren nicht trauen.

„Sofort," ergänzte der Adjutant.

„Wir geh'n nicht," flüsterte es in den Reihen.

Somberg hörte es. „Ruhe!" befahl er, und dem Befehl des ihnen liebgewordenen Offiziers folgend, stand der Zug, Somberg führte ihn in die Kasematte.

Kaum hatte er die Leute dahin gebracht, so eilte er wieder auf den Wall.

Fast alle Truppen waren schon zurückgezogen, die letzte Abtheilung kam heran.

Somberg trat zu den Offizieren, die sich auf der Bastion versammelten. Alle waren erbittert über den neuesten Befehl des Kommandanten, niemand begriff, wozu er führen sollte.

„Zum Verrath," knirrschte ein alter Graubart, „zum Verrath."

Die vorüberschreitende Abtheilung hörte es, der Zug stockte. „Vorwärts!" donnerte der Hauptmann.

Da fiel ein Schuß, woher, sah Niemand. Blutend stürzte Somberg zu Boden. Neben ihm stand der Kapitain, und wurde leichenblaß.

„Was ist das," riefen die Offiziere. „Schurken," donnerte der Major, „sorgen Sie für den Verwun-

deten," rief er dem Hauptmann zu, „ich werde das Kommando nehmen."

Darauf führte er die Abtheilung in eine Kasematte, die Offiziere folgten ihm und es begann eine strenge Untersuchung. Bald fand sich der Thäter, seine Nebenleute nannten ihn, er wurde verhaftet. „Der Schuß ist mir losgegangen," stotterte er, als man ihn abführte.

„Ich glaube nicht, daß es Somberg galt," flüsterte ein Offizier dem Andern zu, „doch es ist möglich, daß es Ungeschicklichkeit war," setzte er hinzu, „es passirt ja so oft, daß ein Gewehr losgeht!"

Somberg wurde in Meerstein's Haus gebracht, die Kugel hatte ihm nur den Arm gestreift, doch mußte er das Zimmer hüten.

Sehen wir unterdessen zu, was außerhalb der Stadt vorging.

Von dem Festungsingenieur und einem Trompeter begleitet, fuhr der Kommandant in einem Nachen, denn die Brücke war zerstört, an's jenseitige Ufer der Oder.

Die Offiziere auf den Wällen sahen es. „Der Kommandant verläßt die Festung," zürnten sie, „das ist unerhört," murrte ein alter Kapitain, „Verrath ist's," brummte ein And'rer.

Drüben empfing ein französischer Kapitain den General und ließ seine Truppen, wenig über 200

Mann stark, das Gewehr präsentiren, dann gingen sie in ein Zelt.

„Er unterhandelt,“ fluchte der alte Hauptmann, „zum ......, ich schieße ihm eine Kugel vor den Kopf!“

„Und der König hat ihm vertraut!“

„Außerhalb der Festung!“

„Ehrloser Mensch!“

So die Offiziere. Da trat der Major unter sie. „Nicht raisonnirt, meine Herren,“ donnerte er, „was soll das heißen!“

„Aber“ stotterte einer.

„Gehorsam!“ herrschte ihn der Stabsoffizier an, dann fuhr er ruhiger fort: „Sie haben nichts zu verantworten, meine Herren; Ihre Pflicht ist zu gehorchen; ich bitte, daß Sie in die Kasematte zu ihren Leuten gehen.“

Stumm verließ das Offizierscorps die Wälle.

Bald darauf kehrte der Kommandant zurück. „Die Garnison,“ befahl er, „rückt auf den Markt und setzt die Gewehre zusammen — bis ich komme.“

250 Mann Franzosen setzten auf Kähnen über die Oder, 3500 Mann Preußen standen auf dem Markt Küstrin's und streckten das Gewehr.

Dies war der letzte Befehl des Kommandanten; lautlos wurde er befolgt.

Die Offiziere standen zusammen; vor ihnen war der Feind, Niemand hatte ihn kommen sehen, Niemand das vermuthet.

Wuth erfaßte die Soldaten, doch es war zu spät, da zerschlugen sie ihre Flinten, der Tambour zerbrach seine Trommel, der Offizier schleuderte seinen Degen auf das entehrte Pflaster.

Verzweiflung, Schmerz, Erbitterung malte sich in den Zügen Aller, das Volk stand auf der Gasse und knirschte ob der Schmach, der Bürger schloß seine Thüre und fluchte dem Verräther. Er aber, der Kommandant sah auf die zürnende Menge und kaute sich an den Nägeln.

„Bube,“ rief ihm ein alter Offizier zu und warf ihm den Degen vor die Füße; ein Anderer fluchte, doch kein Einziger schoß ihn nieder.

Die Franzosen nahmen den Gefangenen die Waffen ab, während ihr Kapitain mit dem General zur Kommandantur ging.

Auf der Schwelle saß der Major, Thränen rannen von dem bleichen Antlitz des alten Soldaten, er sah den Verräther kommen. „Bube, Du hast verrathen,“ rief er und sank vor Wuth und Schmerz ohnmächtig zusammen.

Den Degen in der Hand stürzte eine bleiche halbnackte Gestalt auf den General zu. „Verräther,“ donnerte Edgar seinem Onkel entgegen und zuckte das Schwert auf die Brust des Ehrlosen — dieser wankte zurück.

Der Franzose hielt den Kranken auf, entseelt fiel er zu Boden, der Schlag hatte ihn getödtet.

Am andern Morgen zog die gefangene Besatzung aus der Feste. Franzosen brachten sie nach Spandau.

Niemand — selbst der Feind dachte zu edel — sprach mit dem gefallenen Mann, der seinen grauen Scheitel mit Schmach beladen.

Aber hinter ihm folgten zwanzig Mann, sie fluchten nicht, kein Zorn, keine Wuth entstellte die ehernen Züge, nur tiefer, bitterer Schmerz beugte die welken, lebensmüden Gestalten: es waren Veteranen aus der Zeit Friedrich des Großen.

Dereinst setzten sie die Welt in Erstaunen, und in Ehren hatten sie gelebt; jetzt, am Rande des Grabes, häuft ein Verräther Schmach auf den grauen Scheitel! — Friedrich Wilhelm III. hat Küstrin nie wieder betreten.

Sechszehntes Kapitel.

Frau Unglück hat im Gegentheile
Dich liebesfest an's Herz gedrückt —
Sie sagt, sie habe keine Eile
Setzt sich zu Dir an's Bett — und strickt.
Heine.

Der erste Cäsar fliegt mit seinem Lorbeer
Von Schanz' zu Schanz'.
Byron, die Foscari.

Frei — selbst vom Verdacht
Sei die Gemahlin Cäsar's.
Byron, Marino Falieri.

Während dies in Küstrin vorging hatte die Kaiserliche Armee sich in Besitz der Marken gesetzt.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt fand der König keine Truppen mehr, sie dem unaufhaltsam vordringenden Feinde entgegenzustellen; die Trümmer des Armeecorps waren hier und dorthin versprengt, es war Niemand, der sie sammelte; ohne Kommando und Leitung fielen sie in die Hände der Feinde, fast ohne Widerstand zu leisten.

Zwei Tage nach der Schlacht übergab sich Erfurt den Reitern Murat's, fünf Tage später und die französische Armee stand vor Berlin.

Der Kommandant der Preußischen Königsstadt, General Graf Sch. . . übergab eigenmächtig den Oberbefehl seinem Verwandten, dem Fürsten Hatzfeld, nachdem er die Stadt mit den Worten: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" zum Gehorsam ermahnt hatte. Er vergaß es, das wohl ausgestattete Zeughaus leeren zu lassen; weder Waffen noch Munition wurden fortgeschafft, Alles blieb, als herrschte der tiefste Frieden.

Den 20. Morgens rückte er mit den Truppen aus der Stadt und die Trompeten bliesen: „Im Felde da ist der Mann noch was werth."

So nahte der 23. Oktober.

Alles erwartete in dumpfer Spannung das Einrücken des Feindes; immer häufiger und bestimmter wurden die Gerüchte, man hatte sie schon in den Dörfern gesehen, Hunderttausende in den schönsten Uniformen, beutegierig, lechzend nach den Schätzen der Hauptstadt.

Es war Nachmittag vier Uhr.

„Sie sind da — sie sind da! sie kommen" — rief es durch die Stadt.

„Wer — wer?" und Alles stürzte hinaus, „es sind die Russen! endlich die langersehnte Hilfe!"

Doch bald schwand die Freude, es war ein

Regiment Massena's, das man seiner grünen Uniform wegen für Russen gehalten; das Regiment marschirte zum Halle'schen Thore herein, ihm folgte das ganze Davoust'sche Korps. Voran der General zu Pferde; sein Aeußeres — er war klein, glatzköpfig und sah sehr anspruchslos aus — verrieth nicht den so gefürchteten Charakter, den er später gezeigt, freundlich nickte er dem Volke zu, das neugierig den stolzen Truppen nachsah.

Die größte Ordnung herrschte in der Stadt; Alles wurde zum Empfang des Kaisers vorbereitet.

Napoleon hatte seine Residenz im Schlosse zu Potsdam aufgeschlagen. Niemand durfte die Gemächer der Königin betreten. Er selbst ließ sich die Zimmer des großen Königs zeigen, das stille Sans-souci, wo er gelebt und den Sarg, in dem er bestattet. „Wenn der noch lebte," — soll er ausgerufen haben, „wäre ich nicht hier!"

Am 26. Oktober, Nachmittags drei Uhr verkündeten der Donner der Kanonen die Ankunft des Kaisers in Berlin.

Von Charlottenburg her kam ein langer Zug Mameluken, schwarze feurige Gestalten in langem rothen Gewand und blauem Spencer, den roth und weißen Turban um die schwarzen Locken, Dolch und Türkensäbel an der Seite; ein herrlicher Zug, die kriegerischen Reiter auf den schnaubenden Rossen ächter arabischer Zucht; hinter ihnen die Garde zu Pferd,

grüne, goldgestickte Uniformen; Lanciers in Scharlach und Silber gekleidet, Alles kräftige, schöne Gestalten; endlich der Kaiser und sein Gefolge.

Mitten unter den von Gold und Silber strotzenden Uniformen der Marschälle und Offiziere, der kleine Mann, einfach gekleidet und doch erkennt ihn ein Jeder als „den Kaiser".

Die Haltung Napoleon's hat etwas Imponirendes und Festes, man möchte sagen Hartnäckiges, wenn er die kleine, etwas starke Figur nach hinten wirft; der Teint des Gesichtes ist olivenfarbig, die Muskeln trocken, das Ganze kalt und finster; das bläuliche Auge ist nicht feurig aber in steter Bewegung, der Blick ist durchdringend aber ohne Anmuth, nur Festigkeit und Haltung spricht aus ihm, vor Allem aber ist sein Lächeln apart, es hat etwas wundersam Eigenes, blitzschnell verschwindet es wieder von den eisernen Zügen, Niemand lacht mit, noch hat sich des Strahles erfreut; die starre Ruhe in dem marmornen Antlitz schreckt jedes Gefühl in seine Schranken zurück.

So hielt er unter dem Brandenburger Thore, hinter ihm der Fürst von Neufchatel, die Marschälle Davoust, Angeron, Lefèvre und Bessières; seine Truppen bildeten ein Spalier die Linden entlang, während ihn am Thore die Behörden Berlin's empfingen.

Da hielt er, der Sieger von Lodi, der Held von

Aegypten und der Bezwinger von Deutschland und Italien; Alles staunt ihn an, den Korsen, der seine Zeit unter sich gebeugt, und alle Throne vor sich erzittern ließ, ihm hatte Berlin getrotzt, jetzt hielt er vor den Thoren und die Behörden brachten ihm die Schlüssel der Stadt.

„Berlin," redete er sie an, „hat den Krieg gewollt — jetzt habt ihr ihn!" — Damit ritt er weiter.

„Vive l'empereur!" donnerte der begeisterte Ruf seiner Truppen.

Nur wenige Gassenbuben Berlin's stimmten mit ein, die Straßen waren leer, an den Fenstern war Niemand, doch hinter den Gardinen sah man Damen in tiefer Trauer.

Des Abends wurde die Stadt auf Befehl erleuchtet, der Kaiser war im Schloß abgestiegen und hatte dorthin die Gelehrten Berlin's befohlen.

Kalt und strenge war der Kaiser. Neugierige hatten in den Gemächern der Königin eine Schrift von Dumouriez gefunden, wie man Frankreich angreifen müsse, und dies dem Kaiser hinterbracht, der ihr schon nicht hold war und sie nicht nur mit Worten verleumdete, sondern sogar einen Kupferstich stechen ließ, wo sie in Schill'scher Husarenuniform als Amazone dargestellt war.

„Das sind Eure Größen," sagte er zu Johannes

von Müller, „Prinz Louis zog berauscht in's Gefecht und Eure Weiber machen Politik."

Finster wurden die Blicke der Anwesenden, doch Niemand wagte zu widersprechen.

Der Kaiser bemerkte es — „ja," fuhr er fort, „das Unglück Preußens kommt von seiner Königin, die wie eine Amazone in den Krieg gezogen; früher dachte sie an keine Politik, doch ich weiß es wohl, der Kaiser Alexander war nicht umsonst in Berlin, man kennt ja die Gerüchte."

Alle Anwesenden errötheten — das Herz zuckte in der Preußenbrust — es ballte sich die Faust — doch Alles schwieg.

Der Kaiser warf einen höhnischen Blick auf die Umstehenden.

„Das ist nicht wahr, Sire," donnerte eine vor Wuth zitternde Stimme, „man hat unsere Königin niedrig verleumdet."

Der Kaiser sah auf — Alles zitterte für den Greis, der vor den Imperator getreten und in der Würde seines grauen Alters die Lanze eingelegt für die Ehre seiner Königin.

„Wer sind Sie?" fragte Napoleon.

„Der Konsistorialrath Erman.

„Mich Morgen nach Tisch zu besuchen," sagte er nach einer Pause, in der er den Greis wohlgefällig betrachtet hatte; denn er liebte eine freie Rede und schätzte den Muth selbst da, wo man ihm widersprach.

Wenige Jahre später, als Preußens König wieder in diesen Hallen das Ordensfest feierte, hob die Königin ihr Glas, und auf Erman zugehend, stieß mit ihm auf das Wohl dessen an, der ihr Ritter war, damals, wo Niemand zu reden wagte.

„Pereat Napoleon," hallte es jetzt aus hundert Kehlen vom Schloßhofe herauf.

Der Kaiser lächelte und gab Davoust einen Wink, nach dem Lärm zu sehen, dann sprach er ruhig weiter.

Der Marschall kehrte nach kurzer Abwesenheit zurück, „es waren Hallische Studenten," meldete er dem Kaiser, „einige sind ergriffen."

„Man schließe die Universität," war der Machtspruch des Imperators.

Während dies im Schlosse vorging, bivouacirten die Garden unten im Lustgarten. Helle Wachtfeuer flackerten lustig in den sonst so ängstlich gepflegten Anlagen und dazwischen bewegten sich die männlichen Gestalten der Krieger in den glänzenden Uniformen. Es war ein prächtiger Anblick; die dunkle Nacht magisch erhellt durch die flackernden Feuer, das Gewühl der Krieger und vor ihnen, aus dem Dunkeln sich hebend, das finstere Gemäuer der mächtigen Königsburg — doch wie klopfte das Herz, dort unter der Statue Leopold's von Dessau den jubelnden Feind zu sehen, und kein Schwert das ihnen drohte, keine Hoffnung auf Rache! — Dort die

Bellona auf dem Zeughause — nur gewohnt, daß ihre Thore sich öffneten dem Zuge der Trophäen, die Preußens Krieger heimbrachten aus so mancher Schlacht — jetzt geöffnet von Feindeshand — die Heiligthümer der Nation eine Beute des so verachteten Korsen!

Siebzehntes Kapitel.

Die grauen Eichen schütteln ihre Locken
In stiller Trauer beugen sie die Häupter
Ueber die Gräber der Vergangenheit:
Da schläft die Vorzeit und das Heldenthum.

Oehlenschläger.

Des Menschen Wesen ist
Ein Spinngeweb'. Das lodernde Gefühl
Ist nicht sein Werk – es ist der Hauch des Dämons.

Zach. Werner.

Was sie geseh'n, vermeldet die Geschichte,
Das Unsichtbare läßt sie dem Gedichte.

Derselbe.

In Paulstein's Hause hatte sich Vieles verändert. Nach der Schlacht von Jena hoffte Anna etwas über Somberg zu hören — er war im Gefecht bei Saalfeld weder unter den Gefangenen noch unter den Todten aufgeführt worden und beim Abschiede hatte sich Felseck bitter über ihn geäußert. „Er schwärmt ja so für den Napoleon,“ sagte er, „da wird er wohl desertirt sein!“

Leider schien dies an Wahrscheinlichkeit zu gewin=

nen, denn als die Trümmer des Regiments B. durch Berlin kamen, wußte Niemand etwas über ihn; der Eine zuckte die Achseln, der Andere sagte gar nichts, selbst Otten ließ sich wenig über das Verschwinden seines Freundes aus, „es wäre seine Pflicht gewesen," sagte er, „zum Regiment zu eilen, und ich hoffe jeden Tag, daß er kommt."

So warm auch Therese Somberg vertheidigt hatte, wenn es galt, Felseck's höhnende Aeußerungen zu widerlegen, — das Gift hatte doch gewirkt, und immer kälter gedachte Anna unsers Freundes.

Unterdessen waren die Gensd'armes längst ausgerückt. Seit dem Unglück von Jena hatte man keinen von ihnen wieder gesehen, statt ihrer kamen die Franzosen und selbst Paulstein's Haus wurde nicht mit Einquartirung verschont. Da beschloß der Major, dem flüchtigen Könige zu folgen; nur mit Mühe erhielt er einen Paß, und die Familie verließ die Stadt.

Napoleon kannte die Berliner. Er steckte sie in bunte Uniformen, errichtete eine Bürgergarde und wurde bald gut Freund mit ihnen.

Außerdem sollte heute große Parade des Davoust'schen Korps sein, Alles strömte hinaus, dem herrlichen Schauspiele beizuwohnen.

Unterdessen hatten sich die französischen Behörden etablirt.

Davoust wurde Kommandant der Stadt, Kriegssteuern ausgeschrieben —

„Gold mußte ihnen jede Landschaft wägen
Und wie Brennus in der rohen Zeit —
Legt der Franke seinen ehr'nen Degen
In die Schaale der Gerechtigkeit!"

Das Zeughaus wurde geplündert, die Statuen, darunter die Siegesgöttin vom Brandenburger Thor, alle Kunstschätze, selbst die Trophäen und Fahnen, die Preußen mit seinem besten Blut erkauft, Alles wurde eingepackt und nach Paris gesandt. Dasselbe Schicksal hatte der Degen, die Schärpe und Orden Friedrich des Großen, nur die Krücke, sagt man, habe Napoleon an Friedrich Wilhelm mit dem Bemerken gesandt: „Er werde sie brauchen, wenn er zurückkäme!"

Die Angst vor dem Kaiser war so groß, daß der Civilgouverneur von Berlin seinem Könige die eigenen Gewehre nicht herausgeben wollte, „da dies Sr. Majestät der Kaiser mißfällig bemerken könne."

Und der Hohn traf — fast stündlich kamen Berichte an, bald vom Fall einer Festung, bald von der schimpflichen Niederlage eines Corps. Als Erfurt, Spandau, Küstrin, Magdeburg fielen, schrieb Napoleon an Murat. „Ich werde meine Kanonen einschmelzen lassen und meine Ingenieure abdanken wenn Ihre Husaren Festungen nehmen!"

Wie die Kapitulationen aber geschehen, zeigt Folgendes. Der Kommandant von Spandau verstand

kein Französisch, der französische General kein Deutsch, sie verständigten sich, indem Jener das unterschrieb was der Franzose ihm dazu aufsetzte!

Als sich Corps auf Corps ergab, äußerte der Kaiser: „Ich weiß nicht, ob ich mich solcher Vortheile schämen oder darüber freuen soll!"

Den 28. Oktober hatte Hohenlohe jene berüchtigte Kapitulation geschlossen, die den Rest der preußischen Armee den Franzosen überlieferte, den Prinzen August von Preußen mit inbegriffen, der nach hartnäckiger Gegenwehr gefangen wurde; doch so brav hatte sich der ritterliche Fürst gehalten, daß er dem Feinde Achtung abgezwungen, und auf Ehrenwort entließ ihn Napoleon zu seinem Vater, dem alten Prinzen Ferdinand nach Berlin.

Blücher war der einzige General, der sein Corps in Ehren übergab; nach verzweifelter Gegenwehr, bis Rostock vom überlegenen Feinde verfolgt, mußte er sich dem Schicksal beugen, doch klingenden Spiel's und mit wehenden Fahnen rückte das Corps aus seinem Lager, und keine Schmach klebte an dem reinen Schilde des Kriegers, nur die Bitterkeit des Unglücks beugte des Feldherren Haupt — der Feind salutirte vor den gefangenen Ehrenmännern!

Napoleon ritt auf das Tempelhofer Feld zur großen Parade. Aller Augen ruhten auf dem einfach gekleideten Mann, „den nur die Idee seiner Größe umgab," es war ein imponirendes Schauspiel. Die

herrlichen Lanciers, die chevaux legers und chasseurs à cheval vorüber galoppiren zu sehen, die siegumkränzten Standarten sich neigend vor dem Imperator und das vive l'empereur jauchzte durch die Lüfte. Dann der gewaltige Massenschritt: die alte Garde Napoleon's rückt vor, benarbte, im Kampf ergraute Züge unter den gewaltigen Bärenmützen, so Mancher mit den Kreuz auf der Brust, das ihm sein Kaiser gegeben, er, der einen Jeden kannte

„nicht seinen Namen bloß
den ganzen Mann und Manches was an ihm namenlos"

Da zogen sie vorüber mit den zerschossenen Fahnen, blutgetauft in dem Sand der Wüste, dort unter den Pyramiden und prangend in dem Siegeslorbeer von Lodi, Arcole, Austerlitz und tausend anderen Gefilden. Vive l'empereur! donnerte es zu ihm herüber aus tausend Kehlen und so Mancher stimmte mit ein dort unter den Zuschauern; das treue Herz aber weinte blutige Thränen wenn es an die Tage gedachte, wie hier ein ander Heer gestanden, nicht so schön und stattlich, aber eben so ruhmbekränzt, das nun dahin, zerstreut in alle Welt, und Er, der Neffe des großen Königs, flüchtig — wer weiß wo er das trauernde Antlitz verbirgt!

Gleich nach der Parade fuhr Napoleon zum alten Prinzen Ferdinand, dem Bruder des Einzigen — er trauerte um den früh verblichenen Sohn.

Vor dem Schlosse stand das neugierige Volk,

Gerüchte gingen durch die Stadt von einer Verhaftung des Fürsten Hatzfeld. Bei Beschlagnahme der Post hatte man Briefe gefunden, in denen er den Generälen Nachrichten über die französische Armee gab.

Eine hohe Frau, tiefverschleiert, stieg die breite Treppe hinauf zu den Gemächern des Kaisers. Noch war er nicht zurück, ein Marschall reichte ihr den Arm und führte sie in das Empfangzimmer.

Die Fürstin schlug den Schleier zurück, die Wange war bleich, die Augen roth geweint; erschöpft sank sie in einen Stuhl.

„Mein Mann ist verhaftet!" redete sie den Marschall an. — Stumm verneigte sich dieser.

„Herr General, verhaftet man einen Fürsten des Reichs wie einen Verbrecher, ohne Anklage?"

„Der Fürst von Hatzfeld ist des Hochverraths angeklagt," erwiederte der Marschall.

„Hochverrath," entgegnete die Fürstin bitter, „an wem? Hochverrath giebt es nur gegen einen König, und der Fürst von Hatzfeld hat diesem seinen die Treue nicht gebrochen!"

„So nennen Sie es blos Verrath," erwiederte der Marschall kalt, „und das Kriegsgericht wird entscheiden!"

„Ein Kriegsgericht?" rief die erschreckte Fürstin.

„Wir sind im Kriege!"

„Doch wo giebt es Richter über einen Reichsfürsten?"

„Das Kriegsgericht kennt keinen Rang.“

Die Fürstin schwieg und nur das heftige Zittern ihres Körpers zeigte, daß das Leben noch nicht von der todesbleichen Wange gewichen.

Da trat der Kaiser herein.

„Was giebt's Neues, Duroc?“ fragte er den Marschall.

Dieser flüsterte Napoleon einige Worte in's Ohr, dann verließ er das Zimmer.

Die Fürstin hatte sich erhoben.

„Sire,“ redete sie den Kaiser an, „ich bitte um Gerechtigkeit, mein Mann ist verhaftet.“

„Schuldlos?“ fragte der Kaiser.

„Wie sollte er etwas verbrochen haben?“

„Im Kriege,“ entgegnete der Kaiser ernst, „kenne ich nur off'ne Feinde, wer aus einer eroberten Stadt mit meinen Feinden korrespondirt, verräth meine Armee.“

„Das that der Fürst nicht,“ frohlockte die Fürstin, „es ist Verleumdung, ich bitte um Gerechtigkeit!“

Der Kaiser zog ein Papier aus der Brusttasche, „kennen Sie diesen Brief, Fürstin?“

Ein Blick hinein — „Gott, es ist seine Handschrift!“ rief die zitternde Frau. Sie hatte von Nichts gewußt, schon sah sie ihren Gatten gerechtfertigt und nun!

Der Kaiser warf einen durchdringenden Blick auf die Fürstin, dann fuhr er fort:

„Madame," sagte er bitter, „ist es eine Verleumdung, ist es eine Ungerechtigkeit von mir?"

Die Fürstin sank auf die Kniee.

Napoleon richtete sie auf.

„Aber Madame," sagte er, „es zeugt ja Nichts gegen Ihren Gatten, als dieser Brief, Sie müssen ihn vernichten."

Damit gab er ihr das Schreiben.

Die Fürstin sprach kein Wort des Dankes, aber ihr Schweigen war beredt.

Napoleon geleitete sie zu ihrem Wagen. Am andern Morgen wurde der Fürst Hatzfeld wegen mangelnden Beweises freigesprochen.

„Eine Fürstin des Reichs auf den Knieen vor dem Kaiser," „es ist unerhört," „und er ließ sie auf der Erde — „er schenkte ihm wie einem Verbrecher das Leben," — so erzählte man den Vorgang in den Konditoreien der Stadt!

Der Patriotismus geht zu weit, wenn er gehässig wird und den Feind selbst da angreift, wo er seine edle Seite gezeigt hat. Der preußische Hochmuth war gebrochen, jetzt verwandelte er sich in den bittersten Haß gegen den Sieger; es war komisch wenn man die Leute hörte, wie sie sich lustig machten über Mängel in der Kamasche, die sie bei den französischen Truppen fanden, und statt an's eigene Herz zu schlagen, nun über den Hohn zürnten, der in jeder Maßregel des Kaisers lag, die er über das besiegte Land

verhängte. Andererseits wieder hatte der Kaiser die Begegnung nicht vergessen. Als er später mit Marie Louise von Oesterreich vermählt große Festlichkeiten in Paris veranstalten ließ, befahl er im Theater ein Stück zu geben, welches er besonders bezeichnete. Da sahen anwesende preußische Offiziere die Scene auf der Bühne, wie die Fürstin Hatzfeld vor dem Kaiser auf's Knie sank. — Das war nicht blos Mangel an Takt, es war eine der niedrigen Gemeinheiten, deren sich der große Mann gegen Preußen nie entäußern konnte.

Sehen wir uns jedoch nach Einem unserer Bekannten um, den unser Leser hoffentlich noch nicht vergessen.

Er trägt jetzt einen anderen Namen, man nennt ihn in den Kaffeehäusern und Konditoreien, wo er den Tag zubringt, den Zeitungsgeier; denn kaum erscheint ein Blatt, so hat er es schon in Händen, oft zwei und drei zugleich, deren Inhalt er gierig verschlingt, allen Gästen zum Trotz die eben so sehnsüchtig Neuigkeiten lesen wollen. Doch er giebt Nichts heraus, ehe er es gelesen, oft setzt er sich sogar auf ein Blatt um es den Blicken der Andern zu entziehen, denn noch hat er ein früher ergriffenes nicht zu Ende gelesen.

Wer erkennt nicht unsern alten Riesel in diesem Zeitungsgeier; es ist ihm traurig ergangen, dem langen Freunde, zerstoben ist die fröhliche Gesellschaft,

der Prinz todt, Niemand denkt mehr des heiteren Freundes, Alles ist mit ernsteren Dingen beschäftigt. Und was das Schlimmste von Allem, der Beutel ist leer geworden, Niemand kauft seine Bücher und das kleine Kapital seiner Frau trägt keine Zinsen. Doch wir können ihm nicht helfen.

Am 27. war Parade unter den Linden. Der Kaiser besichtigte Truppen des Davoust'schen Korps.

Da kam ein langer Zug die Linden herunter, es war das Regiment Gensd'armes, das in einem kleinen Gefecht bei Boitzenburg gefangen worden.

Die Offiziere ohne Säbel voran, die Gemeinen zu Fuß hinter ihnen, ging der lange Zug, düster bei den Reihen der stolzen Sieger vorüber!

Hier hatten sie mit dem Säbel geklirrt und „Krieg" gerufen, hier die Fenster dem Minister eingeworfen, weil er sie nicht zum Kampfe rief, hier hatten sie vor dem Palaste des französischen Gesandten den Säbel gewetzt und dem kleinen Korsen ein Roßbach geschworen. — Vive l'empereur, donnerte es aus den Reihen der Sieger. Jene führte man nach Spandau, und nie wieder hat man das Regiment gesehen. Der König hat es aufgelöst.

Achtzehntes Kapitel.

Das Leben ist süß, doch der Mensch es vergißt
Und salzt und salzt — bis es versalzen ist.
A. d. Papieren des Lanzenknechts.

Die Liebe sieht nicht mit den Augen,
mit dem Gefühl nur.
Shakespeare.

Wir verließen Somberg in Küstrin, wo er abermals die Pflege der „Mutter" Meerstein genoß.

Glücklicherweise war das Haus des Majors mit Einquartierung verschont worden, kein Franzose ahnte das Dasein Somberg's, den der alte Herr in der Stadt für einen Verwandten seines Hauses ausgab, um ihn von der Kriegsgefangenschaft zu retten.

War unser Held auch völlig genesen, so kehrte doch die Frische der Gesundheit nicht wieder. Stundenlang saß er beim Grabe des verblichenen Freundes, dessen Herz die Schandthat der Kommandanten gebrochen, hier ruhte er und der Anblick des verhaßten Feindes störte ihn nicht, wenn er für sein Vaterland

gebetet und sich manchem süßen Traum ergeben, wie er den Schatten seines Freundes und die Schmach seiner Waffenbrüder rächen wollte! — Abends kehrte er heim, doch vermied er dabei sorgfältig die Straße wo Edgar gewohnt, wo sein König bei dem Verräther geschlummert, — leise schlich er die dunklen Straßen entlang in das stille Haus seiner Freunde.

Dort am runden Tische saß der alte Major im Kreise seiner Familie. Mutter und Tochter hatten eine kleine Arbeit vor, während der Alte im Lehnstuhl kein Wort sprach, er schaute zu Boden, er las nicht in der Zeitung die er vor sich hatte, aber oft verbarg er mit ihr das gramerfüllte Antlitz.

Unser Held trat herein und setzte sich neben den Major. Freundlich begrüßten ihn die Frauen, stumm nickte der Alte das Willkommen. Keine Sylbe wurde gewechselt.

Klara sah oft hinüber und seufzte wenn die Wange Somberg's immer bleicher wurde, seine Züge finst'rer und, wenn sie ihn so traurig sah, den Vater so düster, dann entrang sich eine stille Thräne dem sonst so heiteren Auge, und still verließ sie das Zimmer um den Thee zu bereiten, denn da draußen hörte Niemand den leisen Seufzer! — wie werth war ihr der Kummer in Somberg's Zügen, er hatte ja dort bei Edgar's Grabe geruht, dem auch sie einen Kranz gewunden. Ihr Bruder lag in ferner Gruft, das Haus der Trauer öffnete sich dem Traurigen und der

gemeinsame Schmerz machte sie einander vertraut und werth. Der Kummer ist wie die Freude, beide führen das Herz zum Herzen, doch das Band, welches Thränen benetzt schließt sie inniger als das heitere Band der Wonne.

Hatte Klara den Thee gebracht, was immer sehr kurz nach der Rückkehr unseres Freundes geschah, so legte der Major die Zeitung weg, und, als ob er den Seinen es schuldig wäre, sagte er jedes Mal: „nichts Neues gefunden!“ gab Somberg das Blatt, doch dieser legte es ebenfalls bei Seite — wer auch hätte die Worte lesen mögen, die Preußens Unglück besprachen, vom Feinde diktirt waren, denn wehe der Presse, die eine Klage hätte laut werden lassen oder des Siegers nicht mit Lobpreisungen gedacht hätte!

Heute begann Somberg die Unterhaltung; es war ihm gelungen sich einen Paß zu verschaffen und er sprach von seiner bevorstehenden Abreise.

Nun erst sah man wie lieb er der Familie geworden, es war nicht ein Fremder, der schied, sondern ein Glied der Familie.

„Wann wollen Sie reisen?“ fragte der Major.

„Sobald als möglich, denn ich muß zum Regiment.“

„Das werden Sie sobald nicht wiederfinden, doch Sie haben Recht, wenigstens werden Sie den König sehen; wollte Gott er hätte viele Offiziere wie Sie, wer weiß, vielleicht kommen Sie noch zur Zeit,

denn ohne Schwertschlag werden wir hoffentlich Westpreußen nicht aufgeben."

„Die Russische Armee," sagte Somberg, „soll sich, wie ich höre, mit der unsern vereint haben."

„Hätte längst geschehen müssen," brummte der Major, „vor Anfang des Krieges schon."

„Man sagt," entgegnete Somberg, „daß Lombard allein Schuld habe, er soll die Depeschen vierzehn Tage zu spät abgesandt haben, welche die Russische Hilfe forderten, wenigstens ist dies die Ansicht des Volkes, das ihn bei seiner Ankunft in Stettin gesteinigt hätte, wäre er nicht auf den Befehl de Königin verhaftet worden."

„Aber der König hat ihn freigegeben, junger Freund."

„Weil keine Beweise da sind, Herr Major; der König ist zu strenge gerecht, freilich hier wäre es besser, wenn" —

„Es so bleibt" unterbrach ihn Meerstein, „wie es ist, Nichts gegen den König!" — Die alte Schule, in der Meerstein erzogen und alt geworden, erlaubte es nicht ein Verfahren des Königs zu kritisiren; leider schwindet diese Sitte immer mehr und mit ihr der Gehorsam und die unbedingte Treue.

Als Somberg am andern Morgen Küstrin verließ begleitete ihn die Familie des Majors bis zur Post. Klärchen verbarg die rothgeweinten Augen und hielt sich das Taschentuch vor, „ich habe Kopfweh," sagte

sie zu Somberg, der neben ihr hergehend, das traurige Mädchen anschaute und sie gar zu gern gefragt hätte, „hast Du um mich geweint?“ — doch er wagte es nicht, aber das Schluchzen des Mädchens, als sie ihm die Hand zum Abschiede gereicht, zeigte ihm, wie theuer er ihr geworden, — bald saß er in der Ecke des Postwagens und der letzte Gruß wurde ihm nachgerufen — da seufzte auch er! —

Immer wieder, wenn er Edgar's gedachte und seines Aufenthaltes in Küstrin, trat das Bild des weinenden Mädchens vor seine Augen; „das gute Kind,“ dachte er, „wie ist sie anders denn Anna!“ Und sein Herz zuckte; Anna im Glanz ihrer Stellung und Schönheit, seine erste Liebe; „warum,“ dachte er, „ist sie nicht so wie Klara, arm und einfach, dann würde sie mich lieben, wie ich sie liebe, jetzt trennt uns das leidige Geld und der elende Stolz ihrer Eltern.“

Wieder dachte er, wie sie ihm begegnet und seine Liebe geneckt, das heitere, überfrohe launische Kind, er sah sie vor sich mit den lachenden Augen — doch neben ihr das Bild Klara's, der er gut gewesen, wie man es einem Kinde ist, die nun zur Jungfrau geworden, seit ihre Thräne das Lebewohl gesagt!

Glücklich kam unser Freund nach Danzig und von dort aus fuhr er nach Königsberg, wohin sein Regiment gerufen worden; kalt hatte der Winter schon seine Eisdecke über das weite flache Land gezogen,

und über die weite Oede strich der rauhe Nordwind und verwehte die Spuren der Flüchtigen. Hier war der König durchgezogen mit der kranken Gemahlin, der Bauer dort in der Einsamkeit hatte sie gesehen, die schöne, bleiche Frau, tief verhüllt, gleich einem Schatten vorüberschweben und neben ihr den ernsten Mann mit der umwölkten Stirne aber sicheren Blick's — „das waren sie," raunte ihm der Nachbar zu und der Alte schlich in seine Hütte, faltete die Hände und ließ seine Kinder beten! Hinter ihnen der Siegeszug des Imperators. — —

Hunderttausende im farbigen Kleid ihrer sieggewohnten Waffe, das Glück in den Falten des Banners, den Ruhm von hundert Schlachten tragend in den stolzen Adlern des Kaisers zogen sie daher, von Nord und Süd, das Auge auf ihn gerichtet, den kleinen Mann mit der bleichen, eisernen Stirn, der seine Rechte über die Throne schwingt und das „Vorwärts" ruft, dem noch Niemand widerstanden!

Traurig sah es im Lager aus, als Somberg zu den Seinen gelangte. Mancher Freund fehlte in den Reihen und Schmerz war es nicht allein, der die Wange röthete, wenn man ihrer Namen gedachte. Wenige nur hatten ihn fleckenrein bewahrt und ihre Ehre mit dem Blute erkauft.

Somberg sah seinen Freund wieder.

Otten, der kräftige, lebensfrische Jüngling mit der freien Stirne und der lauteren Brust bekannte

Somberg, daß er auch an ihm gezweifelt habe, er bat ihm die Sünde ab; „vergieb mir," sagte er, „aber Du warst verschwunden, Niemand wußte von Dir, und allgemein glaubte man, Du wärest flüchtig oder habest Dich ergeben; ich widersprach, bis Felseck uns die Gewißheit brachte, der Bube," — rief er leidenschaftlich — „der Bube, als man ihn gefangen nach Spandau geschleppt, schrieb an Paulstein Du wärest in den Reihen der Feinde."

„Ich" — lachte Somberg bitter — „ich in den Reihen der Franzosen, wer konnte eine so unerhörte Lüge glauben."

„Niemand," fuhr Otten fort, „trotzdem daß französische Offiziere es bestätigten."

„Was — ein Franzose hat gesagt" —

„Höre mich zu Ende," sagte Otten, „das Regiment erkundigte sich nach Dir; Du standest weder auf der Liste der Todten noch der Gefangenen und warst verschwunden. In Berlin aber erzählten die französischen Offiziere von einem Herrn von Chambert, der in das Regiment chasseurs eingetreten ist und früher Preußischer Offizier gewesen."

„Solchen Unsinn glaubtet ihr!"

„Hör' weiter, Freund. Niesel las in den Blättern und schrieb mir darüber, jener Chambert muß Dir sehr ähnlich sein, und da die Franzosen so leicht unsere Namen verdrehen, konnte Felseck seiner Behauptung hierdurch Wahrscheinlichkeit geben, ich" —

betheuerte Otten, „ich habe doch daran gezweifelt, vergieb mir, daß ich überhaupt nur zweifeln konnte.“

Somberg drückte des Freundes Hand, aber er war unfähig seine Offenheit zu würdigen, ein solches Gerücht war von ihm erzählt worden, so dachte man von ihm in Paulstein's Haus — oh, jetzt erst fühlte er, daß die Schmach Aller auch den Einzelnen traf; denn wem konnte man noch vertrauen, auf wessen Ehre sich blindlings verlassen!

Der Freund brachte ihm die erste Kunde davon; wer verzeiht Somberg nicht die Undankbarkeit, daß er von der Stunde an kühler gegen ihn wurde und nicht mehr so herzlich als früher sich ihm anvertrauen mochte! Es liegt zu sehr in der menschlichen Natur, den Boten des Unglücks zu hassen, wie viel mehr denjenigen, der nicht frei von der Schuld daran; er, Somberg, wäre für Otten in die Schranken getreten, so dachte er — doch wie es damals in den unglücklichen Stunden bei der Armee herging, das hatte er noch nicht erfahren! Wenn die Würdenträger der Armee, alte Generale, wie I. in Küstrin, K. in Magdeburg und wir mögen die Namen nicht nennen, die in Erfurt, Spandau, Schweidnitz sich mit Schmach bedeckten und die Festen dem Feinde fast ohne Schwertschlag übergaben, wenn Offiziere sich freiwillig einer Kapitulation anschlossen und lieber in Kriegsgefangenschaft gingen als an die Seite des unglücklichen Monarchen, wo sollte da noch Vertrauen

herkommen, der Freund verließ den Freund, und der Ehrenmann traute kaum dem Waffengefährten an seiner Seite in den Trümmern der besiegten Armee.

So unerhört waren die Gerüchte von der Schande Einzelner — die sich leider bestätigten — daß einem Schatten gleich das düstere Wort „Verräther" jedes Haupt umschwebte, und nur Feindesblut konnte die Ehre des Mannes retten, dem einmal dieser Schatten genaht und er — umflatterte einen Jeden!

Neunzehntes Kapitel.

Das Schicksal kämpft mit unserm Glück.
Friedrich II.

Und schon kein Schelm zu sein, ist heut zu Tage schwer.
Goethe.

Komme, was kommen mag
Die Stunde rennt auch durch den rauh'sten Tag.
Shakespeare.

Abgeordnete der getreuen Provinz Schlesien nahten sich dem Throne des Monarchen — der Adel des Landes schwur ihm in der Zeit der Noth die ewige Treue noch ein Mal — „aber" flehte der Herr von Lüttwitz, „es erhebe sich die Krone und zeige ihre Gewalt und das Schwert auch den Unterthanen gegenüber; zu allen Opfern ist Schlesien bereit, aber der König möge auch sein Land nicht verlassen und die Verräther strafen, mit Strenge und Energie wieder die Zügel der Regierung ergreifen!"

Friedrich Wilhelm gewährte die Bitten der De-

putation, der Fürst von Pleß wurde zum Gouverneur von Schlesien ernannt, Kriegsgerichte eingesetzt und Haugwitz entlassen. Die Allianz mit Rußland wurde erneut.

Am 26. Dezember behaupteten die Russen in der Schlacht bei Pultusk das Feld, doch nur eine schwache Hoffnung gab jener blutige Tag dem gefallenen Lande. Napoleon hielt Polen besetzt, fast alle Festungen Preußens waren in seiner Hand, nur Colberg, Graudenz und Danzig hielten sich noch, ebenso wie einzelne schlesische Festungen, deren ernste Belagerung jedoch erst beginnen sollte.

England zu vernichten, hatte der Kaiser das Kontinentalsystem eingeführt, um es durchzusetzen mußte er die Preußischen Häfen und Rußlands Einwilligung haben, vor Allem aber sollte Danzig fallen wo der General Kalkreuth sein Banner wehen ließ. Lange hielt er sich, bis Preußische Geschütze gegen seine Mauern gerichtet, Hunger und Krankheit die Besatzung wegrafften, — da ergab sich der besiegte Held und eine ehrenvolle Kapitulation zeigte, daß nicht er, sondern das Schicksal den Fall Danzigs gewollt. Klingenden Spiels zog die Besatzung aus den zerschossenen Mauern.

Der Februar des Jahres 1807 kam heran. Bei Eylau standen die Preußischen und Russischen Heere gewärtig der letzten entscheidenden Schlacht.

Am 6. Abends erschien der Kaiser, und mit dem grauenden Morgen erwachten die Heere. Frankreichs

Adler zogen heran, Napoleon selbst kommandirte, die ersten Schüsse fielen und bald hüllte der Pulverrauch die gewaltigen Massen der drei Heere. Mit Verzweiflung und Wuth focht der Preuße für sein letztes Stück Land. Heimath und Dasein stand auf dem Spiel, neben ihm dehnten sich weit aus die Völker des Ostens, fest wie eine Mauer, kalt und leblos, eine Maschine in der Hand ihres Generals, dort gegenüber der feurige Held des Südens, heranstürmend, als ginge es zum frohen Tanz — und der Reigen begann unter dem Donner der Kanonen!

Beide Armeen gewannen über einander Vortheile. Dort drang der linke Flügel unaufhaltsam vor und drängte Benningsen weiter und weiter zurück, indessen l'Estocq hier Napoleons linke Schulter erfaßt, sie rüttelt und niederdrückt — hier Sieg, dort Niederlage auf beiden Seiten, ohne Erfolg zogen sich Freund und Feind zurück.

Einige Tage später schrieb Napoleon an den König von Preußen: „Ich wünsche dem Unglück Ihrer Familie eine Grenze zu setzen und die Preußische Monarchie wieder herzustellen; ich würde vor mir selbst erschrecken, wenn ich Schuld an so vielem Blutvergießen wäre — aber was kann ich thun?"

Einige Monate früher hatte der König umsonst den Frieden erfleht, jetzt hatte er sich zum Aeußersten gerüstet, und, Hardenberg an seiner Seite, hielt er fest und traute dem Korsen nicht. — „Preußen," war die

Antwort des Königs, „hat sich, da es den Frieden umsonst erbeten, jetzt in Rußland's Arme geworfen, und treu seinem Alliirten wird es mit ihm siegen oder fallen.“

Napoleon knirschte — der Krieg währte ihm zu lang, so konnte er England nicht zwingen! — Nachdem er Schlesien erobert, begann er mit Rußland zu unterhandeln. Talleyrand rieth ihm dazu; auf des Kaisers Aeußerung, daß wenn in vierzehn Tagen nicht Frieden wäre, er den Niemen überschritte, entgegnete der Diplomat: „Was soll man hinter diesem Flusse thun, da ist Nichts zu suchen!“ So schickte man denn einen Parlamentair in's Russische Lager. Es war hohe Zeit; die Französischen Truppen, wenn auch eben erst in Königsberg als Sieger eingerückt, hatten das ganze Weichselgebiet und Ostpreußen inne, aber unthätig lagen sie in den eroberten Festungen und Städten, die Schlacht bei Pultusk trug wenig dazu bei ihre Stimmung zu verbessern. Sieg auf Sieg war erfochten nnd doch keine Aussicht auf Frieden, alle Hospitäler waren mit Kranken angefüllt, und wenn auch die schönen Polnischen Damen selbst dort bei der Pflege halfen, so vermehrte sich doch immer mehr die Zahl der Leidenden und das ungewohnte Klima wie die fremde Art der Lebensmittel rafften manches Opfer dahin.

Während so die beiden Armeen einander gegenüber standen, hatte unser Freund traurige Tage durchlebt.

Es war am Vorabend der Schlacht von Eylau als er mit Otten am Wachtfeuer saß, die Freunde waren im ernsten Gespräch. Otten hatte einen Brief von Therese erhalten, Beide waren seit einigen Wochen verlobt — wir geben diese Schrift dem Leser.

„Theurer Freund," schrieb sie, „wie ich höre, geht Ihr dem Feinde entgegen. Gebe Euch der Herr endlich den heißerflehten Sieg, wir beten hier für das Glück Eurer Waffen und daß die Schmach von den Fahnen des Vaterlandes weiche. Karl, und ich bete für Dich — o könnte ich Dir den Kranz reichen, den ich schon für Dich gewunden. Denn Du, das weiß ich, wirst ihn sicher erwerben, oder hätte ich die Blumen für Dein Grab gepflückt und legte die welken Rosen auf den erblichenen Frühling unserer Liebe? Nein, das wäre zu fürchterlich; Karl, ich weiß daß Du heimkehren wirst und, selbst bei gesenkten Fahnen, ach Gott, daran sind wir ja schon gewöhnt, werde ich doch das stolze Auge finden, das Haupt, welches kein Sturm gebeugt, wie der alte Preußensinn noch ungebrochen selbst nicht durch Jena und Auerstädt vernichtet in unseren Herzen fortlebt — kehre heim, und wenn auch erst spät, aber die besseren Stunden werden kommen und die Zeit des Glückes wird wieder kehren! Wie freut es mich von Somberg etwas zu hören, der arme unglückliche Mann! wie bitter mag er in Küstrin gelitten haben, zuerst verliert er seinen hohen Freund, dann erlebt er die Schmach seiner

Waffen und muß sich flüchten aus der Feste, die er so gern mit seinem Blute vertheidigt hätte — Gott, es ist eine fürchterliche Zeit, wenn ich denke wie uns Frauen zu Muthe ist, was erst muß der Mann dulden, der seine Kraft verrathen sieht und seinen Arm gelähmt! — Sage Somberg, daß wir uns Alle seiner freundlich erinnern. Anna läßt ihn herzlich grüßen — mehr kann ich Dir leider nicht schreiben. Karl, seit Du mir es erzählt, daß Dein Freund sich für meine Schwester interessirt, habe ich sie wohl beobachtet — wie ich Somberg kenne, wird er durch sie nicht glücklich werden, selbst wenn ihm Felseck nicht im Wege stände. — Felseck, er steht uns zu nah als daß ich etwas über ihn sagte, was ich nicht gewiß weiß, aber ich verstehe ihn nicht; mag es Vorurtheil sein, aber ich wünschte, daß meine Schwester ihm weniger gewogen wäre — doch Du wirst ihn ja bald selber sehen, dann urtheile Du!"

So weit hatte Otten den Brief seiner Braut Somberg mitgetheilt.

„Aber wie konntest Du," fuhr dieser auf, „davon zu Therese reden! — daß mich Anna nicht mag, weiß ich wohl, und deshalb darf sie es nie wissen, daß ich mich je für sie interessirte."

„Sie ist Dir wohl gut," entgegnete Otten, „wenn Du ahntest, wie herzlich sie von Dir spricht!"

„Laß das — Mitleid brauche ich nicht."

„Es ist nicht Mitleid, sondern Theilnahme, ja, ich darf es wohl sagen, es ist Liebe.“

„Liebe? — ha ha!“ lachte Somberg bitter, „was für Liebe, heute dem, morgen dem, ich mag keine Liebe hinterm Rücken, die mir in's Antlitz lügt.“

„Du warst immer kalt gegen sie.“

„Das Weib muß warm sein, damit der Mann es werden kann; ich kann erst dann herzlich sein, wenn ich weiß, daß es mich nicht gereuen wird.“

„Aber,“ sagte Otten, „durch Herzlichkeit hättest Du sie gewonnen.“

„Kann man es sein, wo kein Herz ist?“

„Somberg, Du verleumdest Anna, leichtsinnig mag sie sein, aber ihr Herz ist gut.“

„Gut mag es sein, aber ich will ein Herz, das nicht blos ein gutes Herz ist — doch, sprechen wir nicht mehr davon, ich möchte heiter in's Gefecht gehen; wenn ich bleibe, wird sie mich beweinen — doch sieht sie mich wieder, so ist Alles beim Alten.“

„Ah, da finde ich ja die Herren,“ rief ein Hinzutretender — „Guten Abend Otten, Willkommen unter den Fahnen Herr von Somberg.“

Otten erhob sich und reichte Felseck, er war es, die Hand.

Somberg grüßte ihn kalt.

„Wir haben Sie lange vermißt,“ redete ihn der Baron an.

„Ich war nicht in Spandau.“

Felseck erröthete — „ich auch nicht,“ sagte er finster, „doch Sie scheinen sehr gereizt zu sein, um alte Freunde so zu empfangen.“

„Freunde?“ lachte Somberg bitter, dann, als er Felseck vor Zorn erröthen sah, fuhr er mit fester Stimme fort:

„Mein Herr, vom Kameraden verlange ich, daß er schlechte Gerüchte von mir nicht glaubt, vom Freunde, daß er dagegen auftritt.“

„Wir haben Alle gefehlt,“ — beschwichtigte ihn Otten.

Somberg drückte dem Freunde die Hand, „wir haben darüber gesprochen,“ sagte er, „und Sie, Herr von Felseck, bitte ich, Nichts in meinen Worten zu suchen, was Sie nicht trifft.“

Felseck verneigte sich — „wir sind quitt,“ sagte er, „Sie haben von mir geglaubt daß ich in Spandau gewesen wäre, also mit meinem Regiment gefangen, ich habe andere Gerüchte geglaubt.“

„Also Sie waren nicht in Spandau,“ fragte Somberg, und wenn auch sein Blick, der schon freundlicher auf dem Gensd'arme ruhte, noch einigen Zweifel aussprach, so fuhr er doch in wärmerem Tone fort, „Sie haben sich also durchgehauen?“

„Hm, ja,“ erwiederte Felseck, „so etwas Aehnliches, doch wir sehen uns wieder, ich habe Dienst!“ damit entfernte er sich.

„Hätt's nie geglaubt,“ brummte Somberg.

„So gefährlich ist es auch nicht," lachte Otten, er war vom Regiment abkommandirt als es gefangen wurde, stand zwei Meilen davon mit einem Piquet, wurde angegriffen, wie ich höre nur von einer Patrouille und so ist er entkommen, hat sogar noch einige Gefangenen gemacht."

„Aha, das nennt er sich durchhauen! — bravo Felseck" — lachte Somberg und beide Freunde gingen Arm in Arm zu den Wachtfeuern ihres Regiments.

Vierundzwanzig Stunden später — da lag — blutgedüngt das Schlachtfeld von Eylau. Nur noch bei dem Dorfe wüthete das Gefecht, eine französische Kolonne rückte durch die brennenden Gassen hinaus, ein Bataillon Preußischer Infanterie fällte das Gewehr zur Attaque. Hurrah! ein Wirbel — und beide Massen wogten im fürchterlichen Handgemenge. Ein Degenstich und Somberg rannte den Adlerträger der feindlichen Kolonne nieder, fortgerissen von der Masse verschwand er im dichten Gewühl, da brach eine Escadron Preußischer Kürassiere hervor, der flüchtige Feind wurde niedergeritten, das Bataillon Preußen sammelte sich und rückte klingenden Spiels in's Lager zurück.

„Herr Lieutenant," rief ein Verwundeter dem vorübergehenden Somberg zu, „Hilfe!"

Unser Held ließ ihn fortschaffen, doch der Mensch konnte nicht weiter, er sank zusammen.

Somberg reichte ihm die Feldflasche, dann eilte er den Seinen nach.

„Gott lohn's," — stöhnte der Verwundete und lehnte das bleiche Haupt auf eine noch röchelnde Leiche.

Ueber sie hinweg trabte die Schwadron, ein Reiter stieg ab, „hollah, wartet!" — damit entriß er der blutigen Hand eines Todten die Adlerstange, sprang auf sein Pferd und die Fahne schwingend rief er: „hurrah! der erste französische Adler!" Glück wünschend umringten ihn die Seinen.

„Der gehört dem Lieutenant," röchelte der Verwundete am Boden, dann fiel er erschöpft in Ohnmacht.

Eine Stunde später und die Seinen kamen mit einem Wagen um alle noch Lebenden in's Lazareth zu schaffen.

Zwanzigstes Kapitel.

Versteh' mich nicht auf Wissen und Gewissen.
Oehlenschläger, Palnatoke.

Denn am Blitze will ich sterben,
Nicht am bloßen Donnerton!
Calderon.

Das Schicksal, wenn es trifft, ist ohne Schonung.
Göthe.

Es war im Anfange des Aprils. Somberg, eben mit seinem Regimente in Tilsit eingerückt, saß gemächlich in seinem Zimmer, als Felseck hereintrat.

„Ich komme," redete ihn dieser an, „Sie um einige Aufklärungen zu bitten; wir sind doch allein?"

„Ja," — antwortete Somberg, die Thüre zuschließend.

„Ihr Benehmen gegen mich," fuhr Felseck in seiner Anrede fort, „ist eigenthümlich."

„Wie so?"

„Es scheint als ob Sie mich für den Urheber

von jenen Gerüchten halten, die Ihnen etwa nachtheilig geworden sind."

„Ich habe," erwiederte Somberg, „nur das geglaubt, was mir aus sicherer Quelle hinterbracht worden ist."

„Und von wem? wenn ich fragen darf."

„Von einem meiner Freunde."

„Der Name" —

„Thut Nichts zur Sache," entgegnete Somberg kurz, „es ist ein Freund von mir, und ich werde dessen Aeußerungen vertreten."

„Dann," höhnte Felseck, „bin ich vollkommen befriedigt, Ihr Diener!" — damit schritt er zur Thüre.

„Herr von Felseck," rief ihm Somberg nach — doch Jener verließ, ohne darauf zu hören, das Zimmer.

Des Abends ging Somberg in die Weinstube zum Stern, wo die Kameraden eine Zusammenkunft verabredet hatten.

Kaum trat er hinein, als Felseck ihm entgegenkam und ihm die Hand reichend, zurief: „Willkommen Freund!"

Somberg stutzte, das höhnische Lächeln in Felseck's Antlitz harmonirte wenig mit dem freundlichen Gruß.

„Nun," fragte Jener, „wollen Sie mir nicht die Hand reichen?"

„Woher die plötzliche Veränderung," rief Somberg, „vor einer Stunde noch" —

„Was da," unterbrach ihn Felseck, „wir waren beide nicht vernünftig."

Somberg warf einen Blick auf das erhitzte Antlitz des Gensd'arme's und die Menge von Weinflaschen, die auf den Tischen umherstanden — lächelnd erwiderte er:

„Freilich gefällt mir Ihre jetzige Laune besser."

„Laune," unterbrach ihn der Baron, „Herr — suchen Sie Streit, bei meiner Ehre," — damit faßte er an den Säbel.

Die andern Offiziere traten hinzu und suchten ihn zu beschwichtigen, doch Felseck, immer heftiger werdend, rief: „Er will Streit, er sucht ihn, aber ich werde ihn zu züchtigen wissen."

Kaum hörte dies Somberg — er sah den Wüthenden vor sich, den Mann, der seiner Liebe in den Weg getreten und es gewagt, seine Ehre anzutasten — da glühte seine Wange, auch er griff an's Schwert — dann aber, plötzlich sich zusammennehmend, sagte er in eisigem, verächtlichen Tone: „Mein Degen ist zu gut für Sie!"

„Also, Pistolen!" raste Felseck, die Fäuste ballend, während Somberg in's Nebenzimmer ging und sämmtliche Anwesende den Baron abhielten, seinem Feinde nachzustürzen; — „Morgen," — knirschte er, „Morgen früh!"

In dem Moment trat Otten herein. „Herr von Otten,“ rief Felseck, „der Mensch hat mich beleidigt; ja,“ knirschte er, „ich wollte mich mit ihm versöhnen, auf Ihren Rath, aber er — doch Morgen, Morgen!“

„Das Duell muß statt finden,“ hörte man einige Stimmen, „der Schimpf ist öffentlich.“

„Aber,“ sagte ein alter Offizier, „nicht Morgen, Kassation steht drauf, noch ist Krieg.“

„Was Krieg!“ riefen die Andern, „nicht vierundzwanzig Stunden dürfen vergeh'n, hilft nichts!“

„Ingelsheim, Du wirst mich sekundiren,“ redete Felseck, der sich unterdeß beruhigt, einen Husarenoffizier an, „mach es gleich mit ihm ab.“

„Sehr gern Felseck, doch kein Wortwechsel mehr!“ rief ihm der Husar zu, als er schon in die Thüre zum Nebenzimmer trat.

„Nein, aber kalt Blei will ich wechseln,“ brummte dieser.

Schon war Otten bei seinem Freunde, dem er sich sogleich als Sekundant angeboten. Bald war er mit Ingelsheim einig, dann nahm er des Freundes Arm und beide verließen das Lokal, stumm sich vor den Anwesenden verbeugend.

„Felseck, Dir kann Nichts geschehen,“ sagte der Husar, „Somberg hat Dich zuerst beleidigt, allem Anschein nach mit Vorsatz.“

„Er muß sich schießen,“ riefen einige Kameraden,

„und wenn das Kriegsgericht ihn bestraft, so dienen wir nicht länger, Somberg hat Schuld!"

Als Felseck bald darauf mit Ingelsheim das Lokal verließ, flüsterte er: „Gott Lob, nun habe ich ihn, das ist für Spandau."

„Gut ist's," meinte der Husar, „daß Somberg gleich so scharf ausfiel, weiß Gott, bist ihm herzlich entgegengekommen und er war so barsch."

„So war er immer," knirrschte Felseck, „ich hab ihn nimmer leiden können!'

Ehe wir in unserer Erzählung fortfahren, müssen wir einen Blick in die Kriegsgeschichte werfen, die unterdessen rasch vorgeschritten. Die Französische Armee machte immer größere Fortschritte, ein Korps rückte gegen Pillau, die Festung zu belagern. Dort kommandirte der alte Obrist Herrmann. Fünfundsiebzig Jahre zählte der Greis. Drei Königen hatte er Treue geschworen, allen Dreien mit Ehre gedient — da nahte sich das gefürchtete Banner, vor dem der Stern so Vieler seiner alten Kriegsgefährten erblichen, der noch unüberwundene Kaiseraar kam stolzen Fluges vor die Mauern seiner Feste, — „ergieb Dich — oder stirb" hallte es durch den öden Thurm und schreckte den Alten auf aus seiner Ruhe und die Garnison aus dem Bette, Alles wogte unruhig umher, man flüsterte in der Stadt von Uebergabe, von zu schwacher Besatzung — da erscholl der Wirbel, Obrist Herrmann ließ den Generalmarsch schlagen,

und Pillau stand unter den Waffen. Auf dem Paradeplatz, wo er sonst die Parole gab, stand der Kommandant, vor ihm ein offener Sarg.

„Kameraden," redete er die Garnison an, „hier ist mein Sarg, lebendig übergebe ich die Festung nicht, wer mich überlebt mag mich hineinlegen, — Kameraden, den Schwur, den ich vor achtundfünfzig Jahren geleistet, den wiederhole ich heut', und wer ein braver Kerl ist, schwöre mit mir: „Preußen in Ehren oder — Tod!"

Alle schwuren mit dem Greise.

Sieben Meilen weit hörte man andern Tag's eine fürchterliche Kanonade in Königsberg, doch kein Siegesbote kam zum Frankenkaiser; Pillau stand, wie Colberg und Graudenz, als eherne Feste, eine unentweihte Perle der Preußischen Krone!

Frohe Kunde für die kranke Königin! — wie traurig hatte sie ihren Geburtstag in Memel verlebt — sonst im Herzen ihres Reiches von Millionen treuer Unterthanen umgeben, jetzt, flüchtig an der russischen Gränze, im kalten Nord, krank und schwergebeugt, ging sie mit trüben Herzen in's neue Jahr! Ganz Memel hatte die Fenster erleuchtet, Alles drängte sich heran, der unglücklichen Landesmutter seine treue Liebe zu zeigen, von dem weinenden Auge einen Blick zu erhaschen, den man auf Kind und Kindeskind vererbend, sagen konnte, „Louise hat uns gedankt, wir haben mit unser Königin gelitten, in unsern

Mauern hat sie für uns und unser Vaterland gebetet!“

Heute — schon wußte man, daß die Friedensunterhandlungen begonnen — kam eine frohe Kunde: Pillau ergiebt sich nicht, „ach, Du Königin, Deine Wange war so oft geröthet wenn die Schmach der Festungen zu Deinen Ohren kam, wie klopfte Dein Herz bei den Namen Kolberg, Nettelbeck, Schill, Courbière,*) Blücher und jetzt Pillau und Herrmann!“ Doch noch eine Kunde zu dem frohen Tag, „man bringt Dir ein erobertes Banner, einen Adler des Kaisers, Preußische Hände haben ihn dem stolzen Sieger entrissen — und eine Trophäe, ein einziges Siegeszeichen ruht auch in Deiner Hand! Das ist der eroberte Adler von Eylau!“

„Ehre den wackeren Truppen, Dank Denen, die den Adler zu ihr gesandt!“

Der Orden „pour le mérite“ wurde an Felseck gesandt, er hatte sich im Gefechte ausgezeichnet und den Adler, wenn auch nicht selbst erobert, so ihn doch

*) General L'homme de Courbière, ein geborener Franzose, aber seinem Könige unerschütterlich treu, kommandirte in Graudenz. Die Belagerer ließen ihm sagen, es gebe keinen König von Preußen mehr, er solle sich nur ergeben. Courbière antwortete: „Wenn sik mein allerknädigster Könik nicht mehr is Könik von Preuß', so erlaub' die Herr' Franzos', daß ik bleib' Könik von Graudenz“ — und die Feste ward nicht genommen.

heimgebracht. Niemand wußte von wem die That geschehen war.

Eine Viertelstunde von Tilsit, im nahen Holz standen Felseck und Somberg, die Pistolen in der Hand.

Keiner wollte sich mit dem Andern versöhnen; das Duell begann.

Nur zwei Kugeln wurden gewechselt; Felseck hatte gefehlt, aber Somberg's Schuß streckte ihn zu Boden.

„Fliehen Sie, Herr von Somberg," rieth Ingelsheim, „sonst werden Sie kassirt."

„Flüchte Dich," bat Otten, „der Krieg ist doch zu Ende und uns erwartet hier keine Freude; Männer braucht das Vaterland nicht mehr, flieh'!"

Eine Stunde darauf und Somberg hatte Tilsit im Rücken.

Mittags erhielt Felseck den Orden pour le mérite und den Befehl, vor dem Kriegsgericht zu erscheinen.

Statt seiner kamen Ingelsheim und Otten. Felseck's Wunde war nicht gefährlich, aber er mußte das Bett hüten. Das Kriegsgericht sprach ihn frei, mit Berücksichtigung auf seine letzten Verdienste. Somberg wurde zur Kassation verurtheilt. Otten legte den Richtern ein Abschiedsgesuch des Freundes vor, das Somberg schon Morgens vor dem Duell seinem Regimente eingereicht hatte; „augenblicklich ist er beurlaubt," setzte Otten hinzu, „bis zur Herstellung seiner Gesundheit; bei Eylau hat er, ohne in Reih'

und Glied zu sein, mitgefochten, folglich ist von Desertion keine Rede."

Otten's Fürwort half nichts. Somberg's Name stand in den Listen als Deserteur.

Paulstein war mit seiner Familie der Königin nach Memel gefolgt; gleichzeitig mit der Kunde von Felseck's Auszeichnung erhielt Therese einen Brief, worin ihr Otten die Nachricht von dem Duell seines Freundes und dessen Folgen mittheilte.

„Der Unglückliche!" seufzte Therese!

„Pfui," sagte Anna, „Felseck wollte sich mit ihm versöhnen, und er nahm es nicht an; mag er nun sehen wohin ihn sein Stolz noch bringt, er war neidisch auf Felseck, ja, er war eifersüchtig!"

„Anna, warum das Schlimmste glauben?"

„So, warum schoß er sich denn? — der arme Felseck!" seufzte Anna.

„Schwester," entgegnete Therese — „und Somberg, ist er nicht noch unglücklicher als der."

„Das ist seine Schuld," sagte Anna bitter, „der arme Felseck!"

„Geh', Anna, Du hast Somberg nie geliebt," damit ging Therese zu ihrem Schreibtisch, Otten's Brief zu beantworten.

Anna setzte sich an's Fenster, „Somberg dachte sie, hat mich auch nicht geliebt, hätte er's, hätte er den Orden bekommen, wer weiß — doch nein, er ist

zu stolz, zu hochmüthig, zu ernst — Felseck ist mir lieber, viel lieber!"

Wenige Tage darauf — Felseck kam an, aber wie sah er aus, bleich und entstellt traten jetzt in dem sonst so schönen Antlitz die Züge um so mehr hervor, welche das Laster ihnen eingeprägt — Therese erschrak.

Doch Felseck, der auch in den Spiegel gesehen, welcher so oft das einzige Gewissen für den Weltmann ist, wußte durch Kunst die Spuren zu vertilgen, die allzusehr von seinem früheren Leben sprachen, und als er sich Anna zeigte, sah sie nur die bleiche Wange und das matte Auge — „Deinethalben," sagte sein Blick, „habe ich gelitten" — welches Weib hätte widerstanden?

Weber sagt, es gäbe ein sicheres Mittel jede Frau zu gewinnen, erst müsse man für sie sterben und dann für sie leben. — Anna glaubte, daß Felseck ihretwegen sich geschossen habe, die blasse Wange zeugte von seinem Schmerz — vier Wochen darauf und Beide waren verlobt.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Sank Schmach und Leid auf uns hernieder —
Auf uns? Die Väter sind nicht mehr!
Gieb Erd' aus Deinem Schooße wieder
Uns einen Theil vom Sparterheer,
Drei von Dreihundert nur verleihe
Daß sich Thermopylä erneue!

Byron.

Der Ruhm soll sich von Deinem Hause trennen.

Byron.

Ist denn der Himmel ehern über mir,
Dringt meine Jammerstimme nicht hindurch.

Göthe.

Die Friedensunterhandlungen waren schon soweit gediehen, daß man eine Zusammenkunft der Kaiser verabredete.

Mitten auf dem Niemen stellte man ein breites Floß auf, hier sollte die Unterredung stattfinden. Ein Zelt wurde errichtet, von dessen Stangen das Russische und Französische Banner wehte.

Die beiden Kaiser betraten das Zelt zu gleicher Zeit, die Unterhandlung begann.

Napoleon verlangte vor Allem Entlassung der Minister Budberg und Hardenberg, sie wurde gewährt, der Waffenstillstand verlängert und Tilsit für neutral erklärt: dort wollte man die Unterhandlungen fortsetzen.

Kaiser Alexander forderte und erlangte es, daß Preußen zu den Konferenzen hinzugezogen werden sollte.

Der 3. Juli wurde zur ferneren Zusammenkunft festgesetzt.

Die Garden der drei Reiche, Rußland, Frankreich und Preußen rückten in Tilsit ein. Alexander und Friedrich Wilhelm empfingen am 3. Juli den Kaiser der Franzosen, die Truppen bildeten Spalier. Geläute der Glocken und Kanonendonner verkündeten die Ankunft des Imperators.

Am 5. Juli kam die Königin nach Tilsit. — Sie kam von Memel, wohin sie krank, in Betten gehüllt, bei feuchtem kalten Wetter entlang des Meerstrandes gefahren war. Der König folgte ihr — jetzt galt es dem gegenüber zu treten, der über ihr Unglück triumphirte!

In den Konferenzen mußte Alexander mehr für Preußen als für sich reden — und „nur aus Freundschaft zu Ihnen, Sire,“ wiederholte Napoleon sehr oft, „lasse ich dem Könige von Preußen Dies und Jenes.“

Die Königin Louise, noch erschöpft vom Krankenlager, empfing den Besuch des Siegers, des Mannes der ihre Ehre angetastet, der Preußen unterjocht hatte, sie hoffte durch ihr Flehen günstigere Friedensbedingungen zu erlangen! Napoleon aber fürchtete ebenso wie der „Kraftmann“ Stein, die deutsche Königsfrau wegen des sittlichen Zaubers, den ihre Erscheinung für das Volk hatte, nicht nur für das preußische, sondern für das gesammte deutsche Volk. Er hatte noch nie eine edle Frau gekannt, daher auch seine unzarten, taktlosen Angriffe auf sie, er verstand Louise nicht!

Lange unterhielten sich Beide, endlich fuhr Napoleon auf und rief in seinem ganzen Stolz als Sieger: „Madame, aber wie durften Sie es wagen mit mir Krieg zu führen!“ In seinem Tone lag etwas Geringschätzendes.

„Wir glaubten,“ sagte die Königin erröthend, „Kinder Friedrich des Großen zu sein und wir haben uns getäuscht,“ dann, den hochmüthigen Blick des Korsen bemerkend, setzte sie mit fester Stimme hinzu: „wenn wir uns anders getäuscht haben!“

Dies Wort der Königin wiederholte das ganze Land, es ging von Mund zu Munde und jedes Herz erhob sich und die Brust schwoll, „die Zeit der Rache wird kommen,“ hallte es wieder, „wir sind die Kinder Friedrich des Großen!“

Sinnend verließ der Kaiser das Zimmer. Talleyrand im Vorzimmer mochte nichts Gutes ahnen,

denn er flüsterte ihm zu, den Eindruck der geistvollen edlen Erscheinung auf Napoleon fürchtend:

„Sire, soll die Nachwelt sagen, daß Sie einer schönen Frau wegen die größte Eroberung nicht benutzt haben?"

Am andern Tage war große Tafel, — man hatte abermals der Preußischen Monarchie ein Stück Land entrissen.

Alles legte dem Gewaltigen zu Ehren Hofkleider an, doch vergebens flehten treue Diener den König, er möge dasselbe thun, wenigstens die großen Stiefel ablegen, die Napoleon hasse — (auf solche Kleinigkeiten sah der „Mann des Jahrhunderts"). Friedrich Wilhelm that es nicht; wie er bei seinem Hofe erschien — in der Kleidung des Soldaten — so wie er in die Schlacht geritten, so trat er in das duftende Gemach des Weltbezwingers. Nie hat der König ihm geschmeichelt, wie es wohl der Kaiser Alexander that, stets beharrte er in seiner stolzen, würdevollen Haltung, was dem verwöhnten Korsen gewiß nicht zusagte — der Eroberer, so gewaltig er war, stand doch dem von Gott eingesetzten Monarchen gegenüber — der Korse mit der Kaiserkrone dem geborenen Herrscher — und Wenigen sah man es so an, wie Friedrich Wilhelm, daß das Haupt eine Krone getragen und auf einem Thron geboren sei.

Die Königin rief aus, als sie des neuen Verlust's gedachte: „Ach Sire, Sie wissen nicht, was es heißt,

angestammte Länder zu verlieren, die man so wenig vergessen kann, als seine Wiege!"

„Was, Wiege," lächelte Napoleon, „wenn das Kind ein Mann geworden, wirft es die Wiege fort, hat keine Zeit mehr daran zu denken!"

„Doch, doch," sagte der König ernst, „seine Jugend kann man ebensowenig vergessen, als verläugnen und wer ein Herz hat," sagte er bedeutsam, „erinnert sich dankbar der Wiege in der er als Kind gelegen!"

Napoleon biß sich auf die Lippen und brach das Gespräch ab.

Selbst von bedeutenden Französischen Offizieren, Augenzeugen der Begegnung zu Tilsit, hörte man häufig die Worte: „daß der König sich gegen den Sieger als König betragen."

Die Unterhandlungen schritten rüstig fort und bald wurde der Friede geschlossen. Preußen verlor die Hälfte seiner Länder.

Am 9. Juli war große Parade. Napoleon reichte dem Flügelmann der Russischen Garde das Kreuz der Ehrenlegion mit den Worten: „Erinnere Dich, daß ich es Dir zum Andenken an den Tag gebe, wo Dein Kaiser mein Freund geworden!"

Die Königin, als sie die Bedingungen hörte, unter denen der Frieden geschlossen, rief aus: „Gott, wann wird die Zeit kommen, wo eine rächende Hand das mene mene tekel an diese Mauern schreibt!"

Herzzerreißend war der Abschied, den die Länder,

welche der Monarchie entrissen, von dem theuren Königspaare nahmen. Sie sandten eine Deputation an Friedrich Wilhelm „den Guten" und als er dieser mit der Hand ein Lebewohl winkte, das feuchte Auge abwendend, da rief ein alter Bauer, der es sich nicht hatte nehmen lassen, seinem Fürsten Lebewohl zu sagen:

„Adje, guter alter König! Gott geb', daß Dir der Rest des Landes treuere Generale und klügere Minister sende, lebwohl!" –

Und draußen vor der Thüre schluchzten sie: „wir waren die Seinen!"

Die Königin aber, als auch Magdeburg verloren, dachte an die Worte der Englischen Maria, Tochter König Heinrich VIII., während deren Regierung Calais vom Herzog von Guise erstürmt wurde, und rief: „Wenn man mein Herz öffnen könnte, würde man darin mit blutigen Zügen den Namen „Magdeburg" lesen!"

„Es wäre Lästerung," sagte sie, „zu behaupten, Gott wäre mit Napoleon, aber er ist ein Werkzeug des Allmächtigen, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, zu begraben. Es wird besser werden!"

Und sie legte ihren Schmuck auf dem Altar des Vaterlandes und behielt nur eine Schnur Perlen. „Perlen," dies waren ihre Worte, „passen besser für mich, sie bedeuten Thränen!"

Was die Armee betraf, so wurde bald der erste

Grund zu deren Reorganisation gelegt, um sie einst brauchen zu können.

Als Friedrich Wilhelm zur Regierung kam und meist andere, nicht geübte Evolutionen zu machen befahl, verwirrte er dadurch allen Befehlshabern die Köpfe, welche sich nun ganz auf Künsteleien einließen. Jetzt wo man die Folgen gesehen, konnte man nur strafen und für die Zukunft arbeiten. Als die Truppen-Trümmer der Armee in Königsberg einrückten, hatte schon der General Rüchel, Gouverneur von Preußen, (bei Jena in die Brust blessirt) die Offiziere versammelt um ihnen eine Anrede zu halten.

Das Offiziercorps, ein buntes Gemisch der ganzen Armee trat vor. „Ich kann mich nicht freuen, Sie hier zu sehen," herrschte er sie an. „Meine Herren!" fuhr er fort, nachdem seine Blicke eine Weile umhergeschweift, „wie hat Sie alle der Teufel hieher geführt! Das ist ja eine wahre Musterkarte der ganzen Armee ohne Regimenter! Bis morgen reicht Jeder von Ihnen eine Art von Curriculum vitae ein, was Sie vom Tage der Schlacht von Jena bis Heute gemacht haben. Nun," hier zuckte die Stimme des alten Herrn, „bleibt mir noch übrig Ihnen ein Manifest Sr. Majestät vorzulesen — daß mich doch die Sonne nicht beschiene, ein solches, der Armee Ehre und Ruhm abschneidendes Manifest publiciren zu müssen! — Major von Borstell!"

Der Major erhielt die Schrift aus seinen Händen und mußte vorlesen.

Da stand drin: „Sr. Majestät wären entfernt davon Ihrer braven Armee alle Drangsale und Unglücksfälle zuzuschreiben, die ihr selbst und dem Lande begegnet sind, viele Theile derselben hätten sich durch Ehre, Muth und Beharrlichkeit ausgezeichnet, aber viele nicht nur ohne dies, sondern dagegen ihren Namen und ihren Stand befleckt.“ Darauf folgte, zur Warnung für die Zukunft das Urtheil — die Kommandanten der verrathenen Festungen wurden theils aus der Armee entlassen, theils kassirt, theils zum Arquebussiren kondemnirt, je nachdem, wie sie mehr oder minder schimpflich gehandelt hatten.

Auf das Verzeichniß der Strafen folgten neue Gesetze — Gesetze, die das was dagewesen war, für die Zukunft unmöglich machten.

Trafen die harten Worte auch nicht die, welche hier versammelt waren — mit leichtem Herzen hörte doch Keiner das an, dem ehrenhaften Militair mußte es schon schmerzlich sein, daß der König ein solches Wort sprechen mußte.

Er hat es aber nie wieder nöthig gehabt — und konnten die Freiheitskriege die Schmach des Jahres 1806 nicht vergessen machen, so hat das Jahr 1848 sie für immer gelöscht!

Am Neujahrstage 1807 ließ der König seinen

Truppen Glück wünschen und befehlen: „Sr. Majestät wünschen dem Militair alles ersinnliche Glück und dauernden Muth und ausdauerndes Gefühl der Ehre zur bessern Zeit!"

Es kostete Muth die Schmach zu ertragen, die ertragen werden mußte!

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Kann ein Verbannter sich entflieh'n,
Wie weit und weiter stets er wanke —
Ihm nach, ihm nach muß immer zieh'n
Der Lebensdämon, der Gedanke.

Byron.

Leb' wohl, leb' wohl mein Mutterland
Schweb' über Wassern blau.

Derselbe.

Gefang'ner Adler paart sich nicht —

Derselbe.

Es war eines Abends in Küstrin, schon wurde es dunkel, als ein einsamer Reisender anlangte. Als er den Posthof verließ, sah er, wie das Volk sich zusammenrottete, der Ruf: „Schlagt ihn todt — nieder mit ihm — Tod dem Verräther" — scholl durch die Gassen, und Alles stürzte einem Flüchtigen nach. Unser Reisender — es war Somberg — sah ihn. Der Verfolgte war ein alter Mann mit weißem Haar; er verbarg mit dem Taschentuche das Gesicht,

bog in ein Nebengäßchen ein und verschwand dort in einem Wirthshause. Der Reisende folgte ihm, neugierig zu erfahren, womit der alte Mann die Wuth des Pöbels auf sich gezogen, er trat ebenfalls in das Gasthaus und sah dort den Wirth mit dem Flüchtling in lebhaftem Wortwechsel. Nun erst sah er das Antlitz des Verfolgten; ehrwürdig waren die welken Züge, die Gestalt hoch und das Aeußere verrieth den alten Soldaten, die hohe Stirn bedeckte nur spärlich das weiße Haar und der graue Schnurrbart beschattete finster die welken Lippen.

„Retten Sie mich," rief der Flüchtling, „kennen Sie mich?"

„Sie sind," — entgegnete der Wirth in rauhem Tone — „Sie sind der frühere Kommandant von Schweidnitz."

„Ja," stöhnte der Greis, „ich bin der unglückselige Mann, retten Sie mich."

„Sie haben den König verrathen," donnerte der Wirth, „fort aus meinem Hause," damit zog er den alten Mann zur Thüre.

Eine Patrouille französischer Soldaten schritt vorüber, sie nahmen den General in ihre Mitte, sonst hätte ihn das Volk zerrissen.

Der ganze Vorgang schien unsern Reisenden sehr zu erschüttern, „die Rache kommt nach," brummte er, doch seine Hand hob sich, dem Unglücklichen beizustehen; es war jetzt unnütz, und sich wieder in den

Mantel hüllend, trat er hinaus auf die Straße. Der Weg führte ihn beim Markt vorbei, hastig schritt er über das Pflaster und sein Auge schaute nicht auf, dann eilte er in die nächste Querstraße.

Ein neues Schauspiel bot sich seinen Blicken dar. Mehrere französische Soldaten hatten ein junges Mädchen umringt, die ihnen vergebens zu entkommen suchte.

„Die Gestalt ist mir bekannt," rief Somberg und stürzte hinzu.

Kaum hatte ihn das Mädchen erblickt, so eilte sie auf ihn zu.

„Schützen Sie mich," flehte ihr Blick.

Einer der Soldaten trat zu Somberg heran.

„Was wünschen Sie hier?" rief er barsch.

„Ich kenne die Dame," entgegnete Somberg fest.

„Uns gleich, fort mit Ihnen!"

„Sind Sie ein Franzose?" fragte Somberg verächtlich.

„Das sehen Sie."

„Ja — an Ihrem Rock, nicht an Ihrem Betragen."

Der Soldat sah Somberg mit großen Augen an, doch bald lächelte er, verneigte sich und mit einem „bon soir madame" ging er, den Arm seiner Kameraden ergreifend, davon.

Somberg führte Klara nach Hause. Jetzt erst erkannte sie ihn, — „wie wird sich der Vater

freuen," jauchzte sie, „ach wie hübsch daß Sie wiederkommen!"

Gar traurig sah es in der Wohnung des alten Meerstein aus. Die Pension von der er lebte wurde nicht mehr ausbezahlt, die geringen Ersparnisse nahten ihrem Ende und dennoch war die äußere Noth das Wenigste, was den alten Herrn am meisten drückte. Ueberall Schmach, Verrath und Unglück, Niederlage auf Niederlage, das war für den alten Soldaten zu viel; freudig hatte er seinen Sohn geopfert, aber so, ohne Ruhm, ohne Erfolg, das war zu hart. Und dennoch verzweifelte er nicht, das Unglück war zu groß, zu bitterschnell gekommen, als daß er an seinen Bestand hätte glauben können, „wir werden uns ermannen," sagte er zu seinen Freunden, „aber wer tilgt die Schmach!"

„Niemand! — und doch, es sind der Namen nur wenige, die sich entehrt. Unfähig und untüchtig waren die Meisten befunden worden, aber Ehrgefühl und Bravheit noch nicht ausgestorben in der Preußischen Armee; die alte Maschine war zertrümmert, aber unter den Ruinen keimte die Jugend einer neuen kräftigeren hervor, erstand eine Truppe, die ihre Vorgänger hatte fallen sehen, und sie zu rächen kam, reinen Muths und stolzer Hoffnung!

Herzlich kamen er und seine Gattin dem Flüchtling entgegen; wie ein Kind des Hauses wurde er

aufgenommen und ihm sogleich Nachtlager und Wohnung angeboten.

„Danke, danke herzlich," seufzte unser Held, „wie gern nähme ich die Einladung an, doch ich komme nicht als Gast, nicht als Freund, mit einem Wort, ich bin flüchtig, ich bin kassirt."

„Was," donnerte der Major, „kassirt — von wem?"

„Vom Kriegsrecht, ich habe mich duellirt."

„Gottlob," athmete der Alte wieder auf, „es konnte ja auch" verbesserte er sich, „wegen nichts anderem sein, doch wie kamen Sie dazu, ein Duell im Kriege! — bester Freund!"

Somberg erzählte seine traurige Geschichte, ängstlich lauschte Klara seinen Worten, doch wie er anfing von seiner Liebe zu erzählen, da glühte ihre Wange und zitternd horchte sie auf jeden Laut; bedeutsam waren die Blicke der Mutter, sie hatte die Neigung ihrer Tochter längst geahnt, nur der Major hörte der Erzählung in düsterm Schweigen zu, doch als Somberg geendet, ging er zum Schreibpult, suchte ein Zeitungsblatt hervor, wies mit dem Finger auf eine Stelle und sagte: „Der Bube ist doch geblieben?"

„Ich habe ihn nur verwundet, ich mochte ihn nicht tödten."

„So lesen Sie."

Somberg las, daß Felseck den Orden pour le

mérite erhalten, darunter stand die Erzählung, wie ein von ihm auf dem Schlachtfelde gefundener Adler der Königin überbracht worden sei.

„Den Orden hatten Sie verdient!“ brummte der Major, „doch ich werd' es zur Sprache bringen.“

„Nein, nein,“ rief Somberg, „lassen Sie ihn, konnte er es ahnen, daß ich den Fahnenjunker tödtete, hatt' ich's doch selbst vergessen und dachte erst zu spät daran!“

„Junger Freund,“ lächelte der Major, „Sie kennen die Menschen nicht, — Wenn er den Adler nicht fallen sah, hätte er nicht beim Vorüberreiten das Banner gefunden, das selbst ihre Leute unbemerkt ließen; ha ha, die Eile, mit der er Sie zum Duell reizte, war sehr erklärlich!“

„Nein, so schlecht kann er nicht sein,“ entgegnete unser Held, „das glaub' ich nicht, lassen Sie ihm das Kreuz, ich neide es ihm nicht; weiß Gott,“ setzte er seufzend hinzu, „ich habe ihm mehr zu verzeihen als das!“

Es entstand eine Pause.

„Also Sie wollen nicht hier bleiben,“ fragte endlich Frau von Meerstein.

„Ich darf, ich kann nicht — noch heut Abend muß ich weiter.“

„Heut' Abend schon!“ seufzte Klärchen.

„In einer Stunde.“

„Und wohin geht's?“ fragte der Major.

„Wohin? Gott weiß es, ja, ja, ich bin verbannt auf ewig; heimathlos werde ich in der Welt umherziehen, und hoffte ich nicht irgendwo einen besseren Tod zu finden, so wäre mir ein Kerker im Vaterlande lieber als das Irren in der Fremde."

„Die Zeiten werden sich ändern," tröstete der Major, „man hat an Anderes zu denken als an Sie, bald ist Ihr Duell vergessen, und wenn Sie wiederkommen, werden Ihre Freunde schon für die Begnadigung sorgen!"

„Gnade will ich nicht, nur Recht," fiel Somberg ein, „aber ich kann mich einem Gesetz nicht fügen, das mir verbietet, meine Ehre zu vertheidigen; wahrhaftig, nur der, der es thut, wird auch im Felde zu brauchen sein, mit befleckter Ehre würde ich nicht ins Gefecht geh'n, und noch weniger zu brauchen sein!"

„Die Ehre kann einem Niemand nehmen oder beflecken," wand der Major ein, „aber Sie haben Recht, wer den Degen trägt, darf sich nicht antasten lassen; wenn der König Ihre Sache erfährt, wie sie ist, wird er das Urtheil kassiren, aber Sie haben sich durch die Flucht geschadet."

„Wohl," antwortete Somberg, „aber lieber den Tod als jetzt im Kerker, wo man den Arm rühren muß, damit das Herz nicht verzweifelt, ein Monat Festungshaft würde mich tödten!"

„Haben Sie einen Plan? wohin wollen Sie?"

„Nach Spanien, dort wenigstens herrscht noch nicht der Korse, dort wetzt man noch das Eisen und jeder Franzosenfeind ist willkommen.“

„So weit! da werden Sie nimmer wiederkehren,“ flüsterte Klara, und wischte eine Thräne aus dem Auge.

Somberg sah sie, und ihr Schmerz entging ihm nicht.

„Ja, ja,“ sagte die Mutter, ihren Blick auf Klara und Somberg heftend, „wir haben Sie Alle recht lieb.“

„Ich glaube gar, das Mädel weint,“ lächelte der Major traurig, „sehen Sie Somberg,“ damit ergriff er die Hand des jungen Mannes, „Sie sind nicht ganz verlassen, man denkt Ihrer in der Heimath; wenn Sie wiederkommen, soll mein Haus offen sein, geb's Gott, daß wir's recht bald erleben, denn mein altes Herz hält nicht lange mehr aus.“

Als Somberg eine halbe Stunde später im Postwagen saß, hielt er ein Tuch in der Hand, es war dasselbe, mit dem Klara ihn einst verbunden, beim Abschiede hatte sie es ihm gegeben; „ich wünsche,“ hatte Sie gesagt, „daß Sie es nicht mehr brauchen, und sollte es sein, dann thue es Ihnen die Dienste wie früher,“ eine Thräne war darauf gefallen, — Somberg küßte sie von den zarten Linnen und barg das Tuch auf der Brust.

Er hätte gern zu Klara von seiner Liebe gesprochen

sein Herz war frei, und sie wie die Eltern hätten eingewilligt, aber, hätte er auch gewußt, daß Anna sich mit Felseck verloben würde, er wäre dennoch nie auf den Gedanken eingegangen, — verbannt, flüchtig und ohne Hoffnung, wie sollte er da seine Hand anbieten!

Dahin rollte der Wagen über die Gränze, zum letzten Male sah er die Farben, unter denen er gedient, die Farben, die Prinz Louis getragen, und für deren Ehre er sein Herzblut gelassen; jetzt tilgte man seinen Namen aus den Reihen derer, die ihrem Königshause treu noch um den verlassenen Thron standen; ja, selbst Felseck durfte noch für seinen König fechten, ihm war es nicht gestattet auf seiner Heimath Boden einen ehrenvollen Tod zu suchen, — er floh.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Du hast mir, Glück, die Locken schon gestreift,
Ein Pfand schon warfst Du im Vorüberschweben
Aus Deinem Füllhorn lächelnd mir herab!
H. v. Kleist.

Du sinkst oh Sonne — und besiegt ist Rom!
Ihr Armen, feige nicht — schön ist die Thräne
Auf solcher Wange, die die Scham nicht färbte.
Niccolini.

Ha -- diese Nacht ist schwanger an Verbrechen.
Oehlenschläger.

Der Friede war geschlossen. Zufolge den Bedingungen mußte Preußen einen großen Theil seiner Truppen entlassen, die Armee wurde reducirt und ein großer Theil der Offiziere auf halben Sold gesetzt. Viele, meist solche, die vermögend waren, nahmen von selbst den Abschied, dazu gehörte auch Otten, doch die Unthätigkeit mochte ihm nicht gefallen und schon nach kurzer Zeit beschloß er, wieder in die Armee zu treten.

Schon am Anfang des Jahres 1807 hatte der König dem, durch seine Tapferkeit bekannten Herren von Schill die Erlaubniß zur Errichtung eines Freikorps ertheilt.

Ferdinand von Schill, 1773 in Oberschlesien geboren, stammte aus einer alten Oesterreichischen Familie, erst sein Vater war nach der Eroberung Schlesiens in Preußische Dienste getreten.

So wurde er denn auch, da er große Lust zum Soldatenstande zeigte, 1789 Junker im Husarenregiment Schimmelpfenning, dann Offizier beim Dragonerregiment Baireuth. Dreiunddreißig Jahr alt, kam endlich der lang ersehnte Krieg; in der Schlacht bei Auerstädt war er einer der Letzten der in's Gefecht kam, er wurde umzingelt, aber es gelang ihm sich durchzuhauen. Schwer verwundet durch einen Säbelhieb über den Kopf, war er kaum einigermaßen hergestellt als er sich auch sobald nach Kolberg begab, wo er, trotz der Anfeindungen des alten Obersten von Lucadon, viel Gelegenheit hatte sich auszuzeichnen. Trotzdem, daß der Kommandant keiner seiner Bitten Gehör schenkte, denn er hielt ihn für einen Träumer und spielte gar oft höhnend auf etwanige Folgen der Kopfwunde an, so brachte Schill's unermüdliche Thätigkeit es doch dahin, daß sich ihm ein kleines Freikorps anschloß, mit dem er dem Feinde vielen Schaden that, so daß sein Name mit unter denen genannt wurde, die Kolberg's Ehre rein erhielten. — Der König

sandte ihm den pour le mérite und, wie schon gesagt, die Erlaubniß, ein Freikorps zu errichten, das nun der Armee einverleibt wurde.

Der Frieden war geschlossen, für ihn nichts mehr zu thun. Am 10. Dezember 1808 rückte er mit seinem Korps in Berlin ein. Die erste selbstständige Truppe, die noch unbesiegt ihre Fahnen wehen ließ — der Name Schill — Alles rief die Bevölkerung vor das Thor, dem Helden entgegenzuziehen, die Fahne zu begrüßen, welche die Königin dem Korps geschenkt und die nun im Triumph heimkehrte aus dem blutigen Kampf! — Der Jubel stieg bis in die Wolken, der Enthusiasmus für den jugendlichen Helden, die Begeisterung für die ritterliche Schaar war unbegrenzt; der Gouverneur von Berlin, der Magistrat empfing ihn an den Thoren, aus allen Fenstern wehten die Tücher, Damen warfen mit Blumen und Kränzen, es war ein Triumphzug wie ihn Berlin lange nicht erlebt.

Freundlich dankte der noch junge Held vom Pferde, die Husaren schwenkten die Säbel und lustig flatterte das Banner als sie vor dem Schloße anhielten, die königliche Fahne in den Saal des Monarchen zu tragen; Abends war die Stadt erleuchtet, Jeder riß sich darum einen Soldaten des Korps zu bewirthen, es war ein Jubel ohn' Ende.

In diese Truppe einzutreten war der höchste Wunsch Otten's und gern nahm Schill den thatendurstigen Jüngling in seinen Reihen auf.

Ehe wir ihm auf seinem Heldenzuge folgen, der wie ein heller, flüchtiger Dämmerungsstrahl den deutschen Himmel erleuchtete, verlassen wir das in Ketten geworfene, ohnmächtige Land, um in die Ferne zu schauen, wie überall der Ehrgeiz und die Ländersucht des korsischen Eroberers gewittergleich in dunklen Wolken über alle Throne heranzog, sie zu zerschmettern.

Gleich nach dem Tilsiter Frieden, kehrte Napoleon nach Paris zurück, wo man dem Weltbezwinger Trajan's Triumphbogen erbaut hatte und ihn mit unendlichem Jubel empfing.

Doch nicht lange ruhte Napoleon; der Krieg in Portugal, das Vorrücken der Engländer, jener unermüdeten Feinde, die ihm Krieg auf Leben und Tod geschworen, machte ihn besorgt. Schon längst hatte er die Halbinsel wie ein erobertes Land angesehen, es galt jetzt, sie vollends zu unterjochen und England die Hafen zu schließen, von denen aus sie ihm die Beute zu entreißen suchten.

Napoleon und Brittannien begannen den Kampf um Spanien, das letzte Land des Kontinents, welches noch widerstand und sein Haupt zu Erfurt nicht gebeugt hatte hier noch Sieg — und England war ausgeschlossen, verfehmt — ganz Europa lag geknechtet und der letzte Völkertrotz war in fränkisch Eisen geschlagen.

Betrachten wir die Verhältnisse näher, sie sind

ein klarer Abdruck derer von ganz Europa, nur verlangte das südliche Blut crassere Farben.

Langwierige Kämpfe im Innern, revolutionaire Erhebungen hatten seit Jahrzehnten die Kraft der Spanischen Monarchie gebrochen. Portugal, wo der schwache Johann für seine wahnsinnig gewordene Mutter herrschte, hatte sich schon vom Konsulat unter harten Bedingungen den Frieden erkauft, daher der Kaiser beide Länder für eine todte, widerstandsunfähige Masse hielt, die er nur zu nehmen brauche um sie zu besitzen.

So hieß er jetzt dem Hofe von Lissabon sich der Coalition gegen England anzuschließen und ihm die Portugiesische Flotte zu übergeben, eine Französische Armee unter Junot stand schon an der Spanisch-Portugiesischen Grenze, diesem Befehle Nachdruck zu geben.

Englische Kriegsschiffe bieten den bedrängten Hof ihre Hilfe an, und die Herrscherfamilie beschließt unter ihrem Schutz nach Brasilien zu flüchten.

In Spanien regierte damals für den schwachen König Karl IV. Don Emanuel Godoy, der sogenannte Friedensfürst, ein Mann, der sich trotz seiner Beschränktheit zu den höchsten Aemtern emporgeschwungen, nachdem er sich zum Liebling und Kavalier der Königin, Marie Louise von Parma zu machen gewußt.

Alles war diesem Menschen feil, wenn er seine Lüste und seinen Ehrgeiz befriedigen konnte; er war

es, der zuerst einen Vertrag mit Napoleon schloß, Portugal zu theilen. Durch seine Bemühungen wurde es einer Französischen Armee gestattet, Spanischen Boden zu betreten.

Am 15. November 1807 rückte die Französisch-Spanische Armee in Portugal ein, am 29. flüchtete die Königsfamilie und schon am 1. Dezember waren sie Herren von Lissabon.

Hatte Godoy hierin auch dem Kaiser nach Wunsch gehandelt, so wußte dieser doch sehr wohl, daß die Rüstungen Spaniens im Jahre vorher Frankreich und nicht England gegolten, was Godoy, nachdem der Preußisch-Russische Krieg beendet, dem Französischen Hofe auch vorgab, das Kabinet ließ es sich nicht merken und man pflegte die freundschaftlichste Verbindung zwischen Paris und Madrid.

Um das volle Vertrauen des Kaisers zu gewinnen, verfuhr jetzt der „prince de la pace“ rücksichtslos gegen jeden Franzosenfeind im Lande. Doch der Prinz Ferdinand, Thronerbe des Landes, schon mit Godoy entzweit, weil dieser ihm seine Schwägerin zur Gemahlin aufdringen wollte, ebenso der Herzog von Infantado kannten die Ränke des Ministers, und gaben sich, um ihn zu stürzen dem Französischen Kabinete hin. Napoleon nahm sich des schwächlichen, sklavisch erzogenen Ferdinand's an, unterhandelte aber trotzdem gleichzeitig mit Godoy.

Der Minister, die Absicht des Prinzen durch-

schauend, sprengt das Gerücht aus, der Thronerbe trachte nach der Krone und dem Leben seines Vaters, beredet den König seinen Sohn verhaften zu lassen, was auch, trotz aller Betheuerungen Ferdinand's am 29. Oktober 1807 im Escurial geschah. Karl entsetzte ihn seiner Würden und schloß ihn von der Thronfolge aus.

Die Nation erhob sich; wüthend über die Ränke des verhaßten Ministers forderte man, mit den Waffen in der Hand die Freisprechung des Prinzen, Godoy selbst, durch die Aufrührer erschreckt, verwand sich für ihn, man setzte Ferdinand wieder in Freiheit und der Herzog von Infantado allein wurde mit Verbannung bestraft.

Unterdessen hatten sich die Französischen Truppen, unter dem Vorwande eines Krieges gegen Portugal in Besitz der Festungen Pampelona, Barzelona u. a. gesetzt, was die Gährung im Lande immer mehr erhöhte. Da ernannte, im Anfang des Februar's 1808 Napoleon den Großherzog von Berg, General Murat zum Oberbefehlshaber in Spanien.

Man sah wie die Gährung im Lande von Tag zu Tag wuchs, und die Erbitterung so gegen die Franzosen wie gegen Godoy immer mehr zunahm. Der Hof wollte fliehen, Alles war vorbereitet, da brach in der Nacht zum 18. März der Aufstand aus. Volk und Heer hielten es für eine Schmach, daß ihr Königshaus sich in Madrid nicht mehr sicher wähne,

die Wuth Aller richtete sich gegen den, der alles Unglück geschaffen, der Palast Godoy's in Aranjuez wurde erstürmt und das Volk hätte ihn zerrissen, wenn ihn nicht Prinz Ferdinand auf Bitten seiner Mutter, der Königin gerettet hätte. Der König entsagte freiwillig der Krone zu Gunsten seines Sohnes, worüber das Volk in einen Freudentaumel ausbrach, die Waffen niederlegte und hoffnungsvoll der Regierung des allgemein beliebten Prinzen entgegensah.

Murat rückte unterdessen in Madrid ein, kein Besuch wurde dem neuen Herrscher, der ebenso wenig eine Antwort von Napoleon auf seine wiederholten Freundschaftsversicherungen erhalten hatte.

Doch noch anders sollten die Dinge werden. Kaum hatte das Volk die Waffen niedergelegt, als die Königin und Godoy den schwachen Karl dahin brachten, einen Protest gegen seine Thronentsagung als eine — „erzwungene und unfreiwillige" — an Ferdinand zu senden und gleichzeitig Napoleon um Schutz gegen den Thronräuber zu bitten.

Der Kaiser übernahm gern das Schiedsrichteramt und reiste nach Bayonne, wohin er Ferdinand beschieden. Vertrauungsvoll reiste dieser, trotz der Warnungen seiner Freunde dorthin. Der Kaiser, erstaunt daß Ferdinand so bereitwillig kommt, ladet ihn zur Tafel und läßt ihm nach Beendigung derselben — eine Henkersmahlzeit nannten sie die Spanier — durch den General Savary sagen, daß die Dynastie Bourbon

nicht mehr in Spanien regiere, „er habe der Krone zu entsagen!“ Dann warf er ihm selbst mit harten Worten sein unkindliches Benehmen vor, und schickte ihn wieder zurück.

Godoy stellte sich unter des Kaisers Schutz, König Karl verzichtete auf die Krone von Spanien und Indien gegen ein Jahrgehalt, das ihm der Kaiser aussetzte und den Prinzen brachte man mit den Worten „er habe zwischen Thronentsagung oder dem Tode zu wählen“, dahin, daß auch er sich den Befehlen des Gewaltigen fügte.

Die Blüthe der Spanischen Armee stand unter den Französischen Fahnen theils in Portugal, theils in Seeland, so weit hatte sie der vorsichtige Godoy gesandt, um desto sicherer das Land zu verrathen, doch er täuschte sich darin ebenso wie der Kaiser Napoleon.

Spanien war in der Hand der Franzosen, doch jede Stadt, jedes Dorf mußte erobert werden; nicht wie bei andern Völkern, wo der Gebildete allein die Geschichte seines Vorfahren kennt und wo mit dem Königshause die Nation groß geworden: der Spanier hatte seinen aparten Stolz, seine eigene Geschichte, jeder Bauer seinen Adel und die Labradores dünkten sich noch die Herrn der Welt, Spanien als die erste Nation unter den Völkern Europa's! Auf Priestermacht gestützt und vom Altare aus angefeuert, erhob der Spanier seinen Arm, das Herz kochte vor Wuth

und beleidigter Stolz sprühte aus dem feurigen Auge. Ein einziger Racheschrei ging durch das ganze Land als man den Degen Franz I. aus dem Rathhaus nahm, um ihn nach Paris zu schicken — nicht den Hof allein, die Armee, das Volk, jeden Einzelnen beleidigte und erbitterte der freche Trophäenraub.

Auf's Höchste steigerte sich die Erbitterung als man die Infanten hieß, Madrid zu verlassen; der Pöbel umringte die Wagen, zerschnitt die Stränge und führte die Prinzen im Triumph zurück.

Murat schoß mit Kanonen unter die Masse und am Abend, als die Empörung gedämpft und schon Amnestie verlesen, läßt er alle Tagelöhner aufgreifen, die ein Messer bei sich trugen und sie zum abschreckenden Beispiel im Prado erschießen.

Bleich und stumm sah der Spanier dem Schauspiel zu, aber sein Herz schwur Rache zu nehmen an dem Todfeind.

Zwei Tage darauf tritt Murat an die Stelle Karls IV. und beruft die Junta zusammen.

Am 6. Juni ernennt Napoleon seinen Bruder Joseph zum Könige von Spanien, am 20. zog der neue König ein und er proklamirte sich als König von Kastilien, Spanien und Indien. Joseph Napoleon I. hielt seinen prunkvollen Einzug in die alte Königsstadt Hispanien's.

Da erhob sich das ganze Land zum offenen Krieg, auf Leben und Tod. Jede Stadt, jedes Dorf stellte

eine Truppe, überall zerriß man die Franzosen, wo man die Flüchtigen erreichte, der General-Kapitain Palafox erläßt von Sarragossa aus eine Proklamation, „Alles," stand darin, „ist Null und Nichtig, Ferdinand ist der König von Spanien, jeder Franzosenfreund ist ein Rebell. Er," hieß es darin weiter, „der Kaiser Napoleon will zehn Millionen Spanier über die Berge und das Meer treiben, zittere Du, die spanische Nation erklärt Dir den Krieg!"

Jede Stadt bildete eine Junta, jede Junta des Landes schwor Rache und erklärte dem Korsen Krieg auf Leben und Tod.

Ein Tag und ganz Spanien stand kampfgerüstet da.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wo ist die Welt vor kaum acht Jahren — sie
Sie such' ich, sie ist hin, wie'n gläsern Dach
Zerschellt, zerschrillt — verklungene Melodien,
Nicht kleinsten Laut hallt Echo davon nach!

Byron.

Erröthend steht Europa vor seinem Genius
Den's wider Willen — grollend — bewundern muß!

Scheerenberg.

Das Auge des Kaisers sah Europa zu seinen Füßen. Kein Thron, dessen Macht er nicht gebrochen, kein Heer, dessen Fahnen nicht als Trophäen durch Paris gezogen — er stand auf dem Gipfel seiner Höhe. Aber noch drohten schwere Wolken über dem weiten Himmel unter dem er seine Macht gelagert, noch trotzte England dem Korsen, der stolze Insulaner gab ihm noch nicht den Titel, den ihm das Blut von Hunderttausenden in Nord und Süd erworben, ja selbst der Kaiser im kalten Ost, dessen Heer bei Austerlitz geblutet, konnte noch neue Legionen wider ihn aus dem

Boden stampfen; der Korse maß Beide mit eisigem Blick — „erst den Britten, dann den Russen" klopfte sein Herz — und er sandte seinen Freund an Kaiser Alexander um den Freundschaftsbund fester und inniger zu schließen. „Wir Beide," ließ er ihm sagen, „beherrschen die Welt, nehmen Sie den Osten, ich den Westen!" und er bat ihn nach Erfurt zu kommen, im Herzen Europa's die Länder zu theilen, und über die Macht der Kronen unter ihnen zu entscheiden.

Alexander nahm die Einladung an. Nachdem er seinem Königlichen Freunde von Preußen das Wort gegeben, für ihn bei dem Gewaltigen zu reden, reiste er über Bromberg nach dem Ort des Kongresses.

In dieser Stadt empfing ihn der Herzog von Montebello, der im Namen seines Kaisers den Czaren begrüßen und ihn nach Erfurt geleiten sollte.

Am 27. September 1808 war Napoleon bereits eingetroffen; der König von Sachsen empfing ihn auf der Treppe des Palastes; andern Tages fuhr er dem Czaren entgegen, als dieser ihm nahe, stieg er aus, Alexander vom Pferde — und beide Kaiser umarmten sich. Die Glocken läuteten, die Garden präsentirten das Gewehr und unter dem Donner der Geschütze ritten die beiden Herrscher, der Großfürst Konstantin zur Seite Alexander's, in die Stadt.

Des Abends war die Stadt erleuchtet, und großes Hoftheater. Man gab den Oedipp.

Als Philoktet die Worte sagte: „Die Freundschaft eines großen Mannes ist Wohlthat der Götter," neigte sich Alexander zu Napoleon und flüsterte: „Ich rechne auf die Ihrige" — der Korse drückte ihm die Hand und verbeugte sich tief.

Am andern Tage, des Morgens, waren die Audienzzimmer des Kaisers von Frankreich geöffnet. In diesen Stunden, die man les grandes entrées nannte, hatte ein Jeder Zutritt. Bitten und Gesuche, Ideen und Pläne, Kunstsachen und Gemälde, Alles was der Kaiser gewähren, sehen oder hören sollte, wurde hier vorgebracht.

Ein Franzose wurde dem Imperator vorgestellt er hatte Medaillen angefertigt und kam, sie dem Kaiser vorzulegen.

Napoleon besah eine nach der andern, da fand er die Medaille von Austerlitz. Allerhand Zierrathen und Inschriften schmückten das Gepräge.

„Fort damit," rief er, „setzt meinen Adler auf die eine, die von Oesterreich und Rußland auf die andere Seite; man wird den Sieger schon zu unterscheiden wissen;" weiter suchte er unter den Münzen, und sah eine, wo der französische Adler den Leoparden Englands in den Klauen hielt. „Niedriger Schmeichler," donnerte er den bestürzten Künstler an, und warf die Medaille heftig auf den Boden, „noch muß sich mein Adler vor dem Rachen des Leoparden

flüchten, fort damit!" und zornig drehte er dem Unglücklichen den Rücken.

Gleich darauf brachte ihm ein junger Dichter seine erste Ode, es war ein Lobgesang auf den Bezwinger der Welt; reich beschenkt wurde er entlassen.

Ein Marschall meldete dem Kaiser, daß Herr von Göthe seines Befehles gewärtig sei.

Der Dichter wurde vorgestellt.

„Ich habe Sie herbeschieden," redete ihn Napoleon an, „ich will Sie kennen lernen."

Der Hofmann verbeugte sich tief.

„Sie haben," fuhr Napoleon fort, „den Werther geschrieben, hat viel Epoche gemacht, kenne auch Ihre andern Sachen, Sie gefallen mir, kommen Sie nach Paris, dies hier ist keine Welt für Sie."

„Sire," entgegnete der Dichter, sich verneigend, „ich würde mich glücklich schätzen, wenn mir solche Hilfsquellen, wie sie Paris bietet, zu Gebote ständen."

Mit Wohlgefallen betrachtete Napoleon den großen Mann; er schätzte überhaupt die Gelehrten und Poeten wie jedes Talent, zog sie in seine Nähe und sie waren es, denen er oft seine innersten Gedanken mittheilte.

Göthe war ein großer, etwas starker Mann, und hatte eher das Aussehen eines Kreissyndikus als das eines Poeten und Hofmanns; in dem Blick

der braunen Augen lag viel Geist aber nicht das verzehrende Feuer, das Schiller so charakterisirte, die Stirne war ungewöhnlich hoch und schön, der Mund klein, hübsch und außerordentlicher Biegungen fähig, das Gesicht voll, die Backen etwas hängend, der Teint männlich gebräunt, das Haar etwas heller, kurz man konnte ihn für einen Kriegsrath, Minister, Virtuosen, Berliner halten, für Alles — nur nicht für einen Gelehrten.

Propheten rechts, Propheten links
Das Weltkind in der Mitten!

sagt er von sich, und das Weltkind, d. h. den Hofmann hörte man ihm auf der Stelle an. Gentz sagt von ihm, er habe zwei Naturen, in ihm stecke für's erste der Mephistopheles, — aber kein pikanter und zweitens das allmächtige Dichtergenie. So gab er sich auch überall. Dichter zu Hause, fehlte wenig am Mephistopheles, wenn man seine eig'ne Lebensbeschreibung nachschlägt.

„Wie schmählich hat man," fuhr Napoleon fort, „den Cäsar behandelt, selbst Shakespeare's Auffassung gefällt mir nicht. Sie müssen einen Cäsar schreiben, Sie das Leben der Römer herausgeben!"

Ob wohl der Kaiser sich selbst gemeint, als er von Cäsar sprach? oft hatte er sich in den Charakter des Römers gedacht und er hatte ja den Geist der Imperatoren geerbt!

Noch lange währte die Unterhaltung, plötzlich

fragte der Kaiser: „á propos, — sind Sie verheirathet?“

„Ja Sire.“

Göthe war es nicht, aber er wußte, wie streng Napoleon über die ehelichen Verhältnisse dachte; die Fama erzählt, daß es diese Stunde gewesen, die Göthe vermochte, seine ehemalige Wirthschafterin zu heirathen. —

Feste und Jagden wechselten sich ab, den hohen Herrschaften in Erfurt die Zeit zu verkürzen; auf jede Weise suchte Napoleon Alexander's Freundschaft immer mehr zu gewinnen.

Welch' harten Stand hatte dort unter den Gefeierten der Vertreter Preußen's, Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs!

Der Rang der anwesenden Fürsten wurde nach der Zeit festgestellt, in der sie sich dem Rheinbunde angeschlossen, weit hinter Baiern und Sachsen stand der Mann, der das Reich Friedrich des Großen vertrat, und nur die Würde, mit der er sich benahm, milderte das Schmerzliche, das der Anblick für ein Preußisches Herz hatte!

Der Kongreß ging seinem Ende entgegen — man bestätigte den Frieden von Tilsit, und nichts verbesserte die traurige Lage der Preußischen Monarchie!

Napoleon kehrte nach Paris zurück. Schlimme

Nachrichten riefen ihn von dort nach Spanien — der Czar kehrte wieder um nach dem fernen Nord, und ihm folgte Preußen's Genius, der Minister von Stein.

Die Kaiser schieden von einander als Freunde; nie haben sie einander wieder gesehen, denn blutige Schlachtfelder und das flammende Moskau sollte sie auf ewig trennen.

Nachdem endlich am 3. Dezember 1808 die letzten französischen Truppen Berlin geräumt hatten, kehrte das Königliche Paar von Preußen dorthin zurück.

Es war am 23., einem schönen Wintertage, als die Straßen Berlin's gefüllt von denen waren, die ihren König und ihre Königin erwarteten. Vom Bernauer Thore bis zum Schlosse bildete Militair und Bürgergarde ein langes Spalier; alles Volk drängte hinzu, Jubelruf erfüllte die Lüfte und das Geläute der Glocken jauchzte ihnen entgegen.

Da ritt er über die lange Brücke in der Uniform seiner Garde auf einem braunen Roß; die hohe königliche Gestalt in ernster, männlicher Haltung, schwere Sorge auf der gefalteten Stirn, aber das Auge in tiefer Rührung, wenn er den Jubelschrei seines treuen Volkes vernimmt, das ihn, thränenden Blickes, willkommen heißt. Auf allen Dächern und von allen Fenstern schwenken sie die Tücher, „Dir

bleibt," — klopfte sein Herz — „trotz allem Unglück die Liebe des Volkes."

Und dahin ritt er, der hohe Mann, zum Schlosse seiner Ahnen in der Majestät des Unglücks, das ihn nicht gebrochen!

Die Königin folgte in einem Wagen — ihr Auge ruhte in stolzer Hoffnung bald auf dem Volke, bald auf dem königlichen Reiter, und mit dem Volke schwenkte sie ihr thränenfeuchtes Tuch — der Jubel nahm kein Ende, — Alles stürzte hinzu, sie zu begrüßen, seine Stimme unter die Tausende zu mischen, die die Luft mit ihrem Jauchzen erfüllten.

Dem Wagen der Königin folgten die Generale zu Pferd, ganz zuletzt ein einsamer Reiter, todtenbleich und ernsten, verschlossenen Blickes. Die schlanke, etwas hagere Figur ein wenig nach vorn geneigt, verbirgt er die stillen, edlen Züge; das große, schöne, blaue Auge ist halb geschlossen; sinnend folgt er dem langen Zuge, im Schlosse steigt er ab und naht sich dem Zimmer des Königs.

„Treten Sie ein, Scharnhorst!" rief Friedrich Wilhelm — und Beide saßen dort am grünen Tische, große Pläne brütend für die Zukunft, — Scharnhost hatte einen unsterblichen Gedanken!

Rührend war das Wiedersehen der Königin mit dem Herzog, ihrem Vater, der sie in ihrem Palais bei dem Aussteigen aus dem Wagen empfing, der

Augenblick, wie sie von ihren Kindern umgeben ihm die Hand küßte und er sie in seine Arme schloß! In den Zügen der Königin und in ihren schönen Augen lag ein Ausdruck von kindlicher Liebe und Hingebung, der wirklich etwas Himmlisches hatte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Er soll erstatten mir jedweden Ruhm,
— — — — — — — — — — —
Sonst reiß' ich ihm die Rechnung aus dem Herzen!"
Shakespeare.

Ward beim Balladensang der Heimath groß,
Im Dulden stark, war seine Brust dem Hoffen
Und Allem, nur nicht der Verzweiflung offen!
Byron.

Etwas vom alten Hellasgeiste ließ
Zu Zeiten ihm die Brust heroisch schlagen,
Gleich dem Gefühl, daß zu dem gold'nen Vließ
Die Ahnen trieb in jenen Kolchertagen.
Byron.

Kehren wir nach Spanien zurück. In einer kleinen Villa am Abhang des Guadarama lebte der alte Don Riveira de Garsa einsam mit seiner achtzehnjährigen Tochter, der schwarzäugigen Donna Elvira. Seit die Unruhen in Madrid ausgebrochen, war er hieher gezogen; in einem Umkreise von zwei Meilen gehörte fast alles Land zu seinen Gütern, deren Bewohner

ihm ergeben waren und sein Wort als Orakel aufnahmen. Kaum erfuhr man die Ankunft des Edlen, als auch das Volk herzuströmte, von ihm Waffen und Munition zu erbitten, um den verhaßten Feind aus dem Lande zu schlagen. Der Greis gab die Schlüssel zu seinen Waffenkammern und Vorräthen an den jungen Don Alvarez, der seit einem Jahr mit seiner Tochter verlobt, schon als Herr auf den Gütern des Alten herrschte; er stellte sich an die Spitze der Leute, rüstete sie aus und sollte Morgen die neugebildete Truppe dem General Palafox zuführen.

Der Abend streute sein Gold über das duftige Grün der Maulbeere und der dunkeln Olive in der Huerta des Don's, als Elvira in der schattigen Laube ihres Verlobten harrte. Wie alle Spanierinnen, hatte sie keine regelmäßigen Züge, aber das üppige, glänzende Haar fiel in dunklen, duftigen Locken über die gebräunte Schulter herab; überkeck war der Blick des tiefschwarzen, brennenden Auges, leise gedämpft durch einen Zug sanfter Melancholie. Die Haltung der schlanken Gestalt war überaus graziös in allen Bewegungen und die schwarze Mantilla, leicht über die Schulter geworfen, gab dem dunklen Schatten, wie er in den Myrthengebüschen verschwand, etwas Poetisches und Romantisches.

Der Geliebte kam — doch nicht allein.

„Ich bringe einen Freund," rief er der Braut entgegen, „einen Flüchtling."

„Wen Du bringst, der ist willkommen,“ flüsterte Elvira, den fremden Jüngling betrachtend, „bei uns,“ redete sie ihn an, „sind Sie sicher wie in Ihres Vaters Haus.“

Nun erst begrüßten sich die Verlobten, Arm in Arm schritten sie durch den weiten Park der Villa zu, und Somberg, er war der Flüchtling, mußte der Donna erzählen, wie er hieher gekommen.

„Höre ihn,“ sagte Alvarez, „und dann urtheile ob ich noch länger in Deinen Armen weilen darf!“

Somberg erzählte, daß er unter Cuerta gefochten, „dreitausend Mann hatten wir,“ sagte er, „mit Büchsen, Sensen und Lanzen bewaffnet; zwei Bataillone Franzosen rückten gegen Leon vor, es kam zur Schlacht, wüthend — denn Tags vorher hatten wir zwei unserer Leute erhängt gefunden, weil sie unsern Stand dem Feinde nicht verrathen wollten — stürzten die Labradores auf den Franzosen, das Schwert in der Hand, den Dolch im Gürtel stürmte die Masse den Kolonnen entgegen, kaum erblickten sie den Feind, so schwand jede Ordnung, alles Zurufen der Führer war umsonst, wie Tiger sprangen sie von den Bergen herab ihre Beute zu erhaschen. Der Feind regte sich nicht — kaum waren wir auf fünfzig Schritt heran, als auch schon eine Salve hundert unserer besten Leute zu Boden streckte. Schäumend vor Wuth drangen die Andern vor; kaltblütig gab der Feind Salve auf Salve, und was wir zitternd vorher-

gesehen," seufzte Somberg, „das geschah; fast ohne Verlust warf der Franzose unsere dreitausend Mann; kaum dreihundert entrannen dem Blutbade, die Gefangenen metzelte er nieder, die Todten wurden verstümmelt — Leon ist in der Hand des Feindes! — Ich entkam," schloß Somberg, „mit Wenigen hieher, überall siegt der Franzose über die regellosen Massen. Vives ist in Catalonien, Blake in Arturien geschlagen, wenn uns Gott nicht hilft, giebt es in drei Wochen kein Spanien mehr!"

Elvira's Wange erblich, krampfhaft faßte sie an den Griff eines kleinen Dolches, den sie im Gürtel trug, als Somberg von der Niederlage sprach, ihre Brust wogte und der ganze Körper bebte vor Zorn. Alvarez umschlang sie und drückte einen Kuß auf die farblosen Lippen, „es giebt noch Männer in Spanien," flüsterte er, „sei getrost Elvira!"

Die Drei traten in das Haus. Der alte Riveira drückte die Hand des Fremdlings und hieß ihn willkommen, doch als er erfuhr, daß Somberg ein Deutscher sei und in den Reihen Cuesta's gefochten, umarmte er ihn und nannte ihn Sohn. — Keine Thräne floß, als er das Unglück der Seinen vernahm, er schüttelte das graue Haupt, und Alvarez' Hand ergreifend, sagte er, „das Unglück beugt uns, aber es wird uns nicht erdrücken! — Geht Kinder und fechtet für das Vaterland, der Gott Spaniens ist noch der alte, seid brav!"

Am andern Morgen verließen beide Freunde die Villa, dreihundert Spanier folgten ihnen, das Heer des Generalkapitains zu verstärken. Elvira hatte nicht geweint, doch sie küßte das Schwert des Geliebten und hing ihm ein Medaillon mit ihren Haaren um den Hals, „ich werde für Dich beten," rief sie ihm nach und schwenkte das Tuch, als er im Nebel verschwand über die fernen Berge des Guadarama.

Monate vergingen — die Kunde vom Siege bei Baylen kam zum alten Riveira, 14,000 Franzosen unter dem General Dupont mußten sich den Spaniern ergeben, es hieß, daß Joseph Napoleon aus Madrid geflüchtet und die Französische Armee bis hinter den Ebro gedrängt sei, jede Nachricht machte den Tag zu einem Feste in dem Hause des alten Spanier's. Immer mehr änderte sich das Schicksal zu Gunsten des Landes. Portugal hatte sich erhoben, der englische Feldherr Arthur Wellesley rückte ein und schlug den Marschall Lunot bei Vinceira. Der Marquis de la Romana, der mit Spanischen Truppen in Dänemark stand, fiel ab von dem Französischen Heere und eroberte mit Englands Hilfe die Festung Nyborg, wodurch es ihm gelang sich nach seinem Vaterlande einzuschiffen.

Endlich, im Oktober rückte ein Englisches Heer unter John Moore in Spanien ein. So standen die Verhältnisse, als der Kaiser Napoleon sich persönlich

nach dem Kriegsschauplatze begab, die ihm entrissene Eroberung wieder zu gewinnen.

Augenblicklich vom Feinde nicht bedroht, erhielten Alvarez und Somberg Erlaubniß, den alten Riveira auf einige Tage zu besuchen.

Es war am frühen Morgen, als beide Freunde das Lager verließen. Die Rosse griffen aus durch die weite Ebene, nur wenige Stunden und die alten Berge lagen vor ihren Augen da; noch vom Nebel des Oktobertages umflossen, erglänzten die eisigen Gipfel in dem Frühroth der glühenden Sonne Spaniens, und das üppige Grün der Wälder, das Laub der Orangen und Myrthen funkelte von tausend Edelsteinen; duftig unter dem Morgenthau erwachten die Blüthen und schlossen ihre Kelche auf, die Vögel sangen und der wolkenlose Himmel prangte, den Nebelschleier herabwerfend, im reinsten Azurblau. „Wie schön, wie herrlich ist das Land,“ rief Somberg aus, von dem Anblick entzückt, „hier können nur freie Menschen wohnen, die Berge tragen keine Ketten!“

„Sieh hier die Säule,“ und Alvarez zeigte dem Freunde ein verfallenes Mauerwerk, dessen verwitterter Kalk schon viele Jahrhunderte gesehen. „Vor tausend Jahren errichtete der Römer dies Zeichen seines Triumphes; dort die Kirche mit den Thürmen, die Du hinter den Kastanien schimmern siehst, haben die Gothen erbaut, rechts davon der alte, verwittert Thurm: von seinen Zinnen hat der halbe Mond

geglänzt und von ihm des Arabers Auge nach dem besiegten Spanien gespäht. Römer, Gothen, Araber sind dahin; der Mann, der im Guadarama hauste, als ihn der Feind aus seinen Hütten vertrieben, er hat Kastilien wieder und die Krone von Leon und Granada, kein Napoleon wird sie ihm vom Haupte reißen, so lange noch ein Spanier lebt und ein Arm noch schlagen kann!"

Somberg seufzte; er dachte an sein Vaterland, „wenn," rief er, „wirst Du Dich, Deutschland, erheben wie ein Mann und für Deine Erde fechten wie Spanien für seine Berge! aber Du bist kein Volk, bist keine Nation, „der Wolf bricht in Deine Heerden ein und Deine Hirten zanken sich um eine Hand voll Wolle!""

„Laß gut sein Freund," tröstete Alvarez, „auch Deutschland wird sich erheben; Euer Charakter ist anders wie der des Spaniers. Beleidigter Stolz ruft uns zur Rache, wir zücken den Dolch und stoßen ihn dem Feinde in's Herz, dann aber werfen wir ihn weg und denken nicht, daß ein Anderer kommen könnte; Ihr tragt das Schwert geschliffen in der Hand und wähnet euch sicher, der Feind kommt in der Nacht, er überrumpelt Euch, und erst wenn ihr euch langsam vom Schreck erholet, braucht ihr das Schwert und überwältigt den Sieger. Deutschland, glaube mir's, wird erwachen und seinen Feind sicherer bewältigen als wir, denn es fürchtet ihn!"

„Sollte Spanien nicht gelernt haben ihn zu fürchten?“ lächelte Somberg, den Stolz in der Rede seines Freundes bemerkend.

„Nein; der Spanier,“ antwortete Alvarez, „kennt keine Furcht. Nenn' es Stolz, nenn' es Dünkel, aber er kennt sie nicht. Jedes Haus, jeder Thurm hat seine Inschrift, sein Wappenschild, seine Geschichte; als Kind schon lernt der Spanier die Hymne, die der Barde seinen Ahnen gesungen, er wächst auf unter den Ruinen seiner gewaltigen Vorzeit, und jeden Einzelnen durchglüht der ritterliche Geist der Maurensieger; wie Philipp trägt er den stolzen Nacken ungebeugt und sein Auge sieht Niemand vor dem es sich senken möchte. Napoleon ist nicht der Feind der Nation, nein, er ist der Todfeind jedes Spanier's, unsere Truppen werden ihn nicht besiegen, aber die Guerilla's werden ihn niedermetzeln!“

„Dort vor dem Muttergottesbilde betet Niemand um Sieg, Alle schwören Rache und flehen zu Gott, daß er ihr Gelübde erhöre!“

Wenige Stunden nnd beide Freunde hatten die Villa erreicht. Elvira flog an die Brust des Geliebten. „Sieger,“ rief sie und schaute trunkenen Auges auf die hohe Gestalt ihres Verlobten, dann, noch an seiner Brust ruhend, reichte sie Somberg die Hand. „Bruder meines Gemahls, Du bist willkommen!“ Der alte Riveira umarmte Beide, „Sie sind kein Fremdling mehr in Spanien,“ sagte er zu

Somberg, „was meinen Kindern gehört, ist auch Ihr Gut. — Don Riveira giebt Dir seinen Namen, Deutscher!“ rief er, die Hand auf Somberg's Schulter legend, „Du hast für Spanien gefochten, jeder Spanier ist Dein Bruder und er theilt mit Dir sein Brod und seinen Wein, willkommen!“

„Don Eugenio,“ so nannten die Spanier unsern Helden, drückte die Hand des biederen Alten und die Stunden, welche er mit seinem Freunde dort in der Villa verlebte, waren seit langer Zeit die ersten, in denen er vergaß, daß er aus dem Vaterlande flüchtig, ohne Heimath umherirrte, er hatte sich eine Neue erworben, und hätte nicht ein deutsches Mädchen in seinen Träumen gelebt und ein Preußisch Herz in seiner Brust geschlagen, er wäre glücklich gewesen! doch so —

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Hispania lieblich, hohe, romant'sche Schöne
Wo ist die Fahne, die Pelagius trug,
Als Cava's Vater die Verräthersöhne
Aufrief und gothisch Edelvolk erschlug?
Byron.

— Triff! — tief wie mein Fluch
Triff! und nur ein Mal!
Byron.

Es war im November 1808. Der Kaiser Napoleon residirte im Erzbischöflichen Palais zu Burgos. In den unteren Gemächern war ein Theil der Garde einquartiert. Wachtfeuer, unterhalten mit dem Holze kostbarer Guitarren, Mandolinen u. s. w. brannten auf den Heerden, darüber briet der Soldat seinen, aus einem Klosterkeller geraubten Rehbock oder eine mächtige Merinokeule, während die Kameraden in den prächtigen, mit rothem Sammt und Gold besetzten Lehnstühlen dasaßen, gemüthlich ihre Pfeife rauchten und von ihren Kriegsthaten plauderten.

Ein Adjutant schritt in das Zimmer des Kaisers

„die Spanier haben,“ meldete er, „den Paß von Sommo Sierra verschanzt; ihn zu nehmen ist unmöglich — nach Aussage der Kundschafter.“

„Sire,“ wand ein Marschall ein, „das Gebirge ist dort zu steil, auf dem Gipfel hat der Feind sich verschanzt und mit wenigen Kanonen kann er sich dort gegen Hunderttausenden halten, denn er beherrscht die ganze Straße; wozu der Blutverlust! Der Weg nach Madrid ist uns offen!“

„Nein,“ antwortete Napoleon, „ich werde die Redouten stürmen, ich muß den Zauber brechen; die Spanier glauben sich sicher auf den Bergen — ich werde die Berge nehmen und dann Madrid!“

Am andern Morgen brach die Armee auf, den 29. Abends erreichten sie Bascequillas, ein Dorf, drei Stunden von Sommo Sierra. Die Nacht war kalt und feucht. In einer Scheune ruhten die Marschälle und das Gefolge des Kaisers. Um drei Uhr Morgens verließ Napoleon sein Zelt; gehüllt in einen Pelz, den ihm Kaiser Alexander geschenkt, trat er an die Wachtfeuer seiner Garden — Alles schlummerte — der Kaiser schritt auf eine Anhöhe und sein Auge sah hinauf zu den dunklen Höhen des Guadarama, dort oben stand der Feind — wie der Adler aus seinem Neste hohnlachte der Spanier jener Häuflein dort unten — wenn auch zehnmal stärker als er, nur die Schwingen des königlichen Vogels hätten ihn hinauftragen können zu der Felsenkuppe der Sierra,

vertheidigt durch dreitausend Patrioten unter Don Juan Lar Benito!

Langsam rückten die Garden vor, alle Wege waren zerstört, um acht Uhr Morgens ist der Kaiser am Fuße des Guadarama. Dreimal geschlungen führte der schmale Weg hinauf zu den feindlichen Batterien; Büchsenschützen standen hinter den Bäumen zu beiden Seiten des Passes. Gewisser Tod erwartete Jeden, der sich nahte. Napoleon befahl die Polnischen Lanzenreiter vor die Front, eine Escadron machte die Attaque!"

Vorn über die Hälse legten sich die Reiter, den Sporn in die Weichen des schäumenden Thieres, und hinan ging es gegen die Batterie.

„Feuer!" donnerte von Oben das Kommando. Mann und Roß brach zusammen.

Ueber sie hinweg, ventre à terre stürmte das ganze Regiment mit ihnen die chevaux legers, in einem Moment, noch ehe der Feind die Lunte ergriffen, waren die Reiter in seinem Nacken, der Polnischen Säbel hoch, ein „vive l'empereur!" und die Batterie war genommen. Betäubt, niedergedonnert sah der Spanier die siegestrunkenen Reiter vor sich, ein Augenblick und in wilder Hast flohen die Dreitausend vor dem herzzerreißenden Siegesruf des unaufhaltsamen Feindes!

Die Sommo Sierra war genommen; fast ohne Schwertschlag erreichte der Kaiser am 1. Dezember Madrid. Nach kurzem Bombardement ergab sich die

stolze Stadt und der knirschende Spanier zertrümmerte seine Waffen an den alten Mauern seiner Königsburg.

Ohne Schonung verfuhr der Sieger gegen die Urheber der Erhebung, doch bald sah man, daß hiedurch das Volk nur immer mehr erbittert wurde, Amnestie wurde erlassen und Dekrete auf Dekrete forderten die Nation auf, der französischen Regierung zu vertrauen. Es half weder Güte noch Strenge. Der Spanier blieb Spanier, Madrid war ihm nicht mehr die Königstadt von der aus man einst Flandern und Deutschland Gesetze diktirte: jetzt war es nur eine Häusermasse in den Händen der Feinde.

Die Guerilla's erhoben sich überall; unter La Romana, Odonnel, Morillo und wie die Führer alle hießen, focht jedes Dorf, jede Stadt um ihre Freiheit — das alte Gothenland erdröhnte von den Massen der Streiter; Engländer, Portugiesen, Deutsche, Franzosen, Polen, Italiener, Alles focht gegen oder für Spanien, sie selbst trugen das blutrothe Zeichen, die Farbe Ferdinands über der Stirne, kein Franzose hat es gesehen ohne zu zittern.

Von Madrid aus ging Napoleon den Engländern entgegen, die sich jedoch vor dem Gefürchteten zurückzogen; es war am Tage vor Weihnachten als die Armee des Kaisers die Höhen der Guadamara erstieg.

Es war fürchterlich kalt, ein Schneegestöber verhüllte die Berge und machte den von Abgründen und

Schluchten zerrissenen Kamm des Gebirges unsicher für den Wanderer.

Die Bauern, als sie die Truppenmasse vorüberzieh'n sahen, raunten einander zu „der Schnee wird sie begraben, die Mutter Gottes hat ihnen den Kopf verdreht, Muerte à los Franceses!" — eine Schaar gelber Dragoner von Numantia stürzte aus dem Hinterhalte hervor und metzelte unter dem Nachtrapp, als die Husaren Napoleon's anlangten waren die Dragoner verschwunden, aber hundert verstümmelte Leichen bedeckten das blutige Feld.

Weiter ging es, den Guadamara hinauf, der Zug konnte nicht weiter, in Schnee und Eis war der Weg verschwunden und den Führern traute man nicht.

Napoleon befiehlt den Jägern abzusitzen, eine Kolonne zu bilden, — er selbst ging zu Fuß ihnen voran.

Hinter einem Felsblock standen zwei Männer tief in den Mantel gehüllt, Jeder hatte eine Büchse in der Hand, das Auge spähte nach dem Kaiser, der heraufzog, vom Glück getragen, Spaniens Freiheit zu vernichten.

„Eugenio," flüsterte Alvarez, „schau hin, da kommt er, ich räche mich für Sommo Sierra."

„Sein Haupt ist nicht gesalbt, er ist ein Mörder und ein Ehrenräuber," murrte Somberg, „schieß ihn nieder."

Der Zug kam näher. Beide sahen in das Auge ihres Feindes, da schritt er einher, der einfache Mann, der die Welt überwunden.

Alvarez legte die Büchse auf ihn an.

„Halt," rief Somberg, „laß — laß, kein Mord."

„Nicht Mord, Gott richtet ihn."

Somberg riß ihm die Büchse herunter, „nein, nein," rief er, „er darf nicht sterben."

Der Anblick des Kaisers — Somberg hatte ihn nie gesehen — riß den Jüngling fort; so dachte er sich den Besieger Preußens nicht, Bewunderung und Haß kämpften in seiner Brust, „den kann man nicht morden," rief er aus, und zog den Freund zurück.

„Verräther," donnerte Alvarez, „laß mich, oder—"

Wüthend riß er sich los und erhob die Büchse zum dritten Mal.

„Alvarez halt ein! er hat uns die Ehre geraubt, er muß sie wieder geben!"

Der Spanier horchte auf.

„Wenn er stirbt, so bleiben wir entehrt, ja," rief Somberg, „er muß von uns besiegt werden, wir müssen ihm die Krone vom Kopfe reißen, dann erst darf er sterben!"

Stumm sah Alvarez auf seinen Freund, dann warf er einen Blick glühenden Hasses auf den Kaiser, nahm die Büchse in den Arm und flüsterte: „Freund, Du hast Recht, erst den Fuß auf seinen Nacken und dann ihm den Dolch in's Herz!"

Zehn Tage darauf verließ Napoleon Spanien, er fürchtete die Wuth des Volkes!

„Rache für den Mord,“ ging es durch die Reihen der Franzosen, als sie über die Sierra kamen, dort wo die Dragoner sie überfallen. Das Dorf wurde angesteckt, eine Horde trunkener Krieger drang in die Villa des Don's.

Am späten Abend suchten Alvarez und Somberg vergebens das Haus des alten Spaniers, ein Schutthaufen war Alles, was sie fanden.

Wenige Schritte davon, in einem Bauernhause saß der Greis bei der Leiche seiner Tochter. Elvira hatte den Dolch gegen ihre eig'ne Brust gezückt um ihre Ehre zu schützen.

Keine Thräne hatte Riveira für den Schmerz, kein Wort für den unglücklichen Alvarez. Er bemerkte kaum das Eintreten der Freunde, sein Auge haftete stier auf den bleichen Zügen des Lieblings, der Freude seiner alten Tage.

Alvarez übersah Alles mit einem Blick. Thränen strömten ihm aus den Augen, tief athmete seine Brust, das Blut kochte. Plötzlich warf er sich auf die Kniee, bedeckte die Geliebte mit Küssen, drückte die kalte Hand und weinte laut wie ein Kind. Aber nicht lange währte dieser Paroxysmus des Schmerzes, and're Gefühle drängten ihn in's innerste Herz zurück. Er sah auf, sein Blick fiel auf den Alten und maß das ganze unermeßliche Elend.

„Lebewohl,“ flüsterte er Riveira zu und griff nach der Hand des Vaters.

Der Alte schaute ihn an, wie aus tiefem, düstern Traume erweckt, — einen Moment sah er starr vor sich, dann wieder auf die Leiche, und brach zusammen.

Er schlug das Auge nicht wieder auf, eine Ader war ihm in der Brust gesprungen.

Somberg riß seinen Freund von den Todten, „Rache,“ flüsterte er ihm zu, und Alvarez sprach kein Wort, aber seine Lippe zuckte und die Hand griff nach dem Schwert.

„Ihnen ist wohl,“ dachte er seufzend, „Dir wird auch bald wohler sein!“

Monate vergingen; John Moore fiel siegend bei Corunna, dagegen ward Saragossa nach heldenmäßiger Gegenwehr als Aschenhaufen genommen und Palafox gefangen nach Frankreich gesandt; der Krieg wüthete fort, immer hartnäckiger, immer erbitterter, Wellesley siegte bei Talavera, aber Hungersnoth und Seuchen trieben ihn zurück, Spanien war abermals unterjocht, mit französischen Truppen überschwemmt und Dekrete über Dekrete knechteten das Volk, metzelten die Patrioten nieder: da tauchten von Neuem wieder die Guerillas auf, Murillo, Odonnel, Ballesteros und Andere führten sie hier und dort in Rücken, Flanke und Brust des Feindes, ihn durch Mückenstiche zu ermüden, durch Dolchstöße zu verwunden, ihn wie das Raubthier des Waldes zu Tode zu hetzen.

Spanier, Portugiesen, Engländer, Deutsche, Italiener, Menschen fast aller Nationen kämpften hier im alten Gothenreich gegen den einzigen Feind, der Bruder gegen Bruder schleppte um Beide zu knechten.

Es war an einem schönen Herbstmorgen des Jahres 1809. Da lag, von Nebel umflossen, das heitere Segovia wie eine Blume in grüner Trift. Eine halbe Stunde davon, auf der Höhe steht eine verfallene Römersäule, umgeben vom duftigen Grün der Maulbeeren und dunklen Oliven.

Ein gelles Pfeifen erschallt.

Und rege wird es plötzlich im Laub, Waffen klirren, eine Schaar Guerilla's erhebt sich vom Boden. Gedrungene, kräftige Gestalten, braunes Antlitz, edle stark ausgeprägte Züge, schwarzes Haar, das dunkle Auge voll südlichen Feuers, so Einer wie der Andere, in der Haltung Grazie und Nationalstolz, bewegen sie sich langsam und vorsichtig heran, eine Truppe echter, begeisterter Krieger. Von allen Seiten strömt es herzu, dort naht eine Abtheilung Deutscher, sie hat man hieher geschleppt, im fremden Lande für den Ehrgeiz dessen zu fechten, der ihren Fürsten verjagt, der ihnen ihr Vaterland nahm — jetzt sind sie von der Fahne desertirt. Gefangenschaft heißt Tod, aber sie wollen sterben oder siegen. An ihrer Spitze stehen Preußische Offiziere; auf Napoleon's Befehl war ein großer Theil der Armee entlassen, im fremden Kriegsdienst suchten sie die Scharte von Jena auszuwetzen.

Die Schaaren ordneten sich geräuschlos; ein hoher, stattlicher Jüngling — wir erkennen in dem düstern, durch eine Narbe entstellten Antlitz kaum den feurigen Alvarez wieder — schien der Befehlshaber zu sein, er ließ die Truppen seitwärts führen und stieg, blos von Somberg begleitet, auf den nahen Hügel.

Beide Freunde hatten in Englischen Reihen gefochten, doch zu langsam, zu kalt erschien dem Spanier die Kriegführung Wellesley's für seinen Nachedurst, er wollte morden, schwelgen im Blut des Feindes, rasch und heiß den Stahl zücken, nicht ruhig, Schritt für Schritt fechten: darum sammelte er eine Guerillabande, durchzog das Land und der Spanier wurde überall dem Franken zum Verräther, bald hier bald dort überfiel er einzelne Haufen, Nachzügler oder kleinere Abtheilungen, Pardon wurde nicht gegeben und bald eilte ein Schreckensruf vor ihm her, welcher die Wange des Feindes erbleichen machte. Somberg hatte sich nicht von ihm trennen mögen, ihm galt es gleich wo er das Schwert gebrauchte, wo er sein Leben blos stellte, die Erinnerung blieb ihm überall, der Freundschaft folgte er nach.

„Eugenio," sagte Alvarez, als sie auf den Gipfel der Anhöhe standen und auf die noch schlummernde Stadt geblickt, deren Thore nur einzelne Französische Posten bewachten, „Eugenio, wir werden heute einen heißen Tag haben und es wird mein Letzter sein!"

Somberg lächelte verwundert.

„Meine Ahnung trügt mich nie!" fuhr Alvarez fort, „hörst Du die Trommel, es wird Alarm geschlagen, uns're Spione sind vortrefflich, es rückt eine Abtheilung gegen Murillo vor, doch bei St. Jago und Sta. Maria sie sollen hier Arbeit finden, ein Blutstreifen soll den Weg bezeichnen, der sie in den Rücken unsers Freundes führt; — Eugenio, wenn ich gefallen bin, so trittst Du in meine Rechte als Befehlshaber, räche meinen Tod, wie ich es für Elvira gethan!"

„Freund," entgegnete unser Held erstaunt, „ich habe Dich nie so gesehen, wenn ich Dein Herz nicht kennte würde ich an Dir zweifeln."

„Glaubst Du ich zittere? Da ist meine Hand, fühle wie der Puls schlägt und wenn das Blut rascher klopft, so ist es doch nur Freudejubel; ich falle gern, wenn's nur Fränkisch Blei ist oder Fränkisch Eisen, das mich trifft, auf daß auch mein Blut über sie kommt, mein Blut auf Spanischer Erde dampft und gen Himmel um Rache schreit! — Für mich ist hienieden doch kein Glück mehr!"

„St, sieh' doch," und Somberg zeigte dem Freunde, wie ein langer, glänzender Streifen sich durch den Nebel schlängelte, von den Thoren Segovia's her, auf dem Wege nach dem Gehölz."

„Drauf, drauf!" schrie Alvarez, „zur Rache!"

Somberg rieth ihm, mit dem Angriff zu warten und den Feind dann plötzlich zu überfallen.

„Nein, heut' nicht — grad' auf die Stirn soll mein Fluch treffen, in's Gesicht ihm!" und er eilte den Hügel hinab, schwang sich auf den Andalusier und befahl vorzurücken.

Kaum bemerkte der Feind die Guerilla's als er einen Augenblick stutzte. Adjutanten flogen zurück, die Truppe aber setzte ruhig ihren Marsch fort, bis sie auf Schußweite herankam.

Die Deutschen unter Somberg rechts, ein Häuflein Reiter links, er mit der eigentlichen Guerilla in der Mitte als Reserve, ließ Alvarez zum Angriff blasen, den Feind durch die Reiter in die Flanke nehmen und die Deutschen ihn in der Front angreifen.

Mit geübtem Blick hatte er die Schwäche des Feindes bemerkt, „erst würgen, dann ihn nieder in den Staub!" murmelte er düster vor sich hin. Doch es ging zu langsam, der Franke hielt Stand, wich keinen Fuß breit zurück. Da kommandirte er „Vorwärts" und mit Rufe: „Vamos, vamos, muerta à los Franceses!" stürzte der ganze Haufe dem Feinde entgegen. Er wich zurück noch ehe sie ihn erreichten. Hastig, ordnungslos nicht mehr den Führern horchend die Guerilla ihm nach, da schmetterten die Trompeten und ein Regiment Lanciers schwenkte in die linke Flanke der Verfolger ein, das Französische Bataillon ging vor, die Plänkler zogen sich links, ein Moment und die ganze Abtheilung war umzingelt und blutete unter

dem wohlgezielten Pelotonfeuer. Einen Augenblick stutzte der Spanier, im zweiten sah er, daß er verloren, im dritten stürzte er sich auf den Feind. Nur Wenigen, unter diesen Alvarez, gelang es, in die Kolonne zu dringen und in furchtbarem Gemetzel Blut um Blut ihr Leben theuer zu erkaufen. Doch der Kampf währte nicht lange, die Tapferkeit erlag der Uebermacht und was sich durchzuschlagen versuchte fiel den Lanciers in die Hände.

Kaum war der Sieg erfochten, so wurde kurzes Kriegsrecht über die Gefangenen abgehalten. Was zur Guerilla gehörte, ward an den nächsten Baum geknüpft, was Französische Uniformen trug, als Deserteur nach Segovia geführt um erschossen zu werden, endlich die Verwundeten, welche auf der Erde lagen wurden von den wüthenden Soldaten niedergemetzelt, die Leichen verstümmelt.

Da lag Alvarez fast leblos, zwei Bajonnetstiche hatten ihn durchbohrt, doch er zuckte noch. Schon wollte ihm ein Franzose den Rest geben, als man eine Schärpe sah, das Kennzeichen des Anführers. Sofort wurde ein Strick um seinen Hals geschlungen und der edle Jüngling zum schmählichsten Tode geführt!

Somberg sah es, er konnte ihm nicht die Hand drücken, nicht ihn rächen, er war gebunden und harrte von zwei Lanciers bewacht seines Schicksals.

Da er noch die Englische Uniform trug, mußte

das Kriegsrecht erst über ihn aburtheilen. Er wurde zur Stadt gebracht, lag drei Tage im Kerker bei schmutziger Kost, dann führte man ihn in's Verhör.

Des Lebens überdrüssig hielt er es einer Lüge, die ihn retten konnte, nicht werth; offen sagte er aus, daß er ein geborener Preuße, dort wie hier, zuletzt in der Guerilla gegen Frankreich gefochten habe.

Das Kriegsgericht urtheilte auf Tod durch Pulver und Blei. Er sollte zugleich mit vierzig wieder eingefangenen Deserteurs hingerichtet werden.

Stumm hörte Semberg den Spruch, kaum ein Seufzer entfuhr seinen Lippen, er war geistig und körperlich abgestorben, und hätte er einen Wunsch thun dürfen, so war's der, schon heute die Exekution zu vollziehen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Vergebens schweift der Blick nach Oben
Denn Wolken einen sich in Wogen
Und haben Gott dem Blick entzogen.
Byron.

Ein Herz, das selber sich zerfraß,
Doch nie verzieh und nie vergaß —
Das, wenn es eben kaum noch fühlt
Am meisten, tiefsten sich zerwühlt.
Byron.

Wir versetzen den Leser wieder nach Berlin, führen ihn gen Norden, wo dasselbe unheildrohende Gewitter gegen fränkisches Joch heraufzieht, sich aber noch in dumpfer Schwüle kund giebt.

Am 28. April 1808 des Nachmittags erhielt Otten den Befehl, seine Escadron aufsitzen zu lassen, „Schill wolle das Regiment exerciren."

Schon seit geraumer Zeit wußte man in Berlin, daß Schill etwas vor hatte, hier und dort munkelt man, er wolle ausrücken und gegen die Franzosen

zieh'n, Andere lachten darüber, kurz es wußte Niemand etwas Gewisses, selbst die Offiziere ahnten nur daß etwas Besonderes im Werke war.

Preußen seufzte unter französischem Druck, um die ungeheure Kontribution einzubringen, welche Napoleon gefordert hatte, preßte man den letzten Tropfen aus dem schon ohnedies ausgesaugten Lande, das durch die vielen Truppenzüge und den Krieg verarmt und geschwächt war.

Doch es gab keine Aussicht auf Rettung, täglich kamen Siegesbülletins, das Lob des großen Kaisers ausposaunend, täglich wurde sein Uebermuth größer, seine Pläne gewaltiger und sein Auftreten rücksichtsloser.

Kurz hintereinander hörte man die Worte „das Haus Braganza — die Dynastie Bourbon hat aufgehört in Europa zu regieren, Länder und Völker verschenkte er und raubte ihre Trophäen und Kunstwerke, als wollte er mit den Thronen ihre Geschichte und ihren Ruhm vernichten.

Eben so wie den Königen trat er dem Pabst gegenüber; wer kennt nicht den Wortwechsel, wo Napoleon heftig werdend, im Saale der Engelsburg wüthend auf und ab schritt und dem Papst mit der geballten Faust drohte.

„Komödiante," — war das einzige Wort des Greises.

Der Korse ergriff ein Modell der St. Petrikirche

aus Mosaik, schleuderte es zu Boden, daß es in Stücken zersprang, und rief: „wie ich Deine Kirche zertrümmere, werde ich Dich zertrümmern!“

„Tragödiante!“ murmelte der Pabst ruhigen Blicks den Kaiser anschauend.

Da hohnlachte Napoleon des Bannfluchs und von Soldaten wurde der Pabst aus seiner Burg geschleppt.

Wieder erhob sich das alte Habsburg und der Kaiser von Oesterreich erklärte dem Korsen den Krieg.

So standen die Verhältnisse im April 1809.

Ehe Otten dem Befehl nachkam, schlich er in das Zimmer seiner Frau, welche eines leichten Unwohlseins wegen das Bett hütete. Sie schlummerte gerade, doch durch das Oeffnen der Thüre erweckt, fiel ihr erster Blick auf den hereintretenden Gatten.

Seit einem Jahre waren sie verheirathet, doch hatten sie unterdessen schon so Manches durchlebt. Der alte Paulstein war gestorben, der Schlag hatte ihn plötzlich hingerafft, sein Vermögen fiel den Kindern zu, während die Baronin eine Jahresrente bezog, mit der sie ziemlich abgeschlossen lebte und außer ihren Kindern nur einem kleinen vornehmen Kreis getreu blieb, der sich bald bei dem einen, bald bei dem andern Mitgliede zur Theestunde versammelte, um über die traurige Zeit, ihre verlorene Stellung und das gesunkene Preußen zu klagen. Der Franke diktirte Gesetze, er zog allen Glanz, allen Luxus und

alle Geselligkeit an sich; wer nicht niedriger Höfling und Schmeichler der fremden Machthaber sein wollte, mußte behutsam die Thüren schließen, damit kein fremder Spion seinen Seufzer dem Despoten hinterbrachte.

Anna war schon einen Monat früher als Otten und Therese verheirathet. Wie glücklich schwanden die ersten Wochen dahin; Felseck führte sie auf Bälle, in Concerte, stets war er heiter und dachte an nichts, als seiner jungen Frau Vergnügungen zu bereiten. Ihm fehlte das Zartgefühl, welches Andere jetzt Festlichkeiten meiden ließ, welche doch nur veranstaltet wurden, um die Eroberer über die Stimmung des Landes zu täuschen; seit er den Abschied genommen, waren keine Kameraden da, welche ihn zurechtweisen konnten, und Anna war zu vergnügungssüchtig, als daß sie darüber nachgedacht hätte, ob es jetzt auch die Zeit dazu war, diese Lüste zu befriedigen. Sie lebte in einer Art Sinnenrausch, aus dem sie Felseck weislich nicht erweckte, denn er wußte wohl, daß sie sich gewaltsam zur Heiterkeit zwang und daß die Freuden, welche Sinne schufen, das Herz betäubten. Das Herz, das gedachte noch immer eines Mannes, für den es einst geschlagen und noch jetzt klopfte, ob es auch oft dawider sprach und ihn einen Verräther schalt. Somberg's Bild war nicht aus ihrem Innern geschwunden, und ihm galt die Thräne, welche unwillkührlich perlte, als man ihr den Brautkranz auf die Stirn drückte!

Jetzt erst, als sie sich fragte, ob sie den liebte, den sie gewählt, den sie lieben mußte, jetzt erst, wo sie endlich das Herz fragte, da sprach es, da fühlte sie, daß Liebe und Liebe ein And'res, daß in der Brust ein leiser Funken unauslöschlich glühte, mit dem sie gespielt, den sie launenhaft mit einem Lächeln hatte erlöschen wollen. Doch traurige Gedanken, die ein Blick in die Zukunft wach rief, waren ihrem Leichtsinn zu unangenehm, „vergiß ihn, wie er dich vergessen," dachte sie, und reichte Felseck mit leisem Schauern — aber lächelnd die Hand.

Und nun im Strudel des geselligen Lebens war die junge Frau momentan vergnügt, glücklich können wir nicht sagen.

Aber auch dies währte nicht lange. Felseck hatte zu viel gelebt und sein Herz, d. h. bei ihm — seine Lebenslust — war zu alt geworden, als daß eine so wenig pikante Lebensweise, wie die eines Gatten, der seine Frau in Gesellschaft führt, ihm auf längere Zeit ausreichend gewesen wäre. Weinstube und Spieltisch waren bessere Reizmittel für das immer stumpfer werdende Gemüth und wenige Monate nach ihrer Verheirathung, fühlte Anna sich schon nicht mehr glücklich, sondern entsetzlich unglücklich.

Therese war die Einzige, welche ihr jetzt zur Seite stand, bei ihr verlebte sie die einsamen Abende und das Glück der Schwester zeigte ihr noch deutlicher und schmerzlicher, was sie verloren!

Von Somberg wurde in ihrer Gegenwart nicht gesprochen. Therese hatte es ihrem Gemahl mitgetheilt, daß er Anna's Herzen eine Wunde geschlagen, darum mieden sie es Beide das Unglück noch schmerzlicher zu machen. Therese aber gedachte oft mit Otten im Stillen des Freundes, den sie wie eine Schwester, er wie einen Bruder geliebt und an dessen Seite sie Anna so gern glücklich gesehen hätten. —

Doch wir schweifen zu weit ab. Otten, erzählten wir, weckte seine Gemahlin mit der Nachricht, daß er sie plötzlich und vielleicht auf immer verlassen müsse, denn er ahnte, daß Schill nicht ohne Grund ihm gleichzeitig mit dem Befehl den Wink zukommen ließ, disponible Gelder mitzunehmen und seiner Frau ein herzliches Lebewohl zu sagen.

„Ihr exercirt schon wieder!“ fuhr Therese aus dem Schlaf, „Du hättest es mir vorher sagen sollen.“

„Eben kommt der Befehl,“ sagte Otten, ihr einen Kuß auf die Stirn drückend, „und eine Ahnung sagt mir, daß ich Dich längere Zeit nicht sehen werde.“

„Was!“ rief Therese erschrocken, „Ihr rückt doch nicht aus, es ist ja Friede!“

Otten zuckte die Achseln. „Der Befehl lautet zum Exerziren, aber Schill läßt mir sagen, ich solle Geld mitnehmen und Dir Adieu sagen, ich glaube er hat etwas im Sinn.“

„Karl Du erschreckst mich, sage mir die Wahrheit.“

„Weiß ich's? Therese,“ damit reichte er ihr die

Hand, „Therese — sollte es sein, so leb' wohl, Du bist Soldatenfrau und hast ein Preußisch Herz, was Schill thut, ist für's Vaterland, leb' wohl!"

„Geh' mit Gott!" seufzte sie und nach einer langen Umarmung riß er sich los, winkte noch einmal mit der Hand „Adieu," und wenige Minuten darauf sprengte er davon.

Im Nachtgewand eilte Therese an's Fenster und schaute ihm nach, dann faltete sie die Hände und betete.

Draußen vor dem Thor ließ Oberst Ferdinand von Schill sein Regiment zum Kreise schwenken, hielt ihnen eine begeisterte Anrede und sagte, „es sei der Augenblick da, gegen den Feind zu ziehen, der das Vaterland in ein unabsehbares Elend gestürzt und mit Füßen getreten habe." Dabei hielt er eine goldgestickte Brieftasche in die Höhe und rief: „Das ist von unserer Königin Louise, ich will mich des Geschenkes würdig maches, Alles schläft in Fesseln, ich will sie brechen, wollt Ihr mir helfen?"

Die glühende Begeisterung, mit der er sprach, die Berufung auf die allgeliebte, hochverehrte Königin konnte ihre Wirkung nicht verfehlen, Alles schwur ihm in den Tod zu folgen, Niemand dachte dessen, was er zurückließ, „das Vaterland vor Allem!" und ein freudiger, jauchzender Zuruf der Menge zeigte, daß er auf die Männerherzen rechnen durfte.

Schill's Worte: „Besser ein Ende mit Schrecken

als ein Schrecken ohne Ende,“ waren der Funken, welcher jetzt zur hellen Flamme der Begeisterung loderte.

In Preußen war Alles tief gebeugt, man hielt das Unglück, welches Armee und Land betroffen für etwas rein Zufälliges, Vorübergehendes, nicht für eine Schickung in die man sich fügen muß. Zu schwer ruhte die Hand des Korsen auf dem Lande, als daß auch nur Einer daran zweifelte, daß bessere Zeiten kommen müßten, daß einst die Stunde der Erhebung und der Rache schlagen würde. Viele glaubten, es sei jetzt schon der Moment da; feuriges Jugendblut das nicht warten mochte bis der König rief, strömte zu Schill's Fahnen, trotzdem daß das Vaterland sie desavouiren mußte, ja sogar ein Kriegsgericht ihn verurtheilte. Man wußte wohl, daß dies nur gezwungen geschah, jedes patriotische Herz aber für seinen Sieg betete und als nun Schill den Frieden brach und auf eigne Hand Krieg mit dem Weltbezwinger führte, traute man zuerst seinen Ohren nicht, hielt es für Wahnsinn, dann aber, als das Glück dem Verwegenen folgte, war die Begeisterung für ihn um so größer. Jedes Herz klopfte, wo sein Name genannt wurde, Tücher wehten aus den Fenstern, wo sein Korps erschien und während die Jugend zu seinen Fahnen eilte, fand er überall Unterstützung; Waffen, Lebensmittel und Geld wurde ihm zugesandt, er fand überall Aufnahme und das Land spionirte für ihn. Es war

dies nichts Unwesentliches, denn die Rache folgte oft auf dem Fuße, da er von Napoleon für einen Räuber und vogelfrei erklärt wurde, und der Tod darauf stand ihn aufzunehmen und zu unterstützen.

Schill erzwang sich den Durchmarsch durch Wittenberg und erließ einen Aufruf an die Deutschen.

Doch nirgends stand das Volk auf und wagte es die Waffen zu erheben, um so weniger, als sich die Kunde von der Niederlage des Erzherzogs Karl vor Regensburg verbreitete.

Napoleon rückte als unbestrittener Sieger gegen Wien vor!

Der König von Westphalen ließ einen Preis auf den Kopf Schill's setzen, Schill — zur Antwort — die erhöhte Summe auf den des Königs.

Hier schlug er kleine feindliche Abtheilungen, dort drang er verwegen in den Rücken derselben und nahm ihnen Magazine und Transporte weg, dann verschwand er plötzlich um wo anders desto überraschender aufzutreten.

Gleichzeitig mit Schill erhob ein Anderer das Banner, es war Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig und Oels, er zog mit einer kleinen Schaar gen Oestreich, sich dem Kaiserheere anzuschließen. Bei der Leiche des Vaters — der bei Auerstädt durch die Augen geschossen worden und von dem man keine Klage als die: „quelle honte! quelle honte!“ über die verlorene Schlacht gehört — dort in Ottensee hatte er

Rache geschworen. „Das Haus Braunschweig hat aufgehört in Europa zu regieren,“ decretirt Napoleon und als alle Fürsten gen Erfurt zogen, wenigstens Etwas zu retten, sagte Braunschweig stolz: „Ich werde nie mit dem Tyrannen unterhandeln, mich nie vor dem Usurpator meines Thrones demüthigen!“ — Und er wie seine Familie verbannt, wurde flüchtig; aber dort neben dem Vater in Ottensee lag die Leiche des Messiassängers Klopstock und dort war ihm ein Engel erschienen, der auch ihm und seinem Volk eine Auferstehung aus dem schweren Leiden verheißen hatte!“

Krieg auf Leben und Tod! Der Schädel mit den Todtenbeinen auf der Stirne gab keinen Pardon, das Volk nannte sie „die Schwarzen“, sie sich selber aber „die Legion der Rache“!

Schill zog unterdessen gegen Rostock. Fast täglich erhielt Therese einen Brief von Otten, freilich unter fremden Namen, denn wie überall Spione den Worten lauschten wurde auch das Briefgeheimniß nicht geschont. Er hatte den ganzen wilden, verwegenen Zug mitgemacht, der Ton seiner Briefe sprach jedoch nur zu deutlich die Besorgnisse aus, welche man schon fast allgemein für das Ende dieses Unternehmens hegte. Es war verfrüht, die Macht des Kaisers noch zu gewaltig und man gab die Helden schon auf, da auch das Vaterland sich für sie nicht verwenden konnte.

Therese war zwar von ihrer Krankheit genesen, aber die Unruhe um das Wohl des Gatten ließ kein

Blut ihre Wangen färben, stumm und traurig dachte sie des fernen, während Anna jetzt fast den ganzen Tag bei ihr war und eben so — wohl noch mehr wie sie — des Trostes bedurfte. Selbst die Geburt eines Kindes fesselte den immer tiefer sinkenden Felseck nicht mehr an sein Haus, er schlief nur dort, sonst war er stets in Gelagen und am Spieltisch. Die schon zerrüttete Gesundheit konnte dies Leben nicht lange ertragen und wir sehen ihn bald darauf an das Krankenbett gefesselt.

Hier verweilen wir einen Augenblick; Anna pflegt ihn mit unermüdlicher Sorgfalt, doch sein Zustand verschlimmert sich mit jedem Tage.

Eines Abends, als sie an seinem Bette saß und den Schlummer des Gatten hütete, klopfte es leise und Therese trat ein.

Sie hatte einen Brief in der Hand.

„Liebe Anna," flüsterte sie um Felseck nicht zu erwecken, „ich bringe Dir eine schwere Stunde, nimm alle Deine Kraft zusammen — ich muß Dir etwas mittheilen, damit wir Beide versuchen können, ein großes Unrecht wieder gut zu machen."

„Himmel, noch mehr!" seufzte Anna, die schon kaum ihr Leid ertragen konnte, „was giebt's Therese, Du bist so aufgeregt, es ist Dir doch kein Unglück begegnet."

„Nein, Anna, es betrifft Dich, Dich ganz allein! wie gern wollte ich Dir es ersparen, aber der dort,"

damit wies sie auf den Kranken, „hat Schweres verbrochen, er muß seine Schuld eingestehen, öffentlich Somberg von dem Verdachte reinigen —"

„Somberg, es betrifft Somberg!" stöhnte Anna schmerzlich, als hätte ein kaltes Messer die Wunde in der Brust berührt, „sprich Therese, ich kann Alles hören — er ist unschuldig, oh Gott, meine Ahnung, mein Herz sagten es ja längst! — ja," fuhr sie fort, Theresens verwunderten Blick bemerkend, „hier, hier am Krankenbett Felseck's habe ich Beide kennen gelernt, hier fühlte ich, daß Somberg der Schuldige nicht sein kann."

„Arme Anna! ja, es ist so. Heut Morgen fragte ein gewisser Herr Niesel, Du kennst ihn per renommé, nach Otten, er fragte so dringlich danach wo er sei, wo ihn ein Brief träfe, daß ich ihn annahm — da habe ich Entsetzliches erfahren."

„Sag' Alles," bat Anna dringend, „Alles!"

Somberg ist in Spanien, von dort aus hat er an Niesel geschrieben und an Otten eine kleine Einlage beigelegt, ich habe beide Briefe gelesen — was mir Karl längst gesagt und wir aus Schonung für Felseck, als Deinen Gatten, vor Dir verheimlichten, das bestätigt sich jetzt nur zu klar, zu verdammend für den —"

Und sie konnte sich eines Blickes voll tiefen Abscheu's auf den Kranken nicht enthalten.

„Felseck," fuhr sie fort, „war nicht nur Deinet-

wegen auf Somberg eifersüchtig, sondern auch deshalb, weil er mehr als er es verstanden, seinen Namen vor der Schmach zu bewahren, die das Heer getroffen; er hat ihn oft gereizt, verleumdet und zum Aeußersten gebracht, endlich jenes unglückselige Duell herbeigeführt. —"

„Ich ahnte es!" seufzte Anna, „ach er war ja immer so zart, so rücksichtsvoll gegen mich!"

„Weißt Du auch, weshalb er es beschleunigte, weshalb er es so rasch herbeigeführt — der Adler, den Felseck erbeutet haben will, wofür er den Orden pour le mérite erhalten, den hat Somberg erobert; in der Hitze des Gefechtes aber vordringend ihn liegen gelassen und als er später unter den Todten danach suchte, war er verschwunden — Felseck wußte das wohl; erst als der Rival in Folge seiner ehrlosen Herausforderung geflüchtet war, prahlte er mit der Heldenthat, durfte er es wagen, sich die Ehre des Andern anzueignen."

„Pfui!" — und Anna senkte den Blick zu Boden.

„Er soll schon vorher den Abschied eingereicht haben," sagte sie nach einer Pause.

„Ja, darüber schreibt er an Niesel. Er fürchtete die Folgen des Duells; die Beleidigung forderte Blut und er wollte für den Fall, daß ich ihn niederstreckte nicht hinter Festungsmauern in dieser Zeit leben, wo ein Mann keine Ruhe ertragen kann, „es fessele," schreibt er, „ihn auch nichts mehr an die

Heimath, kein verwandtschaftliches Band, — kaum die Freundschaft, seit dem sein Herz sich verschmäht gesehen."

„Das war es nicht!" schluchzte Anna, „hätte er mich nur verstanden, wäre er nur nicht so kalt, so fremd gewesen!"

„Genug — er wähnte es," fuhr Therese fort; „die Kassation, der schmähliche Abschied von der Fahne, welcher er mit warmen Herzen gedient, hatte ihn schwer verletzt; jetzt wo er jahrelang in Spanien gefochten — er ist augenblicklich bei der Englischen Armee — sehnt er sich zurück; er bittet Otten und Niesel, Alles für ihn in Bewegung zu setzen, daß er zurückkehren darf, und erzählt mit einer seltenen Bescheidenheit die Geschichte von dem eroberten Adler, sagt, dies könne vielleicht beim Könige für ihn sprechen! — Wie verschieden die Beiden! Der trägt den Orden, ohne zu erröthen und der wahre Held konnte seine That jahrelang, selbst vor seinen Freunden verschweigen, eine That, die ihn retten mußte!"

„Er wollte ja fort!" seufzte Anna, und eine heiße Thräne perlte in ihrem Auge — es war eine Thräne alter Liebe, die das durch Kummer geläuterte Herz vergoß.

In diesem Augenblick erwachte Felseck.

„Liebe Anna," lächelte er freundlich, „Deine Liebe ist rührend, wieder Thränen für mich!"

Therese wand vor Ekel das Gesicht ab.

„Und auch die liebe Therese,“ fuhr der Baron fort, „wie hübsch, daß Du Dich so um mich bekümmerst!“

„Felseck,“ sagte die Angeredete ernst, „Du liegst siech darnieder, wer weiß ob Du wieder aufstehst; alle Deine eitlen Pläne sind Dir gelungen und doch liegt Gottes Hand schwer auf Dir und Dein Körper leidet, Dein Gewissen hat keine Ruhe; — Felseck, Dir wird nicht verziehen, Du wirst nicht genesen, wenn Du Deine Sünde nicht bereust, Deine Verbrechen wieder gut machst.“

„Seit wann hast Du das Predigen gelernt,“ unterbrach sie Felseck, „seit wann diese frommen Redensarten? Etwa seit Otten dem verrückten Schill nachläuft und den Galgen wittert?“

„Nein,“ rief Therese empört, „seitdem ich erfahren, daß Du feige die Ehre und das Glück eines edlen Menschen angetastet und ihn um seinen Ruhm bestohlen, — das Unglück Somberg's ist Dein Fluch, der hat Dich niedergeworfen.“

„Anna, Du weißt, daß der Arzt mir Ruhe verordnet hat,“ sagte Felseck kalt, „sage es doch Deiner Schwester.“

„Hast Du denn Ruhe, kannst Du Ruhe haben?“ rief Therese entrüstet; „oh, und Somberg ist flüchtig, verfolgt, entehrt durch Dich, und Du willst Ruhe haben!“

„Ganz etwas Neues für Otten, wenn er heim-

kehrt," höhnte der Baron, „seine Frau schwärmt für einen elenden Deserteur, haha, alle Weiber sind in das Milchgesicht verliebt."

„Felseck," sagte Therese kalt, „Dein Hohn trifft nicht, ich habe es nie verhehlt, daß dieser Mann ebenso mein Freund war, daß ich mich ebenso für ihn interessirt habe, wie ich Dich von Anfang an durchschaut habe — trotzdem warnte ich Anna weniger als es meine Pflicht war, weil ich Dich nicht so kannte, wie jetzt. Damit Du jedoch siehst" — und ihre Wange glühte — „wie sehr ich Dich verachte und Somberg ehre, werde ich noch heute zum Könige von Euch sprechen und dabei des eroberten Adlers von Eylau gedenken!"

Felseck zitterte, bleich vor Wuth, doch nur einen Augenblick, dann sagte er mit kalten Spott: „Verleumde Deinen kranken Schwager so viel Du willst, nur schaffe Dir wenigstens Beweise, damit Du Dich nicht zum Gelächter machst — Anna, gieb mir doch die Medizin."

Widerstrebend reichte ihm Anna die Flasche hin.

Therese fühlte, daß sie zu weit gegangen; das Wort „Beweise", die Berufung auf ihre Verwandtschaft, verfehlten den Eindruck nicht.

„Felseck," sagte sie fast wehmüthig, „Gott wird richten, ihm entgeht Niemand!" damit verließ sie das Zimmer.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Oh Freundin, ich habe Dich gestört
In Deinem verborgenen Weinen
Nun hast Du zu weinen aufgehört
Und ruhig willst Du scheinen. –
Lenau.

Kannst Du nicht ein Löwe leben
Stirb denn eines Löwen Tod.
Scheerenberg.

Liebe ist des Lebens Würze
Freundschaft ist des Lebens Halt.
E. Hermann.

Dünge nicht das Feld dem Leben
Mit der Asche der Gefühle!
Lenau.

Zufrieden, meinen Himmel zu ermorden
Verwarf der Tod mein Flehen – und entwich.
Lenau.

Der Brief Somberg's, welcher im vorigen Kapitel eine so bedeutende Rolle gespielt, war, wie der Leser wohl errathen, vor der Zeit geschrieben, in welcher er, wie wir wissen, sich der Guerilla seines Freundes Alvarez anschloß. Niesel hatte ihn erst ein halbes

Jahr nach dem Datum des Abganges erhalten, da er, um nach Berlin zu gelangen, einen weiten Umweg machen mußte.

Die Verhältnisse und die Lebensweise Niesel's hatten sich, seitdem wir ihn nicht gesehen, bedeutend geändert. Bei seiner Schadenfreude hatte es ihm früher ein eigenes Vergnügen gewährt, die verliebte Qual eines Freundes zu sehen, der sich für seine Frau interessirte und kein gleiches Gefühl in ihr hervorrief. Dies rächte sich jedoch, Paulinen's Liebe zu ihm, die dies sah, mußte erkalten und, was er leichtsinnig heraufbeschworen, das führte jetzt eine Trennung zwischen Beiden herbei. Bald hatte er sich jedoch auch hierin gefunden, er hatte stets als Junggeselle gelebt und setzte dies nun ungestört fort. Es hatten sich aber auch seine Vermögensverhältnisse bedeutend verschlechtert, seine Freunde waren theils nicht mehr unter den Lebenden, theils häufig verreist, so daß das Einzige, was noch Interesse für ihn hatte, die Politik war, die jedoch, da sie immer nur Trauriges brachte und nach so großartigen Schlägen eintönig wurde, zuletzt auch ermüdete, so daß er sehr bald in eine geistige Apathie sank, aus welcher ihn jetzt der Brief Somberg's riß, für den er stets ein wärmeres Gefühl gehegt hatte. Er liebte ihn wie einen Sohn und hatte den Freund herzlich bemitleidet; jetzt spornte er seine ganze Thätigkeit an, ihm die Rückkehr in's Vaterland zu ermöglichen.

Dies war jedoch nicht so leicht; wo er hinkam, zuckte man die Achseln, „schön, schön,“ hieß es, „er mag vortrefflich sein, aber was will er hier? Die Armee ist verringert, Hunderte von Offizieren sind auf halben Sold gesetzt, wer sich schlagen will, geht grade dahin wo er ist, drum mag er dortbleiben; hier ist von Anstellung doch nicht die Rede.“

„So streiche man ihn wenigstens von den Listen als Deserteur, rehabilitire seinen Namen, erlaube ihm zu thun, was er will,“ bat Niesel, „man sichere ihm Straflosigkeit zu — er ist der Einzige, der ein Französisches Banner erobert hat.“

„Wie beweisen Sie das?“

Die Frage schlug Alles nieder — und es blieb beim Alten.

Trostlos sah Niesel sich gezwungen, alle Hoffnung aufzugeben, als er eines Tages einer Equipage begegnete, worin eine Dame in tiefer Trauerkleidung saß, die ihm durch den Adel ihrer schönen Züge auffiel, obwohl sie nicht mehr jung zu sein schien.

„Wer ist das?“ fragte er einen Bekannten.

„Die Gräfin D..., wissen Sie denn nicht, der selige Prinz Louis Ferdinand war ja ihr Liebhaber, seit dem er gefallen ist, trägt sie die Trauer.“

„Prinz Louis!“ dachte Niesel, „sie hat ihn nicht vergessen, also liebt sie noch, dann wird sie sich auch für den Freund des Prinzen interessiren.“ Und am andern Tage ließ er sich bei der Gräfin melden.

Diese war befremdet einen Mann mit so originellem Aeußeren, wie das Niesel's, von dem sie nie gehört, bei sich eintreten zu sehen.

Und sein Aeußeres war noch auffallender als früher, wo er schon dadurch die Aufmerksamkeit Aller auf sich gezogen. Das lange, schwarze Haar, fremd jeder Glätte wie Sorgfalt, hing ungeordnet auf die Schultern herab, die markirten Züge traten immer schroffer hervor, während die Kleidung des Originals so schadhaft war, daß, wer sein Gesicht nicht sah, ihn für einen Maurer oder Stubenmaler halten mußte, der Kopf allein verrieth eine höhere Stellung und zog allein, besonders wenn er sprach, das Interesse auf sich.

„Gräfin," begann er, nachdem er eine Menge tiefer Verbeugungen gemacht, „ich wage es, um Ihre Aufmerksamkeit für wenige Minuten zu bitten. Der Prinz Louis Ferdinand —"

Die Gräfin horchte auf —

„war mein Freund; oh wie oft haben wir zusammen von Ehre, Ruhm und Glück gesprochen, ja, ich hatte die Ehre, einer seiner Vertrauten zu sein, und mir ist es nicht fremd, wie hoch er eine Dame verehrte, deren Blick mir jetzt sagt, daß Sie seiner nicht mit Unwillen gedenkt."

Die Gräfin war leicht erröthet.

„Was wünschen Sie?" fragte sie kalt, denn es befremdete sie unangenehm, so dreist an ein Geheim-

niß erinnert zu werden, welches sie in ihrem Innern allein zu bewahren glaubte.

Niesel fuhr fort. „Der Prinz,“ sagte er, „einer der edelsten, hochherzigsten Menschen, hatte die Gnade gehabt, sich für einen jungen Offizier, den ich seiner Gunst empfahl, zu interessiren, dieser junge Mann, mein Freund, der Se. Kgl. Hoheit bis zum letzten Augenblick begleitete, ist durch mannigfaltige Verhältnisse unverdienter Weise in's Unglück gerathen; an Sie meine gnädigste Gräfin richte ich nun die Bitte, etwas für ihn zu thun und da ich weiß, daß wo die Grazien wohnen auch ein warmes Herz schlägt, so hoffe ich nicht vergebens zu bitten.“

„Wie heißt Ihr Freund?“ fragte die Gräfin trocken, vermuthend, daß es eine der gewöhnlichen Betteleien sei.

„Von Somberg.“

„Somberg, Somberg — den Namen kenne ich ja, war er nicht Adjutant des Prinzen?“

„In seiner Begleitung bis ihn die Todeskugel traf. Er wurde selbst dabei verwundet.“

„Wie sah er aus?“

Niesel beschrieb ihr unsern Helden und die Gräfin erkannte den wieder, welcher ihr damals auf dem Ball, als Louis Ferdinand von ihr schied, dessen Taschentuch gelassen — das letzte thränengefeuchtete Andenken von ihm!

Und nun mußte ihr Niesel die Schicksale unsers

Helden erzählen, aufmerksam hörte sie dem beredten Freunde zu und versprach ihm, als er geendet, was in ihren Kräften stehe, zur Ehrenrettung Somberg's anzuwenden.

Glücklich trennte sich Niesel von der hohen Frau und schon wenige Tage darauf erhielt er folgende Zeilen:

„Ich theile Ihnen mit, daß der König befohlen hat, den Namen Ihres Freundes von den entehrenden Listen zu streichen und ihm auf Grund des früher eingereichten Abschiedsgesuches seinen Titel beizubehalten gestattet. Er hat die Gnade gehabt, auch die Akten wegen des Duells niederzuschlagen, und ihm die Rückkehr in's Vaterland zu gestatten. Schreiben Sie ihm jedoch, daß der König dies in Berücksichtigung seiner Verwundung bei Saalfeld und seines Verhaltens bei Eylau gethan, aber von seinem Anspruch auf die Wegnahme des Adlers nichts wissen will, da diese Ehre einem Baron von Felseck gebühre. Grüßen Sie Ihren Freund und wenn er heimgekehrt ist, werde ich mich freuen, wenn er sich noch meiner erinnert und mir von dem unglücklichen Tage bei Saalfeld erzählen will.

Agnes, Gräfin D . . .“

Während Niesel in frohen Zeilen Somberg die Kunde mittheilte, trat in der Krankheit Felseck's eine bedeutende Aenderung ein. Als hätte, je gleichgiltiger er schien, desto tiefer der Fluch getroffen, fieberte

und phantasirte er jetzt unaufhörlich, er sprach die widerlichsten Dinge, die entsetzlichsten Flüche, so daß kaum eine liebendere Gattin als Anna es an seinem Bette ausgehalten hätte. Nichts desto weniger pflegte sie ihn und fand darin Unterstützung bei ihrer Schwester, welche durch Liebe und Freundlichkeit das Herz Felseck's zu erweichen und zugänglicher zu machen hoffte.

So verstrichen einige Wochen. Felseck starb — in den letzten Stunden hätte er vielleicht Reue ausgesprochen, aber er verlor unter heftigen Krämpfen die Besinnung.

Anna war Wittwe und Mutter eines Knaben, dessen schwächlicher Gesundheitszustand und gebrechliche Natur alle ihre Sorgfalt in Anspruch nahmen. Sie zog mit ihm zu ihrer Mutter und kam von einem Krankenbett an das andere, denn auch Frau von Paulstein fiel in eine gefährliche Krankheit.

Während die unglücklichen Schwestern auf diese Weise ihr Leben vertrauerten, war Otten dem Schill'schen Korps nach Stralsund gefolgt, und diese Festung von Deutschen Truppen unter Französischem Befehl belagert.

Am 31. Mai 1809 fiel Stralsund, Schill ward erschossen, sein Korps zersprengt, nach hartnäckiger Gegenwehr theils niedergemacht, theils in Französische Gefangenschaft geschleppt.

Therese erfuhr es aus den Zeitungen; auf der

Todtenliste stand der Name Otten's nicht, er war also gefangen; gerettet war er unmöglich, sonst hätte sie davon Nachricht — gefangen also, und Jedermann wußte, daß dies schlimmer war, als der Tod!

Der Korse, welcher kalt und gleichgültig Fürstenkronen zertrümmerte, hatte hier gezürnt, Rache geschworen und hielt jetzt die Opfer in der Hand; kein Völkerrecht band ihm die Hände, selbst den Schein zu beobachten war nicht nöthig, denn sie waren geächtet!

Unterdessen, daß im Norden Deutsche Hände für Korsische Rache fochten, zog Kaiser Napoleon gegen Wien.

Das alte Kaiserhaus, welches nach so vielen Schlägen des Mißgeschickes, nach so tief gehenden Wunden, die es empfangen, dennoch nicht verzweifelte, war hochherzig genug, für die Sache Europa's und seiner Monarchie den Riesenkampf gegen den Weltherrn allein zu wagen, indem es die Demüthigung nicht ertrug, welche der Usurpator verlangte. Mit der schönen neuen Kaiserin, die er vor einem Jahre geheirathet, der modenesischen Ludovika, war Kaiser Franz durch seine Lande gezogen, hatte den alten Patriotismus angefeuert und sogar zu seinem Minister gesagt: „Sie, lieber Zichy, itzt hoaßt's stat sin (heißt's leise auftreten) denn schauen's die Völker sein itzt a was!"

Vor Allen war es, nach den Erzherzögen, Graf

Stadion, der die Befreiung Deutschlands vom Französischen Joche anregte und die Begeisterung, welche dafür in Oesterreich war, übertraf noch die von 1813.

Frankreich, Italien, Holland, der Pole mit dem alten Racheschwert, die Deutschen Truppen des Rheinbundes, selbst Rußlands gewaltiger Kaiser zogen gegen Oesterreich, welches nur auf seine gute Sache und seine Völker trauend, den Krieg begann. Seine Heere aber wurden geschlagen, der Aufstand des muthigen, treuen Hofer in Tirol konnte den Sieger nicht aufhalten, im triumphirenden Zug gewonnener Schlachten; mit Sturmesgewalt zertrümmerte er die Heere; rasch und kühn warf er Alles zurück und der prahlende Sieger von Eckmühl zog am 13. Mai in die stolze Kaiserstadt der Habsburger ein. Schon vorher hatte er stolz erklärt, daß er keine Parlamentair's annehme, es gebe keinen Kaiser von Oesterreich mehr, sondern nur Prinzen von Lothringen, rebellische Großoffiziere der Krone Frankreich! Da schlug ihn Erzherzog Karl bei Aspern. Massena wehrte sich zwar so heroisch, daß die Oesterreicher schon den Rückzug anordneten, bis Fürst Johann wüthend herbeisprengte und seinen Hut in die Augen stülpend aufschrie: „Was? retiren? Die Schlacht ist ja gewonnen!“ — So wenig war man an Siege gewohnt! Beide Theile waren betäubt — Oesterreich, statt den Sieg zu verfolgen, schloß Waffenstillstand. Napoleon schlief dreißig Stunden; während derselben stand seine Lage so kritisch,

daß man davon sprach, ihn den Engländern auszuliefern! — Seit dem Tage datirte in ihm die Veränderung seines Wesens, er ward nun auch für seine Freunde undurchdringlich. Die Oesterreicher aber wurden bei Wagram geschlagen und ihnen der Friede diktirt.

Herzog Wilhelm von Braunschweig hatte kräftig das Heldenschwert geführt; jetzt, wo Oesterreich darniederlag, zog der kühne Welfe mit dem Rest seiner Schaar mitten durch Deutschland, schlug sich durch die feindlichen Heere durch bis zum Meer, wo ihn die brittische Flagge bewundernd und jubelnd empfing.

Schill und Hofer war es trauriger ergangen. Nachdem der Aufstand in Tirol durch Waffenmacht gedämpft, lebte Hofer mit seiner Familie flüchtig im Gebirge, bis Verrath ihn der Rache des Korsen preisgab und französisch Blei das Herz traf, welches nie aufgehört für seinen Kaiser zu schlagen. Die gefangenen Mannschaften des Schill'schen Korps wurden nach Wesel vor ein Kriegsgericht geschleppt. Milde erging es denen, welche als Preußische Unterthanen vor ein Preußisches Kriegsrecht kamen, sie fanden gelinde Strafen, während Jene, in Ketten transportirt, wie Verbrecher behandelt, jetzt ihres Schicksals im Kerker harrten.

Eilf Offiziere der „Schill'schen Bande" wurden zum Tode geführt.

Ohne niederzuknieen, mit unverbundenen Augen

standen sie fest und ruhig da, ihrem Könige noch einmal mit geschwungenen Mützen ein Lebehoch bringend. Auf den Kommandoruf „Feuer" stürzten Zehne entseelt zu Boden. Der eilfte, ein Herr von Wedell, richtete sich noch einmal empor, riß die Weste auf und rief: „Franzosen, trefft besser — hier sitzt das Preußenherz!" — eine neue Salve streckte ihn zu Boden.

Die übrigen Gefangenen schleppte man nach Cherbourg und Brest, wo sie unter Mördern und Dieben an die Galeeren geschmiedet wurden. Otten gehörte zu den Letzteren, „als geborner Westphale," hieß es, „sei er Französischer Unterthan," die Henkershand brannte ihm das ihn nicht entehrende Zeichen ein, wie vielen Andern.

Wir könnten einen der höchsten preußischen Generale nennen, der dasselbe Zeichen trägt, als einen Ehrenstempel, daß er in jener Zeit für's Vaterland gefochten und geblutet — ein sonderbarer Zufall — wir sahen ihn jüngst in Paris, wo er von dem Erben des Korsen als Gesandter seines Königs mit Achtung und Zuvorkommenheit empfangen wurde!

Ohne Nachricht von ihm, glaubte Therese ihren Gemahl todt, bis endlich die Frucht ihrer Nachforschungen jene entsetzliche Kunde war, daß er zeitlebens verurtheilt war, französische Sklavendienste zu verrichten! Den Schmerz der unglücklichen Frau zu schildern wäre vergeblich; Bitten, Flehen, Alles war

vergeblich, es wagte Niemand sich für ihn zu verwenden, man vertröstete sie von Tag zu Tag, bis die letzte Kraft, welche ihr Todesangst gegeben, gebrochen war, sie das ganze unbeschreibliche Elend des Geliebten im Wachen wie im Traume sah, und endlich, entschlossen hinzureisen, sein Loos zu theilen, unterwegs in ein Nervenfieber fiel und ....

Das Irrenhaus in P... wurde um eine Unglückliche reicher!

Die schöne, stolze, reichbegabte Therese, wie hatte das Unglück sie gebrochen! einem Schatten gleich schwand sie hin, „wo ist die Fuchtel für die Preußische Baronin,“ „wo die Ketten für die Frau des Sklaven, den sie an die Galeere geschmiedet, weil er nicht feige kriechen mochte“ — und das Bild der Galeere immer vor sich, den entsetzlichen Anblick ihres Gatten im Gewand eines schmutzigen Züchtlings — raste sie nicht mehr, aber ihr Geist war in stummen Hinbrüten zerrüttet, einsam in ihrer Zelle, weinte sie Thränen, zerraufte das Haar und sprach kein Wort, sie kannte Niemand mehr, nichts als ihren Schmerz.

Anna weinte unterdessen am Grabe der Mutter, das Unglück ihres Schwiegersohnes hatte das Ende der Baronin verfrüht.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Erröthend steht Europa vor seinem Genius
Den's wider Willen — grollend — bewundern muß!
Scheerenberg.

Piango la sua morte, e la mia vita —
Petrarca.

Ihre Worte singt der Sänger
Doch nicht ihre Blick' und Seufzer.
Herder.

Auf jedem Zug im bleichen Angesicht
Grub sich der Schmerz mit dauerndem Gewicht.
Byron.

Im Zenith seiner Herrschermacht dachte Napoleon daran, seinen ungeheuren Eroberungen einen Erben zu geben. Sein Hauptfeind, Oestreich, jetzt ohne Meerberührung, von feindlichen Staaten umringt, mit blosgestellter Hauptstadt — war fast so tief gesunken als Preußen. Beide lagen ohnmächtig da, ohne Aussicht, sich je wieder zu erheben. Zur Befestigung seiner unermeßlichen Herrschaft galt es, den letzten,

entscheidenden Schritt zu thun. Die Ehe mit Josephine Tacher de la Pagerie war unfruchtbar. Ein Leibeserbe mangelte zu seinem Glücke und zur Stärkung seines Thrones. Napoleon, welcher sich zärtlich von Josephine geliebt wußte, ließ sie allmälig seinen Entschluß ahnen. Der König von Sachsen war gerade in Paris und dies erleichterte ihm die Fortsetzung der Rolle, welche er schon seit dem Aufenthalt in Schönbrunn ihr gegenüber gespielt hatte. Die Anwesenheit des tugendhaften Monarchen unterbrach das Beisammensein unter vier Augen, trotzdem schien die Verlegenheit Napoleon's, so erzählt ein Augenzeuge ebenso zuzunehmen, wie die Unruhe der Kaiserin, welche eine Ahnung des Unglücks zu haben und Kräfte zu sammeln schien, die volle Bitterkeit muthig ertragen zu können. Am 30. November brach der Sturm los. Die Majestäten setzten sich zur Tafel, Josephine mit rothgeweinten Augen. Sie war ein Bild des Schmerzes und der Verzweiflung. Die tiefste Stille herrschte, nur zum Scheine rührte sie die Gerichte an. Als das Diner zu Ende, fragte Napoleon gleichgültig nach dem Wetter, stand auf, Josephine folgte langsam. Plötzlich hörte man die Kaiserin im Nebensaale laut schreien. Der wachthabende Schweizer wollte öffnen — es wurde ihm vom Ceremonienmeister verboten.

Plötzlich machte der Kaiser selbst die Thür auf und rief Bousset. „Treten Sie ein," sagte er, „und

schließen Sie die Thüre.“ Während dies geschah, schluchzte die Kaiserin, „nein, ich werde es nicht überleben!“ sprach die Unglückliche.

Napoleon fragte Bousset kalt, ob er die Kraft zu haben glaube, Josephine auf der innern Treppe hinab nach ihrem Zimmer tragen zu können.

Bousset nahm die halb Ohnmächtige auf den Arm und der Kaiser leuchtete ihm selbst durch den dunklen Gang.

Man legte sie auf eine Ottomane, rief die Kammerdame und sagte, die Kaiserin habe ein hitziges Nervenfieber.

Napoleon äußerte zu Bousset mit unterdrückter Stimme und einer Thräne im Auge: „Ich mußte es thun, ich beklage sie von ganzem Herzen — ich traute ihr mehr Stärke zu . . . ich war nicht vorbereitet auf die Ausbrüche dieses Schmerzes.“

Einst hatte der Kaiser geäußert: „Ich gewinne nur Schlachten, Josephine gewinnt durch ihre Güte alle Herzen!“

Das erzbischöfliche Officialat zu Paris löste, nachdem die bürgerliche Ehe getrennt, sehr willfährig auch das kirchliche Band.

Unter den Prinzessinnen Europa's fiel seine Wahl, zum Erstaunen der Welt, auf eine öſtreichische, auf Marie Louise, Tochter des Kaisers Franz, dessen grimmigster Gegner, dessen schnödester Verfolger Napoleon bisher gewesen. Seine unersättliche Raubgier

hatte Oesterreich vernichtet, sein Hohn und Uebermuth die Krone geschmäht, welcher er jetzt als Freier nahte.

Noch vor Kurzen hatte er in Schönbrunn, als die Friedensunterhandlungen stockten, geäußert: „Um damit zu Ende zu kommen, werde ich den Großherzog von Würzburg berufen und ihm die Kaiserkrone von Oesterreich aufsetzen." — Jetzt sagte er zu Metternich, damals Gesandter in Paris: „Sie sind eigentlich zu jung ein so altes Haus wie das östreichische zu repräsentiren!"

Der Höfling — nicht der Staatsmann antwortete: „Ew. Majestät waren bei Austerlitz nicht älter als ich."

Und Oesterreich's Staatsklugheit willfahrte ihm trotz des schrecklichen Todes seiner Fürstentochter, deren Blut noch ungerächt, deren trauriges Ende noch frisch im Andenken lebender Zeugen war.

„Der Großbotschafter Berthier reiste nach Wien und nachdem die Trauungsceremonie vollzogen, (die Verlobung hatte an dem Tage stattgefunden, wo Hofer in Mantua erschossen ward!) führte er die Kaiserin nach Paris. Auf der nämlichen steinernen Brücke der Straße von Soisson, wo einst Ludwig die Tochter Maria Theresia's empfing, erwartete jetzt der Kaiser mit allem Pomp seiner Größe die Gemahlin, das erlauchteste Haus der Christenheit verband sich mit dem Emporkömmling, die Revolution

war mit ihren Gegnern ausgesöhnt und in den Adern seines Erben konnte ein, den Thronen der Welt ebenbürtiges Blut fließen. Ihm ward der Titel eines Königs von Rom verheißen und schon nach einem Jahre huldigte der sklavische Hof mit orientalischem Gepränge dem ersehnten Erben der Welt „Napoleon, Franz, Karl Joseph!“

Lord Castlereagh äußerte treffend zu der Vermählung: „Man muß dem Minotaurus, um ihn zu begütigen, eine östreichische Jungfrau opfern.“

Doch fehlte es nicht an ahnungsvollen Vorbedeutungen. Zu Ehren des neuvermählten Paares, gab der östreichische Gesandte Fürst Schwarzenberg Ende Juli einen Ball, zu welcher Festlichkeit die Sääle des Hotels prachtvoll decorirt, neben den Gemächern aber ein großer Ballsaal von dünnem Zimmerholz errichtet und glänzende Stoffe über die herrlichen Tapeten ausgebreitet waren.

Während sich nun Kaiser und Königspaare im Gewühl der Höflinge bewegten, setzte bei dem Luftzug ein herabgefallenes Wachslicht das Gebäude in Flammen und nur mit Mühe konnten die gekrönten Häupter das Leben retten.

Napoleon führte Marie Louise aus den Flammen, der russische Gesandte, Fürst Kurakin fiel, wurde mit Füßen getreten, und erhielt Brandwunden. Als Marie Louise gerettet war, kehrte der Kaiser zurück — schon faltete sich seine Stirne und er glaubte an Verrath —

da hörte er, daß die Fürstin Schwarzenberg selbst ein Raub der Flammen geworden sei, indem sie versuchte, ihre Tochter zu retten. Wer erinnerte sich hiebei nicht an die Begebenheit bei der Hochzeit der Prinzeß Marie Antoinette!

In demselben Monat starb die Königin Louise von Preußen, ein Opfer der schweren Zeit, aber wie Antonius bei Cäsar's Leiche „Rache" rief, so hallte dieser Schwur in jeder Preußenbrust wieder, während das ganze Land mit seinem Könige weinte.

Wie glücklich hatte die Königin mit ihrem Gemahl gelebt! Vor einigen Monaten noch schrieb sie ihrem Vater: „je suis bien heureuse, comme Votre fille et comme l'épouse du meilleur des époux!"

Und wenige Wochen vor ihrem Tode sagte sie: „Der König ist der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten ersehe ich die Aufmerksamkeit die er für mich hat, und gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend: „Du liebe Louise! Wie bist Du mir im Unglück noch werther und lieber geworden, als je!""

Sie erkrankte schon im Juli während ihres Besuches im Mecklenburg'schen und es war ihr höchst schmerzlich, daß der König in Charlottenburg ebenfalls an's Krankenbett gefesselt war und sie ihn nicht pflegen konnte.

Die Nachrichten von der Abdankung des Königs von Holland, die Niederlage Oestreichs, Alles das hatte ihren Zustand verschlimmert. Der Kampf hatte so große Hoffnungen erregt und vernichtet — sie schrieb damals: „Ach Gott, es ist viel über mich ergangen, Du hilfst allein, ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr. Gott weiß, wo ich begraben werde, schwerlich auf Preußischer Erde. Oestreich singt sein Schwanenlied und dann Ade, Germania!"

Und wieder waren es jetzt betrübende Nachrichten, welche störend auf ihren Zustand einwirkten. Die Unruhen in Schweden, die Ermordung des Grafen Fersen, endlich der Tod ihrer Freundin, der Fürstin Pauline von Schwarzenberg.

In Folge eines heftigen Brustkampfes, von dem man auf einen Fehler des Herzens schloß, gaben die Aerzte sie auf und Kouriere eilten zum Könige um ihm die traurige Botschaft zu überbringen. Er eilte an das Sterbebett seiner Gemahlin, es war vier Uhr Morgens.

Der König war vom Schmerz wie zermalmt. Alles was er in den letzten Jahren gelitten, war ververgessen über den ungeheuren Schmerz, der ihm jetzt bevorstand. Er schloß die Königin in seine Arme und ein Thränenstrom entstürzte den Augen des sonst bei allem Unglück so gefaßten Mannes.

Jetzt erst hatte sie eine Ahnung von der Gefahr ihrer Krankheit. So hatte sie den König nie ge-

sehen. Er hatte sich einen Augenblick entfernt, um sich zu fassen. „Der König," sagte sie, „thut als ob er Abschied von mir nehmen wollte, sagt ihm, er solle dies nicht, sonst stürbe ich gleich."

Der König aber, als er wieder eingetreten und man ihn trösten und Hoffnung geben wollte, rief schmerzlich: „Wenn sie nicht mein wäre, so würde sie leben, aber weil sie meine Frau ist, darum stirbt sie gewiß!"

Man sagte ihr, daß der Augenblick herannahe. Sie umarmte zum letzten Mal den theuren Gemahl und die geliebten Kinder, welche letztern dann hinweggebracht wurden.

Es kam der Todeskampf, sie bog sanft das Haupt zurück, schloß das Auge und betete: „Herr Jesu, mach es kurz!"

In fünf Minuten drückte der König ihr für immer die Augen zu. Er küßte noch einmal den geliebten Mund, der tiefste Schmerz erfüllte seine Seele aber er sprach kein Wort, dann stürzte er hinaus und holte die Kinder, sie an das Todtenbett der Mutter zu führen. Und er konnte sich nicht von der Leiche trennen. Immer wieder kehrte er zu ihr zurück und holte den Kronprinzen immer von Neuem an das Sterbebett.

Bei Secirung der Leiche stellte es sich heraus, daß die Königin am gebroch'nen Herzen gestorben, das edle Herz hatte den verzehrenden Gram über das Unglück des Vaterlandes nicht bewältigen können.

Die sterblichen Ueberreste der Verklärten wurden nach Charlottenburg gebracht und in einem Tannenhain, jetzt vom Mauseleum überwölbt, bestattet. Es war an demselben Tage, an welchem sie vor 17 Jahren als siebzehnjährige Braut in Berlin eingezogen, wo heut' der Leichenwagen sie durch dasselbe Thor führte!

Friedrich Wilhelm war allein!

So vernichtend aber auch der Schlag für ihn war, so wies er doch keinen Augenblick die Sorge für den immer mehr bedrückten Staat von sich ab; die Erinnerung an die hohe Todte begleitete ihn vielmehr auf dem Wege, dessen Anfang ihm so bittere Thränen gekostet hatte.

Napoleon trat immer mehr die Unabhängigkeit und Rechte der Völker mit Füßen. Er forderte jetzt, da Preußen noch nicht die ihm auferlegte Schuld der Kriegskosten abtragen konnte, schon die Zinsen, befahl daß Französische Truppen die Festungen besetzt halten und von Preußen verpflegt werden sollten, und richtete die Stärke derselben so ein, daß sie an Zahl nach der Preußischen Armee überlegen war.

Aber, während die Franzosen im Lande das Volk auf's Aeußerste brachten, die königliche Autorität verletzten und kein Privateigenthum schonten, sollte die Stunde der Erlösung nicht ferne sein und schon schlug die Glocke an.

Das freundschaftliche Verhältniß zwischen Alexan-

der und Napoleon war längst, besonders seit dem Oestreichischen Kriege lau geworden. Die Kontinental-Sperre, Vergrößerung Warschau's und andere Punkte brachten den Zwist dahin, daß endlich Beide rüsteten.

Schon Ende des Jahres 1811 standen Napoleon 400,000 Mann zur Verfügung; Rußland hatte ein beinah ebenso starkes Heer. Die Lage Preußens war sonach, zwischen Beiden eingeschlossen, die gefährlichste. Was blieb dem Könige übrig, um nicht erdrückt zu werden, als Napoleon um eine Allianz zu bitten? Napoleon gab keine Antwort; am liebsten hätte er Preußen ganz aufgelöst und seinen Ländern einverleibt — er schwankte — endlich stellte er die ungeheuersten Forderungen, Preußen sollte sein Heer verpflegen, sonst werde er sich durch das Reich Bahn brechen!

So, durch die Umstände gezwungen, mußte Friedrich Wilhelm mit dem Todfeinde sich gegen den Freund verbinden, er wie der Kaiser von Oesterreich gegen den alten Bundesgenossen fechten!

Doch ehe wir die näheren Umstände hiervon mittheilen, suchen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Dreißigstes Kapitel.

Das Schicksal schlug uns in dieselben Ketten
Und Freundschaft war's, die sie uns linderte.
Voltaire.

On se désinteresse à la fin de soi même.
Staël.

Die Hoffnung wankt, allein der Muth ist fest.
Byron.

Wir verließen Somberg im Kerker zu Segovia, wo ihn das französische Kriegsgericht zum Tode verurtheilt hatte. Die Vollstreckung des Urtheils sollte am andern Morgen früh sechs Uhr stattfinden; es war dazu eine Abtheilung deutscher Hilfstruppen unter Befehl eines Franzosen kommandirt.

Während Somberg auf dumpfiger Streu sich zum Tode vorbereitet, schleicht im Dunkel des Abends ein Schatten bei seinem Kerkerfenster vorüber, lauscht auf einen Moment, wo die Schildwache ihm den Rücken zukehrt und wirft ein gerolltes Blatt Papier durch die eisernen Gitterstäbe des Fensters.

Kaum ist dies glücklich vollbracht, so flüchtet die Gestalt hinter einen dunkel gelegenen Säulenvorsprung, um von dort aus den Erfolg ihres Unternehmens zu beobachten.

Somberg sah den Zettel fallen, doch die Fesseln hinderten ihn, denselben zu erreichen. So sehr er sich auch bemühte, blieb der Zettel fast einen Fuß breit von der Hand entfernt, die mühsam sich danach ausstreckte. Stumpf hatte er sich schon in sein Schicksal ergeben; wie ein Traum war Kampf, Gefangenschaft, Verhör, Urtheil an ihm vorübergegangen; geistig und körperlich ermattet, erschien ihm der Tod fast in lächelnder Gestalt, er konnte ihn von allen Mühen erlösen und seine verzweifelte Lage hatte Nichts was Lust zum Leben in ihm erwecken konnte. Da schreckte ihn das leise Geräusch des herabfallenden Zettels aus seinem Hinbrüten, Neugier ließ ihn die Hand darnach ausstrecken, die vergeblichen Bemühungen ihn zu erreichen, gaben seinen Kräften neuen Puls, und als er darüber nachsann, was das zu bedeuten habe und „ein Retter" der erste und letzte Gedanke war: da erwachte plötzlich in ihm die Lebenslust; wie in Todesangst an einen Strohhalm, klammerte sich seine Seele an den Gedanken, dieses Zettels habhaft zu werden. Er strengte die müden, von Staub, Hitze und Mattigkeit entzündeten Augen an, das weiße Blatt im Dunkeln zu unterscheiden, doch dies wurde immer schwerer; es zu entziffern, war längst unmöglich.

So verging Stunde auf Stunde — es schlug Mitternacht. Er konnte vielleicht gerettet werden, das Blatt lag vor ihm, eine Handbreit und er konnte es nicht erreichen! Morgen in der Frühe aber sollte er sterben! Sterben! — erst jetzt, wo Aussicht auf Rettung wie ein Sonnenblick ihm in's Herz geleuchtet, sah er in die ganze, düstere Nacht der Todesahnung. Jetzt gedachte er seiner Hoffnung; die Träume der Liebe erwachten in der Brust und Wehmuth erfüllte sein Herz — Anna — Klara! Jene, konnte er nicht wiedersehen — diese — er konnte nicht glücklich werden, in ihrer Liebe nicht den letzten Funken verkohlen lassen, der noch immer alter Jugenderinnerungen wach rief.

Und das Herz mit aller seiner Jugendhoffnung! Alle die kühnen, stolzen Träume sollte Morgen eine eine Kugel in Blut ertränken; namen-, vor der Welt sogar ehrlos, sollte er in fernem Lande untergehen, ohne sich, wie er geträumt, glänzend wieder in die Höhe zu schwingen — Thränen traten ihm in's Auge.

Sein ganzes, reiches Leben zog vor seiner Seele vorüber, alle die bunten, reichen Bilder wechselvoller gewaltiger Zeit, wo er mitgelebt, mitgerungen, mitgeliebt und gehaßt — Alles, Alles sollte vorbei sein, vorbei! — Und Somberg schauerte vor dem Tode.

Verzweifelnd stampfte er mit dem Fuße. „Warum

nicht im Kampfe sterben! gräßlich, so ruhmlos hingemordet werden!"

Er ballte die Faust und schüttelte die Ketten, daß das Eisen klirrte.

Da trat der Gefangenwärter ein und brachte ihm die Henkersmahlzeit — der Morgen dämmerte.

Während dies im Innern des Gefängnisses vorfiel, hatte die verhüllte Gestalt, nachdem sie eine Weile das Fenster beobachtet, sich rasch entfernt.

Wir folgen ihr durch mehrere kleine Gassen in die Vorstadt, wo sie an eine Gartenthüre klopft und dabei ein eigenthümliches, leises Pfeifen erschallen läßt.

Man öffnet; sie schlüpft hinein. Sorgfältig wird hinter ihr die Thüre verschlossen. Hunderte von bewaffneten Männern, die unter den Bäumen gelagert, sprangen auf, als sie den Fremden erblickten; ein leises „viva Mina" begrüßte ihn mit dumpfem Waffengeräusch.

Es war der berühmte Guerillachef Xavier Mina y Ardaiz.

„Sapia," rief er Einen der Bande aus der Menge heraus, „die Deutschen sind doch Männer?" —

Der Gefragte, ein langer, magerer Mensch mit feurigem Auge, nach der Tonsur zu urtheilen ein Priester, nach seiner Bewaffnung und Miene ein Krieger, legte die Hand feierlich auf's Herz, „ich

habe ihnen," sagte er, „das Sakrament darauf abgenommen, es sind brave Bursche."

„Wer kommandirt die Abtheilung?"

„Marquis de Lourday."

„Also doch!" und die Miene des Chefs verfinsterte sich. „Es wird einen heißen Kampf kosten," sagte er, „aber Rache für Alvarez! Rache für die gemordeten Spanier."

Und er theilte denen, die es noch nicht wußten mit, daß Einer seiner Getreuen, der Bauer Espoz, dem Kampfe vom Felde aus, wo er versteckt gewesen, zugesehen habe, der Deutsche sei ein Freund des Chefs gewesen, und Morgen wolle er ihm gut spanisch danken. „Wir hörten in den Bergen die Flinten knallen," rief er, „aber es war zu spät, gute Freunde, holen wir's ein!"

Kaum dämmerte der Morgen, so vertheilte sich die Bande. Mina mit seinen Kriegern war schon in der Nacht aufgebrochen; die Uebrigen, seine Spione, Bauern, Arbeiter, selbst ein Priester eilten einzeln, die Waffen unter ihrem Gewande verborgen, der Richtstätte zu, die auf freiem Felde hart vor dem Thore Segovia's sein sollte, wo das Gefecht stattgefunden hatte.

Die Franzosen, welche ausgerückt waren, um die Leichen ihrer Kameraden zu bestatten, hatten dieselben wie gewöhnlich verstümmelt gefunden, während die erhängten Spanier nicht zu finden waren.

Wir erwähnen hiebei, daß die Stärke sämmtlicher

Guerilla's in Spanien gegen 50,000 Mann betrug, so daß die ermüdeten Französischen Divisionen nie, so im Kantonnement wie auf dem Marsch vor einem Ueberfall sicher waren. Zehn bis hundert Mann stark lagen sie im Hinterhalt; rückte man gegen sie aus, so verschwanden sie auf der entfernten, unzugänglichen Sierra und waren gleich wieder da, wenn die Aufmerksamkeit irgend nachließ.

Der Priester gürtete sein Gewand auf und steckte Pistolen unter den Gürtel, der Bauer hielt bei seinem Pfluge eine Flinte versteckt und der Student trug den Dolch auf bloßer Brust.

So erklärt es sich was sie wagen konnten und geleistet haben, andererseits wieder die Wuth und die Furcht ihrer Feinde.

Wir kehren zu Somberg zurück. Der Kerkermeister hat ihn verlassen. Sein Blick sucht das Papier, es ist verschwunden, wo es lag hatte der Wärter gestanden. Hastig wühlte er das Stroh auf und mit einem Schrei der Freude sah er, daß es jetzt zu erreichen war.

Ob ihm die Kette fast Blut hervorpreßte, er zwang den Arm soweit durch, daß seine Fingerspitze es näher scharren konnte. Der Schweiß perlte ihm von der Stirne — endlich hatte er es in Händen.

Er las — sein Auge trübte sich — „was wird das helfen!" dachte er.

Auf dem Zettel stand: „Dicht vor'm Schuß,

werfe Dich rücklings in die Grube als wärst Du getroffen."

Er hatte kaum Zeit, das Papier zu verbergen, als man ihn schon zum Richtplatz abholte. Dort marschirten die Truppen in off'nem Quarrée auf, ein Geistlicher gab Somberg den Segen.

Man hatte im Halse des Quarre's eine Grube gegraben, er wurde vor dieselbe gestellt und man wollte ihm die Augen verbinden.

Somberg winkte abweisend: „ich bin Soldat," sagte er mit bebender Stimme, denn es war ihm, als hörte er Schüsse fallen. „Sollten Retter nahe sein?" Einer der mit Schaufeln versehenen Arbeiter hustete bedeutsam — hätte Somberg genauer hingesehen, vielleicht hätte er etwas wie einen Dolch oder Pistolenlauf Blitzendes in dessen Rockfalten gesehen.

Eine der vielen, zur Sicherheit ausgesandten Kavalleriepatrouillen sprengte heran, der Führer flüsterte dem Marquis von Lourday einige Worte zu. Hastig gab dieser das Zeichen zum Beginn der Execution, während seine Blicke sich durchdringend auf die nahen Berge richteten.

Zehn Soldaten Hessischen Kontingent's traten vor. „Fertig!" kommandirte Lourday.

Somberg versuchte zu beten, er konnte nicht, seine Aufmerksamkeit richtete sich auf Lourday, welcher immer unruhiger wurde. „An!" kommandirte dieser und zehn Gewehrmündungen richteten sich auf Somberg's

Brust. „Nieder — nieder!" sagte heftig die Pantomime jenes Arbeiters, ihm zuwinkend — in demselben Augenblick bemerkte er, daß die Mündungen sich leise hoben.

„Feuer!" donnerte das Kommando!

Zehn Schüsse fielen, Somberg lag hingestreckt in der Grube, der Marquis sprengte hinzu und sah wie er sich im Blute wälzte.

Die Arbeiter mit den Schaufeln näherten sich.

Da war es dem Marquis als ob Somberg sich bewegte, er wollte eben einen Soldaten winken, ihm den Rest zu geben, als ein Schuß fiel und er todt vom Pferde sank.

„Verrath!" schrieen die Franzosen. „Verrath!" tönte es von allen Seiten. Offiziere, Soldaten drängten sich hinzu und suchten nach dem Mörder, er war nicht zu sehen.

Da bemerkte ein Lancier, daß das Hemde eines der Arbeiter mit Pulver geschwärzt war — er stürzte auf ihn los.

Da blitzten die Dolche, zehn Franzosen lagen in ihrem Blute und ehe die Uebrigen sich von ihren Erstaunen erholt, hatten sämmtliche Arbeiter das Quarrée durchbrochen und stürzten den Bergen zu.

Ein Moment und die Franzosen, Rache schnaubend ihnen nach. Vergebens riefen die Offiziere den Ihren zu, vergebens befahlen sie Halt. Die Truppen hörten nicht hin, Wuth und Rachedurst löſten jede

Ordnung. Die Fliehenden waren im Vortheil, die Reiter konnten sie nicht über die Hecken verfolgen und die schwerbewaffneten Infanteristen nur mit Mühe ihnen nach.

Da tönte plötzlich von allen Seiten der bekannte Schreckensruf: „Muerto Muerto, viva Mina!“ und gegen hundert Reiter brachen in die aufgelösten Reihen, Alles niedermetzelnd, während Andere wie Rachegötter der Erde erstiegen, hinter jedem Baum, jedem Gebüsch ein Spanier stand, mit Kugel oder Dolchstoß die Fliehenden zu ereilen.

Wenig Minuten und der Platz war leer, nur ein geringer Theil der französischen Abtheilung hatte sich zur Stadt durchgeschlagen, die Uebrigen waren in die Hände der Guerilla gefallen und bedeckten mit ihren Leichen den Richtplatz. Schon kurz nach Beginn des Kampfes hatten zwei stämmige Krieger Somberg aus der Grube gezogen und lachten herzlich wie er bald die Retter ansah, bald auf das Blut schaute, mit welchem er bedeckt war, ohne daß er den Schmerz einer Wunde fühlte. Endlich zeigte ihm der Eine einen Lederschlauch, auf welchen er, als er rücklings niederstürzte, gefallen war, dieser war mit Blut gefüllt und vorher hingelegt gewesen, damit es aussehen sollte, als ob er verwundet sei. Der ganze Rettungsplan wurde ihm klar, als er die Soldaten, welche auf ihn gefeuert hatten, jetzt mit den Guerillas von der Verfolgung der Franzosen als Deserteurs zurückkehren sah. Sie hatten über ihn hinweg geschossen.

Die Dankesworte unsers Helden aber wies Jeder zurück, man zeigte auf einen stattlichen Reiter, der ebenfalls nahte und sagte ihm, das wäre sein Retter, Xavier Mina.

Dieser winkte jedoch den Seinen bedeutsam zu und sprengte davon, ihm nach folgte die Bande, die Somberg in ihre Mitte nahm.

In Segovia ward Alarm geschlagen, die Truppen rückten aus, als sie jedoch zur Stelle kamen, fanden sie nichts als die Leichen ihrer Kameraden.

Ferne aber in der Sierra hallten die Berge von den Freudenschüssen der Guerilla wieder, welche um den Hohn noch bitterer zu machen, auf die Hessischen Deserteurs weisend, ihnen zuwinkten, heraufzukommen und sie zu holen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Doch Ruh' ist raschem Herzen eine Hölle.
Byron.

Trag' ich mein Unglück nicht? sieh her, ich lebe!
Byron.

Der edle Mensch zieht edle Menschen an
Und weiß sie festzuhalten.
Göthe.

Die Aussichten für Spanien trübten sich zusehends. Napoleon hatte gleich nach dem Wiener Frieden große Heeresmassen gegen Spanien entsendet. Soult, in dessen Hände Jourdan den Oberbefehl niedergelegt, übertraf diesen weit an Thätigkeit und Einsicht. Auch im Süden der Halbinsel ward jetzt die Französische Macht begründet, deren Schritt selbst die wilde Sierra Morena nicht aufhielt. Cordova, Sevilla, Granada und alle größeren Städte fielen in König Joseph's Gewalt. Nur Cadix trotzte der Macht des stolzen Feindes.

In Portugal war Wellesley, jetzt Lord Wellington

zum Generalfeldmarschall der Portugiesischen Streitkräfte ernannt worden, und nun begannen die Reformen in der Armee, welche den tapfern Widerstand, den sie jetzt leistete, möglich machten.

Gerona vertheidigte sich sechs Monate unter Don Mariano Alvarez so heroisch, daß, als es endlich capituliren mußte, der Abzug für die Besatzung ein Triumphzug war, um den sie die Sieger von Austerlitz beneiden mußten.

Wellington, der Sieger von Talavera, mit dem gemessenen Befehl seiner Regierung, nichts zu wagen, lag zu Vizeu, um ihn jene braven Bataillone, mit denen er manchen Sieg errungen hatte. Sie waren jetzt, da ihn seine ängstliche Regierung kaum unterstützte, das Einzige worauf er bauen konnte. Er ging nicht von seinen Plänen ab, ob man ihn auch in England einen eigensinnigen Thoren schalt.

Drei Armeekorps, unter dem Namen armée de Portugal, standen unter Massena schlachtbereit, man glaubte, daß dieses Lieblingskind des Sieges von seinem kaiserlichen Herren zur Eroberung Portugals ausersehen sei, um ihn für seine lange, glänzende Laufbahn mit dieser Königskrone zu belohnen, aber Wellington lag in den Bergen und der britische Löwe versperrte ihm den Weg.

Im Juni 1810 schloß der Marschall die Feste Ciudad Rodrigo ein.

In der Nacht des 22. versammelte der kühne

Parteigänger Julian Sanchez seine Guerilla hinter einem Ausfallsthore der Festung, er mochte keine Mauern vor der Brust, seine Krieger suchten die offene Feldschlacht. Unter denen, die ihm zur Seite befehligten, befand sich auch Somberg, welcher von Mina hieher gebracht worden, da er wünschte, wieder in die englischen Reihen zu treten, wo er seine Kenntniß regelrechter Kriegskunst zur Geltung bringen und sich unter den Augen Wellington's auszeichnen konnte oder — in Ehren sterben. Der Partheigängerkrieg, wo man unter Acht stand, sagte ihm nicht zu.

In dunkler Nacht brachen die 200 Streiter unter Sanchez aus dem Thore, hieben sich Bahn durch die feindlichen Posten und gelangten glücklich zur englischen Armee.

Somberg ließ sich bei dem Feldherren melden und bat ihn um eine Capitainsstelle, nachdem er ihm seine militairische Vergangenheit mitgetheilt hatte.

Wellington, wie gewöhnlich kalt und wortkarg, maß ihn mit prüfendem Blicke.

„Das Kommando gleich, das Patent nach der ersten Schlacht,“ sagte er nach einer Pause, und Somberg war entlassen.

Wellington kam Ciudad Rodrigo nicht zum Ersatz, er zog sich langsam zurück, kleine blutige Gefechte bezeichneten den Weg, den er gegangen. Massena drang immer weiter vor.

Auf der höchsten Kuppe der Sierra von Coimbra

befindet sich ein einsames Carmeliter-Kloster, welches von wildverwachsenem Buschwerk umgeben ist. Hier schlug Wellington sein Hauptquartier auf, von hier blickte sein Adlerauge ernst auf den Staub und den Glanz der feindlichen Kolonnen nieder, welche das Land überschwemmten.

70,000 Franzosen, furchtbar durch ihre Disciplin wie durch ihren Muth, beseelt vom Andenken glorreicher Siege, unter dreien der berühmtesten Marschälle lagerten in der Ebene. Das Heer der Verbündeten zählte nur 25,000 Streiter.

Schweigend tritt der Brite unter die Waffen, „Portugal voran!" kommandirt der Feldherr, „es soll zur Feuertaufe!" Ney und Regnier rücken vor, unterm Eisenregen der Picton'schen Division ersteigt Ersterer die Anhöhe. Da hieß Wellington das 45. und 88. Regiment angreifen, mit gefälltem Bajonnet und fürchterlichem Hurrah stürzten sie den Feind den Abhang hinunter.

Wellington war Zeuge des Kampfes, da sah er plötzlich eine Abtheilung rechts abschwenken und dem fliehenden Feinde Salve auf Salve geben. Eine französische Kolonne drang vor um sie aus dieser unheilbringenden Nähe zu werfen. Doch der Brite stand, gab rasches, wohlgezieltes Feuer und warf die Kolonne mit schlagenden Tambours in der Ataque zurück. Einen Augenblick Getümmel, beide Kolonnen in einer Staubwolke verschwunden, plötzlich die Britische ge-

schlossen und fest, dem flüchtigen Feinde einen Kugelregen nachsendend. —

Wellington sprengte hinzu; schon von Weitem erkannte er in dem Führer, welcher kaltblütig wie auf dem Paradeplatz kommandirte, unsern Helden. Er grüßte ihn und rief den Briten ein heiteres: „Bravo Kinder!" zu.

Somberg erhielt am andern Tage das Majorspatent und den Befehl über ein Portugiesisches Bataillon.

Wir müssen jetzt unsern Helden verlassen um uns nach Otten umzusehen, welchen wir verlassen haben, als er in die französische Gefangenschaft gerieth.

Von Gensd'armes eskortirt, gefesselt auf einen Leiterwagen geworfen, transportirte man ihn nebst fünf Leidensgefährten durch Frankreich, um sie nach Cherbourg auf die Galeeren zu bringen. Die schlechte Kost, wie die Strapazen, verbunden mit der rohen, unmenschlichen Behandlung, welche sie zu erdulden hatten, konnte die Gesundheit der Wenigsten ertragen und Otten besonders, bei welchem der Gram, die geliebte Frau in Angst und Besorgniß hinterlassen zu haben, noch hinzukam, verfiel in ein hitziges Fieber, welches seinen Zustand so bedenklich machte, daß man vom weiteren Transport abstand und ihn in ein Garnison-Lazareth schaffte mit der Bestimmung, ihn, wenn er genesen, weiter zu senden.

Er hatte diese Rücksicht einem französischen Offizier

zudanken, welcher Kommandant des Ortes war, die Gefangenen zufällig sah und durch den Anblick Otten's gerührt wurde. Der alte Herr hatte selbst einen Sohn in der Armee, welche jetzt in Oestreich stand und er mochte wohl daran denken, daß seine Wohlthat ihm einst an dem Sohne in fremden Lande vergolten werden dürfte.

Otten lag Monate lang darnieder, die Garnison war unterdessen gewechselt worden, Napoleon rüstete sich zum Kriege gegen Rußland und Alles hatte im Städtchen den Gefangenen vergessen, wenigstens ahnte Niemand, welche Bestimmung des Genesenden harrte. Der Kommandant, welcher beim Revidiren des Lazareths seinen Schützling näher kennen und achten gelernt hatte, wie überhaupt jeder brave Soldat Schill's Auftreten anders als Napoleon beurtheilte, interessirte sich zuletzt so für das Schicksal seines jungen Freundes, daß er mit Bekümmerniß an seine Pflicht dachte, ihn nach Cherbourg senden zu müssen. Er hatte in seiner Familie so viel von dem jungen, zierlichen Deutschen gesprochen, der durchaus kein Barbar, nicht nur der französischen Sprache mächtig, sondern ein feingebildeter Mensch von Familie sei, daß Frau und Tochter neugierig geworden, jetzt mit dem Menschen in ihm, sich gegen den Kommandanten verbanden. Das Mitgefühl ward in der weiblichen Brust rege und sie beschwatzten endlich den Papa, dem Fremden den Eintritt in ihren Garten zu gestatten, damit er sich dort

erholen könne. Die Einsamkeit in der kleinen Stadt war Allen langweilig und dem alten Herrn zumal seit der Garnisonswechsel ihm die Freunde entrissen, mit welchen er sonst seine Abende verlebt hatte.

Er sagte endlich zu, und Otten ward in die Familie eingeführt. Die Damen des Kommandanten sahen nur, daß der „junge Mann" ein Dreißiger war, fanden aber doch bald, daß Papa in allem Anderen Recht hatte, und es dauerte nicht lange, so war Otten wie ein Glied der Familie.

Er hatte dem Kommandanten das Wort gegeben, keinen Fluchtversuch zu machen und genoß so, da dieser ihm volles Vertrauen schenkte, eine Freiheit, welche zwar angenehm war, aber ihn doch um so schmerzlicher das vermissen ließ, was ihm am meisten fehlte.

Er war daher in einer stets gedrückten Stimmung, so sehr er sie auch den Damen gegenüber zu bekämpfen suchte und dies erhöhte das Wohlwollen und Mitgefühl derselben für ihn in einem Grade, der immer gefährlicher für den schon einmal verletzten Pflichteifer des Kommandanten wurde. Umsonst hatte ihn Otten gebeten, seiner Frau schreiben zu dürfen; Roland, so hieß der alte Capitain, mußte dies, weil es zu gefährlich war, abschlagen, und Otten sah ein, daß er dadurch nicht nur den Capitain unglücklich machen konnte, sondern auch, wenn es entdeckt wurde, der kurzen Freiheit verlustig gehen mußte. Traurig ergab er sich daher in sein Schicksal.

Wieder verstrichen Monate.

Plötzlich blieb er fort; er kam eines Abends nicht zum Kommandanten, den folgenden Tag auch nicht, und als man nach ihm schickte, ließ er sagen, daß er sich unwohl fühle.

Roland begab sich zu ihm. Er fand Otten wie sonst.

„Haben Sie uns etwas übel genommen?“ fragte der Capitain.

„Wie sollte ich das!“

„Warum sind Sie denn zu Hause geblieben?“

„Ich fühle wie großen Unannehmlichkeiten Sie sich meinetwegen aussetzen, und da ich vollständig genesen bin“ —

„So wollen Sie, daß ich Sie nach Cherbourg sende? mordioux, ich glaube gar Sie haben Lust dazu; junger Freund, was ich thue, habe ich wohl überlegt, es hat freilich einen Kampf gekostet, aber wenn Sie mich an meine Pflicht erinnern wollen“ —

„Ich kann das Opfer nicht annehmen,“ unterbrach ihn Otten resignirt, „denken Sie an Ihre Familie Herr Roland, meinetwegen soll sie nicht unglücklich werden.“

„Wenn sie's nun aber wagen will, wenn's unser Wille, unser Wunsch ist, wenn Sie uns ein Vergnügen damit machen!“ rief der Capitain heftig.

„So auch nicht,“ entgegnete Otten fest, dann aber setzte er, ihm die Hand reichend mit Wärme

hinzu: „Capitain, man muß die Güte eines Andern nicht zu sehr ausbeuten, denken Sie sich in meine Lage, was würden Sie thun, würden Sie ruhig sein können, wenn eine Familie, die Ihnen Wohlthaten erweist, deshalb riskiren muß, jeden Augenblick in's Elend gestürzt zu werden? Gewiß nicht!“

Nach langem Für- und Widerreden ging der Capitain brummisch davon.

„Wenn er's denn will,“ dachte er, „meinetwegen!“

Als er nach Hause kam und den Seinen Otten's seltsamen Entschluß mitgetheilt, veränderten sich die Züge seiner Tochter auffallend schmerzlich, sie erbleichte und konnte kaum die hervorbrechenden Thränen zurückhalten.

Der Capitain sah es mit Befremden, als aber später seine Gattin ihm mittheilte, wie sie längst für die Ruhe ihrer Tochter besorgt gewesen sei, und die Ueberzeugung, welche ihr das Weiberauge gab, aussprach, daß Otten aus demselben Grunde hauptsächlich weggeblieben sein möchte, da schüttelte der Alte gerührt den Kopf, „arme Minette,“ sagte er, „ich hätte Dir ihn gerne gegeben, mordioux! aber der Deutsche ist ein Ehrenmann durch und durch!“

„Er muß fort — aber zu seiner Frau, und sollt' ich darüber zu Grunde gehen!“

Wie der Kapitain diesem löblichen Vorsatze nachkam, werden wir später sehen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Ach und Rom in seiner Schande, das vordem
die Welt gewann
Flehte zum Olymp um einen, flehte nur um
einen Mann!
Platen.

Du stellst Dich auf die Seite der Gegner? —
Mit dem Herzen gewiß nicht.
Machiavell.

Le hasard c'est peut être le pseudonyme de Dieu
quand il ne veut pas signer.
Launay.

Im Mai 1812 empfing Napoleon in Dresden den Besuch der ihm jetzt verbündeten Monarchen von Oestreich und Preußen, sowie die Aufwartung der Vasallenfürsten seines Reiches.

Dem Könige von Preußen war es nie möglich gewesen zu heucheln, er that es auch jetzt nicht. Er verbarg den persönlichen Unmuth nicht und hatte er früher den ihm diktirten Frieden mit einer, dem Uebermuthe des Siegers fast trotzenden Kälte angenom-

men, so war er jetzt der letzte aller Fürsten, der in Dresden eintraf. Er kam acht Tage später als der Kaiser Franz und erst drei Tage vor dem Aufbruche Napoleon's gegen Rußland. Hatte dieser mit der Anmaßung eines Herrn der Erde, Kaiser und Könige um sich versammelt, so benahm sich Friedrich Wilhelm würdevoll und gemessen; er war der am meisten gedemüthigte, aber auch derjenige, den Napoleon noch jetzt am meisten fürchtete. Napoleon, Kaiser Franz, selbst der greise König von Sachsen erschienen vor den beiden Kaiserinnen — Stiefmutter und Stieftochter — in Schuhen, Friedrich Wilhelm allein, zum Entsetzen der Höflinge und trotz des Abmahnens selbst von Hardenberg, — legte um des Korsischen Hofes willen die gewohnte Tracht der Stiefel nicht ab, was um so gewichtiger war als der Emporkömmling so viel auf kleinliche Etikette gab und persönliche Geringschätzung ihn am meisten erbitterte.

Es wiederholte sich hier in Dresden übrigens das, was wir schon beim Kongreß zu Erfurt geschildert haben. Napoleon ließ einen Glanz und in diesem Glanze einen Uebermuth blicken, der selbst in den Herzen seiner Anhänger einen Stachel der Bitterkeit zurückließ.

Oestreich's gepreßte Lage zeigte sich recht fühlbar als Kaiser Franz seine Tochter begrüßte, die ihn und seine Gemahlin weit überstrahlte. Napoleon aber fühlte wie wenig er als Emporkömmling hier seiner

Geburt nach galt und sagte darüber zu Franz die Worte: „Je suis le Rodolphe de Habsbourg de ma famille!“ welche eines großen Mannes gewiß nicht unwürdig und hier am rechten Orte waren.

Noch war der russische Gesandte, Fürst Kurakin in Paris, hatte aber wiederholt seine Pässe verlangt. Sie wurden ihm erst später, von Thorn aus zugesandt, indem der Kaiser ihm bedeuten ließ, schon das Verlangen derselben habe er als Kriegserklärung betrachtet.

Und Napoleon wußte wohl, daß er an mußte, gegen den Eiskoloß; durch Feldzüge konnte Rußland besiegt aber nicht gebrochen werden, war dies aber geschehen, dann war er Herr des Kontinents, England, seinem letzten Feinde waren alle Häfen geschlossen, und auch der stolze Brite zum Frieden gezwungen.

Während dies in Dresden geschah, war der General Müffling von seinem Könige mit einer geheimen Mission nach Petersburg gesandt. Friedrich Wilhelm ließ Alexander sagen, daß er gezwungen ihm gegenüber trete, seines Landes, seines Volkes wegen, dennoch bete er für die russischen Waffen und hoffe, der Kaiser werde das Aeußerste daran setzen, eine Macht in Europa zu bewahren, die dem Uebermuth des Korsen noch die Waage hielte.

„Dites au roi,“ antwortete der Kaiser, „que si je venais á Kazan, je ne ferais pas la paix!“

Wie der Bund Preußen's mit Napoleon bekannt

wurde, hatten 300 Offiziere, darunter die Generale Scharnhorst und Gneisenau ihren Abschied genommen, Viele gingen wie Thielemann nach Rußland, Viele nach Spanien, sie mochten ihr Schwert nur gegen, nicht für den Korsen ziehen.

Blücher, der seinen Heldennamen selbst 1806 bewährt, war dem Wahnsinn nahe, jede Fliege an der Wand schimpfte er Napoleon und schlug sie todt; da man ihn nicht missen konnte und wollte, hatte man ihm den Obersten Bülow, späteren Bülow von Dennewitz, beigegeben — seine Truppen in Pommern waren ja der Ehrenkern Preußischer Armee — auch er nahm jetzt den Abschied von Preußischer Fahne!

Nur auf den Wunsch seines Königs zog York — der spätere York von Wartenberg — mit dem Preußischen Heerhaufen unter Macdonald's Befehl über die Russische Gränze.

Die Hunderttausende Napoleon's aber zogen fürchterlich verwüstend durch die deutschen Gauen, französische, italische, illyrische, holländische, deutsche, schweizerische Truppen, Polen, Dänen, Mamelucken, sprechend in allen Zungen Europa's, wälzte sich der unabsehbare Heereskoloß dem Niemen zu; ihm folgte ein unermeßlicher Troß, der abermals das Land plünderte, und aus Preußen allein 100,000 Vorspannpferde gewaltsam wegführte.

Mit fester Zuversicht des Sieges, strahlend in

seiner Herrschergröße zog Napoleon mit stolzer Heerespracht den 23. und 24. Juni über den Niemen.

Um den Mann im grauen Rock und mit dem kleinen schwarzen Hütchen schimmerten in Blau mit Silber grstickt, auf prächtigen Rossen mit Tigerfellen behangen, die Ordonnanzoffiziere des Kaisers, die Dragoner mit goldenen Helmen und langen Roßschweifen, die scharlachrothen Lanciers, die Jäger zu Pferd mit Bärenmützen in grün und Gold, an ihrer Spitze der stolze Eugen Beauharnais, dort die Polen unter Poniatowski, der kecke Murat mit dem rothen Barett mit wallenden Federn, in grünem, pelzverbrämtem, goldgesticktem Rock, die Mamelucken in rothem Gewand mit Turban, Dolch und Türkensäbel, die Garde endlich mit den Bärenmützen, rothen Rabatten und den Orden auf der Brust, es war ein Anblick wie man ihn nie gesehen!

Im Auge jedes Franzosen der stolze Blick, „aus Dir kann ein Marschall von Frankreich werden,“ im Polen die Hoffnung, das Vaterland wieder zu erobern, der Deutsche mit fortgerissen im Strudel des „vive l'empereur“ — so ging es über den Niemen!

So ging es in die russischen Steppen!

Mit dumpfer Bangigkeit, ungewiß, was es wünschen, was es fürchten sollte, fluchend dem Kaiser, betend für seine Söhne, hörte Europa die Kunde von dem unaufhaltsamen Vordringen der Armee, von den Siegen bei Wilna, Witebsk, Smolensk, Borodino,

endlich von dem Einzuge in die alte Czarenstadt Moskau!

Und man erwartete, daß Alexander sich beuge wie alle Andern.

Moskau war verlassen.

„Noch kein Friedensbote?" dachte der Korse und wie damals in Spanien kam die Angst des bösen Verhängnisses über ihn, er fühlte das Verderben lauern.

„Feuer, Feuer!" hallte es dumpf und grausig durch die Nacht und die eisige Ruhe — „Feuer!"

Keine Rettung — General Rastoptschin, Gouverneur von Moskau hatte, ehe er die Stadt mit Allem was lebte verließ, die Spritzen wegschaffen lassen, die Gefängnisse geöffnet, Pechkränze und Pechfackeln in die Hände der losgelassenen Verbrecher gelegt.

Sein Palast vor der Stadt brannte zuerst, dann ganz Moskau, der Franzose legte zuletzt mit Hand an's Werk und steckte den Kreml, die russische Kaiserburg in Brand.

Europa rief keinen Fluch, sprach keinen Abscheu aus, Schrecken und Erstaunen lähmten die Zunge, aber Jeder fühlte, daß er einer solchen That nicht nicht fähig sei.

Und eine Ahnung stieg in den Gemüthern auf, daß diese That eine unermeßliche Bedeutung habe, daß noch Gräßlicheres bevorstehe.

Es war Moskau's Brand der Feuerschein von der über Europa aufgehenden Sonne der Freiheit.

„Kein Friede!" hohnlachte es verzweifelnd in der Brust des Korsen — zurück mit den Hunderttausenden durch das verwüstete Land!

Unabsehbare Reihen von Wagen mit Kranken waren die ersten Boten des großen Rückzuges.

Und wieder vernahm Europa die Kunde, von gräßlichem Frost, vom unerbittlichen Waffenglück des Russen, der seine Heimath säuberte von Feindesschaaren — und Jeder fühlte, daß Gott mit den Russen schlug.

Und man hörte, erst leise, dann laut aber ernst und feierlich die große Kunde: der Kaiser hat einsam auf einem Schlitten die Armee verlassen, Leipzig und Dresden passirt.

Damit war das Ende des Feldzugs ausgesprochen, jetzt kam die Kunde von der Vernichtung der Armee.

Und man sah wie todtbleiche Gesichter, stiere Augen, erfrornene Glieder, stumpfe Gleichgültigkeit grausenhaft die Leiden und das Elend aussprachen, welches Hunderttausende erlitten. In Stolz und Ueppigkeit verwöhnte Günstlinge des Glückes, die Marschälle Frankreich's — kehrten kaum mit Lumpen bedeckt, Verzweiflung in den Zügen, aus Rußland über den Niemen, den sie so stolz überschritten hatten, zurück.

Und die glänzenden Hunderttausende — jetzt geschmolzen auf ein Achttheil — wälzten sich, ein end-

loser Zug des Jammers und des Elendes her, von Seuchen und Krankheiten begleitet!

Frost, Hunger und russische Waffen hatten Napoleon geschlagen; man sagt, im Anfange des nächsten Jahres wären 300,000 menschliche Leichname und 150,000 todte Pferde auf russischem Boden verbrannt worden.

York, von den Russen umringt, schloß das bekannte Bündniß, welches Friedrich Wilhelm, so lange Angerau Berlin besetzt hielt, desavouiren mußte; aber wie durch einen Zauberschlag erwachte Vertrauen zu sich selbst im preußischen Volk und mit ihm eine begeisterte Zuversicht zur nahen Befreiung.

Stein erschien plötzlich zur Seite York's in Königsberg und der König — mit Scharnhorst, Blücher, Gneisenau und Hardenberg jetzt in Breslau — erließ den Aufruf an sein Volk.

Die französischen Ketten waren abgeschüttelt, es galt jetzt den Freiheitskampf zu kämpfen, der sie für immer davon erlöste.

Und als der Glaube an alles Hohe und Edle aus den Nebeln des Unheildruckes wieder erwacht war, verbreitete sich — Gott weiß wie — unter den Kriegern die Sage, Königin Louise lebe, Ihr Tod sei nur eine Täuschung gewesen. Ihr Bild und ihr Name ging den begeisterten Heeren zum Kampfe voran.

Am Geburtstage der verewigten Königin stiftete

Friedrich Wilhelm den höchsten Ordensschmuck der Freiheitskriege, das eiserne Kreuz. Sie war die Schutzheilige der deutschen Ehrenlegion, dieses sinnigen Ordenszeichens eiserner Zeit.

Während aber Friedrich Wilhelm und Alexander den denkwürdigen Bund schlossen und ihre Völker rüsteten, grollte Napoleon in Paris wegen des „Verraths", sein kräftiger Wille schuf neue Heere und der bloße Ruf seines Namens schüchterte von Neuem die Schwachen ein.

Die Monarchen waren sich es wohl bewußt, daß es sich jetzt um ihre Existenz handelte, die Völker ahnten dasselbe, aber neue Kraft, neue Begeisterung stählte das junge Deutschland zum frischen Kampfe.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Zur Schlacht, zur Schlacht!
Zum Sieg, zum Sieg!
In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!
H. v. Kleist.

Es ist unsere Absicht, ein Gemälde der Zeit, nicht eine Geschichte derselben zu geben, wir berühren daher die so vielfach geschilderte Epoche der Erhebung und der Freiheitskriege nur in so weit, wie es die Entwicklung der Verhältnisse jener Personen betrifft, für welche, wie wir hoffen, der Leser sich besonders interessirt.

In Folge des bedeutend schnellen Umschwungs, welchen die Erhebung Preußens verursachte, waren die französischen Heere fast überall zum Rückzug gezwungezwungen und fast alles Brandenburgische Land vom Feinde befreit. Und nun ergoß sich der Strom über Sachsen, welches ein düsteres Verhängniß an Napoleon's Fahnen geknüpft hatte.

Freiheitsträume entflammten weithin die Völker, Jung und Alt griff zum Schwert und Alles gedachte racheschnaubend der Ketten, welche es so lange verzweifelnd getragen.

Die Fürsten hatte Napoleon besiegt, jetzt sollten ihn die Völker schlagen — und die Lawine der begeisterten Massen rollte langsam aber donnernd heran, immer gewaltiger gegen die Dämme, welche hier und dort der eiserne Wille und hohe Genius des Imperators setzte. Sachverständige behaupten jedoch, daß, wie er auch das Schwert wetzte, er in diesem Kriege so wenig orientirt war, wie in keinem andern und Fehler über Fehler machte.

Er wollte das Glück zwingen, welches ihm bisher keine Rast gelassen und ihn ruhlos, blindlings immer weiter getrieben.

Und Napoleon siegte bei Lützen, Bautzen, aber es waren das nicht Siege, wie er sie früher erfochten, sie waren nicht niederschmetternd, keine Sonne von Austerlitz glänzte auf die erworbene Siegesbahn, es waren Siege, die für ihn Niederlagen waren, denn der Nimbus schwand vor dem Gewöhnlichen.

Oestreich, trotz des Familienbandes, trat jetzt ebenfalls gegen ihn.

Metternich hatte die Aufgabe, seinen Kaiser von Napoleon „loszumachen". Es gelang ihm dies, wie bekannt, vortrefflich, er wußte Napoleon bei einer Audienz so zu ärgern, daß dieser in Unmuth ausrief:

„alors je me fiche d'une telle misérable alliance!“ worauf der Fürst eine tiefe Reverenz machte und in der Vorstube sagte: „der Kaiser hat mich eben von der Allianz entbunden.“

Schweden that ein Gleiches und Rußland's Zorn, preußischer Muth, englisches Geld verbanden sich zum heiligen Kriege der Weltbefreiung.

Sie wurde in den Ebenen von Leipzig entschieden. Dieser große Sieg warf Napoleon über den Rhein und für immer von deutscher Erde.

Friedrich Wilhelm III. aber trieb es aus dem Siegesjubel von Leipzig nach Charlottenburg zu Ihr, einsam trat er an die Todtengruft der Verewigten und legte in stiller wehmüthiger Nachfeier des Siegesfestes einen mitgebrachten Lorbeerzweig auf das Grab Louisen's.

Diejenigen aber, welche sich besonders ausgezeichnet hatten, erhielten das eiserne Kreuz.

Unter den Glücklichen, deren Brust das stolze Siegeszeichen schmückte, bemerken wir einen stattlichen Mann mit von der Sonne gebräuntem Antlitz, dessen Aeußeres den noch jungen aber vielgeprüften Mann anzeigt. Somberg hatte zu viel an Tagen erlebt, als daß man sein Alter nach Jahren schätzen durfte; kaum war die Kunde von dem Aufruf des Königs an sein Volk zu ihm gedrungen, als er Abschied von der siegreichen Armee Wellington's nahm, der nur ungern einen so umsichtsvollen und tapfern Offizier

scheiden sah. Trotzdem daß er Niesel's Brief nicht erhalten und nicht ahnte, daß man seinen Prozeß unterdrücke, konnte er nicht zurückbleiben, wollte nicht fehlen unter den Kämpfern, welche sich um das wieder flatternde Banner des Vaterlandes geschaart hatten.

Ein britisches Schiff führte ihn glücklich nach der preußischen Küste, von wo aus er im Fluge der Armee nacheilte und mit dem Korps der freiwilligen Jäger in den ersten Schlachten focht, endlich bei Leipzig Gelegenheit bekam, seinen Namen geltend zu machen.

Das Kreuz auf der Brust — begab er sich zum General Blücher, dem Marschall „Vorwärts", dem Heldengreis, dessen Fußtritt den Thron Napoleon's wanken und fallen machte.

Kaum angemeldet hieß ihn die Ordonanz eintreten.

Und er stand vor dem alten Husaren, mit den schwarzdunklen, feurigen Augen, königlicher Stirn und Nase, voller Majestät und Hoheit, während um den Mund und Kinn die Husarenlist spielte.

„Heißen?" fragte Blücher den Eintretenden kurz und rasch, indem seine Augen mit Wohlwollen ihn musterten und auf dem Kreuze ruhten.

„von Somberg."

„Hab' Sie in Möckern gesehen; was führt Sie her?"

Somberg erzählte, daß er früher schon Offizier gewesen und wegen eines Duells kassirt sei.

„Unsinn,“ herrschte der Alte, „die Schwerenöther haben viel so'n dumm Zeug gemacht, kehren sich nicht daran, werd's dem Könige mittheilen, haben brav gefochten — halt — man hat mir da neulich etwas erzählt, — ein Frauenzimmer — richtig, die Gräfin D..., wollen einen Adler oder so etwas erobert haben, war's nicht das?“

Somberg verbeugte sich bejahend und erzählte den Vorfall, wie wir ihn geschildert haben.

„Hm,“ schüttelte der Alte den Kopf, „nun, ich werd' Ihnen einen Rath geben, in der nächsten Schlacht holen Sie einen andern, einem braven Kerl kommt es nicht drauf an, wenn man ihn einmal übersieht, muß nicht wie ein Jude rechnen, basta, übrigens werde ich, wie gesagt von Ihnen mit dem Könige sprechen.

Damit reichte er ihm die Hand hin und schüttelte die seine kräftig.

Eben wollte Somberg das Zimmer verlassen als ein Ordonanz-Gensd'arme hereintrat — beim Anblick unsers Helden einen Augenblick stutzte, dann aber sich wiederholt räusperte, als wolle er Somberg's Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Blücher glaubte es gelte ihm. „Na Müller, was will Er?“

„Rapport vom General von Pirch,“ damit überreichte er dem Feldmarschall einen Brief; den

Moment, wo Blücher las, benutzte er aber um Somberg einen Wink zu geben.

„Nu was hat Er denn!“ fragte der Marschall, der es bemerkte.

„Ew. Excellenz halten zu Gnaden,“ entgegnete dieser, „als ich bei Eylau verwundet auf dem Felde lag, da hat sich der Herr meiner erbarmt, mir seinen letzten Trunk gegeben, Excellenz, nehmen's nicht übel, ich muß ihm danken.“

Damit wischte er eine Thräne aus dem Auge und wandte sich zu Somberg, der erstaunt dastand, denn er konnte sich natürlich des Mannes nicht mehr entsinnen.

„Ja, ja,“ fuhr der Alte fort, „Sie waren es, haben sich zwar seit der Zeit sehr verändert, aber ich erkenne Sie doch.“

„Stand Er bei demselben Regiment?“ fragte Blücher den Gensd'arme.

„Nein; der Herr Lieutenant,“ entgegnete dieser nach kurzem Besinnen, „kam erst den Tag vor der Schlacht zur Kompagnie und trug die Uniform vom Regiment Hohenlohe.

Blücher blickte Somberg fragend an.

„Ja,“ bestätigte dieser, „ich schloß mich den Truppen an, da mein Regiment versprengt war.“

„Bravo!“ rief der General wohlwollend.

„Und der Herr Lieutenant haben uns tüchtig in's Gedränge geführt,“ lächelte der Gensd'arme, „Donner=

wetter, wie's auf das 30. Regiment losging und Sie den Adlerträger niederstießen."

Somberg, der immer gespannter zugehört, sah jetzt triumphirend auf, während der Marschall nun aufmerksam geworden, sich die Details erzählen ließ, womit der Gensd'armes nicht karg war. Endlich sagte er zu Somberg, dessen Hand er mit Wärme ergriff und ihn wohlwollend ansah, „Freund, jetzt ist die Geschichte klar, daß man sie glauben kann, habe zwar," verbesserte er sich, Somberg's Erröthen bemerkend, „nie daran gezweifelt, aber auf einen Sieg machen immer Viele Anspruch, der Eine mit mehr Recht, der And're mit weniger. Ihnen ist aber Unrecht geschehen und das soll der König gut machen, den pour le mérite haben Sie verdient."

„Excellenz," unterbrach ihn Somberg erröthend, „deßhalb erwähnte ich meine Anspruch nicht, ich that' es nur um Sr. Majestät zu beweisen, daß ich ihm jederzeit treu und mit Ehren gedient habe, den Orden will ich nicht mehr, mag ihn der tragen, der ihn hat."

„Bravo!" rief der Marschall, „doch ich werde das Weitere besorgen. Vorläufig nehmen Sie das Kommando des vacant gewordenen Bataillons vom Leibregiment. St — st," fuhr er fort, als Somberg danken wollte, „zeigen Sie mir in der Schlacht, daß Sie es führen können."

Auf diese Weise entlassen, konnte Somberg nun einer frohern Zukunft entgegensehen.

Wenige Tage darauf erhielt er das Majorspatent, wodurch er vollständig rehabilitirt und wieder ein Glied des Heeres war, zu dessen Fahnen er in seiner Jugend geschworen und dessen Farben nie aus seiner Brust geschwunden waren.

Der Siegesflug des Marschall Vorwärts aber ging über den Rhein und das träge Bündniß stets aufrüttelnd zu Kampf und Wagniß, dankt ihm Europa den Zug gegen Paris.

„Napoleon hat in allen Hauptstädten Europa's seine Visite gemacht, wir müssen sie endlich erwiedern,“ so sprach humoristisch der greise Held und hat sich mit Blut den Weg gebahnt.

Napoleon dankte ab. Seine Armee geschlagen, vom Senat seine Absetzung dekretirt, die Alliirten in Paris und in Unterhandlung mit einer provisorischen Regierung, an deren Spitze Talleyrand trat — saß der Weltbezwinger in Fontainebleau, die düstere Kunde erwartend.

Die Thronentsagung zu Gunsten seines Sohnes wurde nicht angenommen, sondern die Restituirung der Bourbons beschlossen, ihm Elba, seiner Gemahlin das Herzogthum Parma gegeben!

War die Welt ob dem Uebermaß der Frechheit des Senates erstaunt, der bisher das unterwürfigste, sklavische Werkzeug Napoleon's gewesen und von ihm blos zur Erhaltung der Verfassung eingesetzt, jetzt sich vermaß, seine Entthronung auszusprechen, so

erstaunte man noch mehr, Talleyrand das Princip dieses Verfahrens mit dem Namen „Legitimität" benennen zu hören.

Was Napoleon bisher kriechend vergötterte, das verfolgte ihn jetzt mit den niedrigsten Schmähreden; der Mann des Jahrhunderts aber blätterte im Montesquieu, als Calaincourt bei ihm eintrat.

„Lesen Sie laut," sagte er, und wies auf die Stelle: „Ich kenne nichts Großherzigeres, als den Entschluß, den ein Monarch unserer Zeit nahm, sich lieber unter den Trümmern des Thrones zu begraben als Vorschläge anzunehmen, die er nicht einmal anhören darf."

„Ich kenne noch etwas Großherzigeres," entgegnete dreist der Herzog von Bassano, „wenn Sie Ihren Ruhm aufopfern um damit den Abgrund zu decken, in den Frankreich mit Ihnen stürzen würde."

„So mag Calaincourt Frieden schließen, wie er ihn will," sagte er und brach in einen Strom von Thränen aus!

Der Abschied Napoleon's von seiner Garde war herzzerreißend, kein Feldherr hatte je solche Truppen gehabt, keine Truppe hatte je ein General so siegesstolz durch die Welt geführt; weithin begleitet von den Achtungsbezeugungen des Volkes ging er nach Elba ab, nur tief im Süden wurde er durch aufgestellte Pöbelhaufen beschimpft — zu niedrig als verletzend für solche Größe war dieser Hohn! —

Die Kaiserin, von ihm getrennt, reiste schmerzgebeugt mit östreichischer Eskorte durch dieselben Departements, wo vier Jahre früher Blumen für sie gestreut waren — sie kehrte nach Wien zurück.

Ludwig XVIII., England, seinen Zufluchtsort verlassend, kehrte auf den Thron zurück, von dem das Volk seine Ahnen gestoßen und auf welchen ihn jetzt die Gewalt fremder Bajonnette setzte. Er nannte das Jahr seiner Wiederkehr das „neunzehnte“ seiner Regierung! — Er zog in Paris ein, seinen Wagen begleiteten Männer, welche wie Berthier z. B. und Andere die Hauptplätze im Gefolge des Kaisers besetzt hatten; in der Notre-Dame Kirche dankte er Gott für seine Rückkehr und dann zog der Bourbon in das alte Schloß der Tuilerien.

Dem legitimen Herrscher wurde ein billiger Frieden zugesichert, aber wiewohl er die Verfassung bewilligte, gab's doch bald viel Unzufriedenheit im Lande, mehr als der kaum begründete Thron ertragen konnte.

Schon im Januar 1815, als man mit großem Pomp die Reste Ludwig XVI. und Maria Antoinetten's ausgrub, sie nach St. Denis zu schaffen, wurde diese Gelegenheit benutzt, des alten Königshauses zu spotten.

Die Ueberreste, in ungelöschtem Kalk beerdigt, waren längst verzehrt, dennoch behaupteten die Höflinge, das Gehirn der Königin und eins ihrer Strumpfbänder gefunden zu haben; diese Ueberbleibsel wurden

auf einem Wagen von so enormer Höhe gethan, daß er nicht unter den in der Mitte der Straße hängenden Reverberen fort konnte, das Obertheil der Verzierungen blieb hängen und das Volk rief wie damals als sie noch lebten: „A la lanterne!“

Gewiß ein böses Omen für Ludwig XVIII!

Schon das Aeußere des Hofes war nicht geeignet, die eitle Nation für sich einzunehmen. Der König, dem zwar der Verstand*) aus den Augen leuchtete, war außerordentlich korpulent und des Gebrauchs der Beine fast gänzlich beraubt, denn in schwarzsammtene Stiefel eingehüllt, ließ er sich von zwei Leuten führen, und wäre über einen Strohhalm gestolpert. So erzählt ein Augenzeuge. Gewöhnlich trug er eine Art von Leibrock mit einem liegenden rothen Kragen und ganz altmodischen, hängenden goldenen Epauletten daran. Der ganze Hof war alt und abgelebt, dazu noch eben so altmodisch gekleidet.

Die Oberhofmeisterin hatte beim Einzug einen großen, schwarzen Pompadour am Arme.

---

*) Sein „kleiner“ Witz, sagte Gervinus, spielte boshaft, obwohl er dies unter den Formen rührender Gutmüthigkeit zu verbergen wußte. So sagte er zu Alexander: „Ich habe kein Recht auf den Thron, als das Erbrecht, sonst bin ich nur ein schwacher Greis, der fern vom Vaterlande Brod erbetteln mußte“ — was eine Anspielung auf seine Verweisung aus Rußland war.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Oh keine Sprache nennt, was ich gelitten!
Schiller.

Es war im Anfang des Jahres 1814, zu der Zeit wo der Krieg über die Grenzen Frankreich's spielte, als in einer französischen Grenzstadt ein großer Auflauf stattfand. Im Gasthofe zum Engel waren Schüsse gefallen, und ein Gensd'armes hatte blutend das Haus verlassen, um Hilfe von der Garnison zu requiriren. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, der Fremde, der in der Nacht angekommen, sei ein entsprungener Galeerensträfling, welcher mit falschem Paß über die Grenze zu kommen suche, einen Gensd'armes niedergeschossen, den Andern verwundet habe, jetzt aber in seinem Zimmer eingeschlossen sei, da das ganze Dienstpersonal des Gasthofes die Ausgänge bewache. Der Auflauf vor dem Engel vergrößerte sich noch, als die Lärmtrommel gerührt wurde und die ganze Besatzung des Städtchens, aus

etwa achtzig Milizen bestehend, auf den Markt vor das Haus rückte.

Der Fremde hatte nämlich seinen Paß, der auf den Namen Roland ausgestellt war, zur Polizei gesandt, wo er gleichzeitig mit einem Gensd'arme eintraf, der behauptete, einen Mann am Fenster des Gasthofes gesehen zu haben, den er glaube, früher als Gefangenen transportirt zu haben. Der Präfect befahl sogleich, daß er mit einem Andern sich in den Gasthof begeben solle und die Sache näher untersuchen. Es geschah; kaum hatte jedoch der Gensd'arme die Schwelle überschritten, als er in keinem Zweifel mehr darüber war, daß ein Flüchtling ihm gegenüber stand. Otten, welcher, wie der Leser wohl schon errathen, auf den Paß des Capitain Roland in aller Sicherheit gereist war, merkte, daß er verrathen sei, eine dunkle Erinnerung rief in ihm die Züge des Gensd'arme zurück und er erbleichte sichtlich.

„Ich glaube wir kennen uns," sagte der Gensd'arme, vorsichtig näher tretend, während sein College an der Thüre Wache hielt.

„Ja," entgegnete Otten, der seinen Entschluß gefaßt hatte, rasch, indem er mit der rechten Hand in die Brusttasche griff.

„Mein Freund," fuhr er leiser, aber in bestimmtem Tone fort, „wollt Ihr ein Auge zudrücken, so zahle ich Euch tausend Francs, wo nicht, so gehen wir zusammen — gen Himmel!"

Das letzte Wort betonte er so finster, daß der Gensd'arme einen Augenblick stutzte. Da er jedoch keine Waffen sah, winkte er dem Andern und zog den Säbel.

In demselben Augenblick erhielt er jedoch einen Schuß in die Brust und mit erhobener Pistole sprang Otten auf den Zweiten zu, der erschrocken zurückfuhr und zur Thüre hinaus eilte. Otten schoß, die Kugel drang ihm durch den Arm, aber er hatte noch Kraft genug, die Thüre hinter sich zu schließen; das ganze Haus war in Alarm, ein Wink von ihm genügte, daß die Treppen und Fluren bewacht wurden.

Während er Hilfe holte, lud Otten seine Pistolen — er hatte zwei tüchtige Doppelläufe und hinreichend Munition — aber was half das! er hörte die Lärmtrommel schlagen — schon wollte er den Lauf an den Mund setzen und lieber sterben als gefangen werden — da fiel ihm plötzlich ein Rettungsmittel ein.

Er hörte draußen auf den Fluren das Gemurmel von Stimmen. „Hätten sie Muth," dachte er, „so würden sie zu dir eingedrungen sein, darum mitten durch — er wühlte darauf sein Bette auf, zog den Strohsack heraus, steckte einen Zipfel an — und indem er eine Kugel durch das Thürschloß jagte und so dieselbe sprengte, warf er das brennende Stroh auf die Treppe, welche vom Gesinde besetzt war, das nun schreiend zurück wich. Den Moment der Verwirrung benutzte Otten, seitwärts durch den Corridor zu schlüpfen, die

Hintertreppe hinab durch den Garten zu eilen, dessen Zaun er überstieg und in einen zweiten Garten gelangend, für den Augenblick gerettet war. Sein Weg führte ihn durch ein Privathaus in der Vorstadt. Bis hierher war er glücklich gekommen, da fiel er durch seinen verstörten Anzug auf, „haltet, haltet ihn," schrien die Knaben, der Tumult wuchs und in wenig Sekunden eilten Gensd'armes zu Pferde vom Markt herbei. Otten flüchtete in ein kleines Häuschen, welches schon auf der Landstraße gelegen war, keine Menschenseele war darin als ein altes Mütterchen.

„Versteckt Euch," rief er ihr zu, und schloß die Thüre, warf, was er in der Eile bekommen konnte davor, verbarrikadirte die Fenster und schwur, sein Leben solle theuer erkauft werden.

So gerüstet erwartete er den Angriff; seine schwache Hoffnung, daß man ihn nicht in das Haus flüchten gesehen, stellte sich bald als sehr verfehlt heraus, denn die Gensd'armes sprengten heran, etwa Fünfe stiegen ab, während die übrigen drei zu Pferde hielten und, den Karabiner in der Hand, bereit waren, jeden weitern Fluchtversuch zu vereiteln. Die Abgestiegenen banden ihre Pferde an die Bäume und näherten sich vorsichtig dem Hause, in einer Hand den gezogenen Säbel, in der andern die gespannte Pistole.

„Aufgemacht!" rief der Erste, „im Namen des Kaisers."

Statt der Antwort steckte Otten die Mündung seiner Pistole zum Fenster heraus, der Gensd'arme trat näher, der Schuß streckte ihn zu Boden. Die Andern stutzten, einen Augenblick schienen sie zu berathschlagen und wenige Minuten darauf schlichen zwei um das Haus herum, vermuthlich in der Absicht, von hinten einzudringen. Die zwei übrigen sprangen auf die Thüre zu. Ein Schuß, darauf ein Zweiter — verkündeten den Letzteren, daß ihre Gefährten Widerstand gefunden, um so emsiger versuchten sie, die Thüre zu sprengen.

Endlich gelang es den wiederholten Kolbenstößen ihrer Karabiner, aber ein umgestürztes Spinde verhinderte sie am weiteren Vorgehen und nur eine Sekunde blieb ihnen, sich zu bücken, denn schon wieder drohte ihnen die Mündung der Pistole. Sie feuerten ihre Waffen ab und flohen zurück. Von denen, die um das Haus geschlichen, war der Eine todt, der Andere durch den Arm geschossen. In diesem rathlosen Momente kam jedoch Unterstützung; die Abtheilung Garnisonstruppen rückte, von einer großen Pöbelmenge begleitet, heran. Der Offizier ließ sofort eine Section Sturm laufen, aber eine herabgeworfene brennende Masse trieb dieselben aus einander.

„Zurück," rief Otten aus dem oberen Fenster dem Offizier zu, „oder Sie sind des Todes."

„Feuer" kommandirte derselbe und einige zwanzig Schüsse prasselten durch das Fenster. Ein einziger

Schuß erwiederte die Salve und der Offizier sank getroffen vom Pferde. Wüthend stürmten die Soldaten heran, aber ein Regen von Geschirr, Möbeln, brennenden Betten hielt ihren Sturm auf und erschwerte den Zugang zur Thüre, welche noch durch die schreckliche Feuerwaffe Otten's vertheidigt wurde. Ein Hohngelächter folgte der Attaque: „zurück Franzosen," spottete Otten, „holt mehr, ihr seid zu wenig für einen Preußen!"

Beschämt, wüthend stürmten sie abermals vor, diesmal vom Pöbel begleitet, welcher die spottenden Worte gehört hatte und sich getroffen fühlte. „Nieder mit ihm — reißt ihn in Stücke, steckt das Haus an!" erscholl es von allen Seiten.

Kein Schuß fiel, aber den die Fenster Erklimmenden, und denen, die bis zur Thüre vorgedrungen, kam ein erstickender Brandrauch entgegen. „Platz, Platz!" erscholl es an der Thüre, schon richteten sich die Musqueten dahin, als das alte Mütterchen humpelnd hinauseilte, um sich aus dem Brande zu retten.

„Wo ist er — wo steckt er?" hieß es von allen Seiten.

„Drinnen!" und sie wies mit der Hand nach dem oberen Stockwerk, während sie einen Beutel mit Geld, welchen ihr Otten für die verbrannte Habe gereicht, in ihren Taschen verbarg. Während sich aber die Augen Aller noch Oben richteten, sah sie

besorgt nach einem kleinen Fenster des Seitenanbaues welcher an eine Lehmgrube stieß.

Die Muthigsten drangen unterdessen die Treppe hinan, während die Uebrigen Fenster und Thüren besetzt hielten. Einer erreichte schon die obere Etage als plötzlich ein brennendes Bettgestell auf die, die Treppe Hinanstürmenden mit erschrecklichem Lärmen herabstürzte und Alles in Verwirrung brachte.

Diesen Augenblick benutzte Otten nach dem genannten Seitenfenster zu eilen und auf gut Glück hinab in die Lehmgrube zu springen.

Die Aufmerksamkeit Aller war glücklich auf die brennende Vorderseite des Hauses gerichtet, so daß er unbemerkt von der Grube aus sich einen Augenblick umschauen konnte. Hart vor ihm standen die angebundenen Pferde der Gensd'armes — ein kurzes Gebet — die Lehmgrube hinangeklettert, sich auf das Rüstigste geschwungen und den Strick zerschnitten, war das Werk eines Augenblickes.

Aber er war entdeckt, der Haufen stutzte eine Sekunde, dann folgte ein wildes Geschrei und Alles stürzte auf ihn zu. Die Pistole hoch, sprengte Otten mitten hindurch, da feuerten die Gensd'armes und setzten die Sporen ein, ihn zu verfolgen.

Blutend hielt er sich kaum auf dem Pferde, die rechte Hand zerschossen, hatte er die Pistole fallen lassen und seine einzige Wehr war jetzt die Flucht; wer malt seinen Schrecken als er vor sich aus einer

Staubwolke das Waffenblitzen einer heranmarschirenden Abtheilung erblickte!

Er wollte seitwärts wenden, doch ein Graben hielt ihn auf, seine Augen umflorten sich, er war verloren; bewußtlos sank er vorne auf den Hals des Thieres nieder, sich noch an dessen Mähnen klammernd.

Kaum fünfzig Schritt waren die Gensd'armes entfernt, er sank vom Pferde.

Da stutzten die Verfolger — zwei Schüße knallten.

In der Hitze der Verfolgung hatten sie nicht bemerkt, was auf der Landstraße vorrückte, jetzt erkannten sie zu ihrem Schrecken — den preußischen Czacko! —

Es war eine Abtheilung des in Frankreich eingerückten York'schen Corps!

Otten, der vom Pferde gesunken, für todt haltend, standen sie von der Verfolgung ab und eilten zurück, um dem Detachement die Kunde von der Annäherung des Feindes zu überbringen.

Otten war gerettet. Die Hilfe der Seinen brachte ihn bald wieder zu sich, das langersehnte Gefühl der Freiheit gab ihm frische Kraft und seine Wunde war bald so weit geheilt, daß er, zwar gegen den Rath des Arztes, die Heimreise antrat, seine geliebte Gattin aufzusuchen, welche er so lange ohne Nachricht von sich hatte lassen müssen.

Er kam nach Berlin, sein Haus war verödet, in dem Anna's tiefe Trauer.

„Wo ist Therese!" stürzte er bleich in das Zimmer der jungen Witwe — „wo ist sie hin?"

Anna sagte ihm nach und nach die ganze traurige Wahrheit.

„Irrsinn, schlimmer als der Tod!" und in hastiger Eile jagte er das müde Gespann fort von Berlin, dahin, wo sie litt.

Er drang in die Zelle der Gattin, sie erkannte ihn nicht wieder.

„Therese!" rief er starren Auges, „Therese!"

Das Haar aufgelöst, das Auge verweint, die Wange bleich, ließ sie die Hände sinken und zeigte das ganze trauervolle Bild des Schmerzes, den kein Geist beseelt, in tief eingeprägten, todtkalten Zügen.

„Ich bin es ja, Therese, Dein Karl, Otten, Dein Karl!"

Die Kranke sah starr auf.

„Otten!" murmelte sie, „hörst Du die Ruderschläge, hörst Du die Woge brausen? Da sitzt er, angeschmiedet — Karl, Karl! oh mein Gott, die Peitsche, die Peitsche dem Edelmann — Karl, mein Karl!"

Ihr Anblick war herzzerreißend, so schmerzlich, so angstvoll zitternd der Schrei, daß Otten die Hand auf die glühende Stirne pressend, vor ihr schauerte und nicht wagte näher zu treten.

Therese versank wieder in ihr dumpfes Hinbrüten, Otten schlich hinaus, „Doktor, retten Sie sie, flehte er schluchzend, als er den Arzt der Anstalt traf, „sie erkennt mich nicht wieder!"

Der Arzt zuckte die Achseln. „Die Schwester der Dame," sagte er, „die Baronin von Felseck war öfter hier, wir hofften damals etwas zu erreichen, aber es ging ihr nicht anders, das einzige Mittel wäre, ihr den Gatten vorzuführen, den sie herzlich lieben soll, aber der ist auf den Galeeren!"

„Hier, hier ist er, ich bin es ja!" rief Otten schmerzlich, „und sie hat mich nicht erkannt!"

„Sie sind es, Sie! oh dann ist die Hoffnung nicht verloren," entgegnete der Arzt, „dann" —

Otten sah ihn sprachlos an, er wußte nicht ob er sich ihm an die Brust werfen oder flehend auf's Knie sinken sollte, — „nicht so bestimmt," rief er, „machen Sie mir keine Hoffnung, wo sie nicht ist, ich halte keinen Schlag mehr aus!"

„Nur Hoffnung giebt Vertrauen und das brauche ich," antwortete der Arzt, „hören Sie meinen Plan, ich habe schon oft dies Mittel mit Glück versucht."

„Reden, reden Sie!"

„Die Kranke muß Sie auf der Galeere sehen und man ihr einbilden, daß sie Sie retten kann, Sie merken, daß die Idee nicht neu, Herr von Göthe soll sie sogar schon auf's Theater gebracht haben."

„Aber wie dies beginnen, Doktor, sie versteht ja nicht, was man sagt!"

„Freilich das thut sie nicht," fuhr der Arzt fort, „weil Niemand auf ihren Ideengang eingeht und danach Fragen stellt, setzen wir sie aber in einen Wagen, sagen ihr, es geht nach Brest, zu den Galeeren, da wird sie schon aufmerken."

„Warum thaten Sie das nicht längst," unterbrach ihn Otten hastig.

„Sollten wir sie zum zweiten Male in den Irrsinn werfen, wenn sie dann den Gatten nicht fand?"

„So gehen wir gleich an's Werk," rief Otten und wollte das Zimmer verlassen.

„Halt, halt," hielt ihn der Arzt zurück, „Sie haben den Plan vergessen, die Kranke darf Sie nicht anders wiedersehen als auf der Galeere."

Otten sah die Nothwendigkeit ein und fügte sich.

Es verstrich eine Woche ehe die Vorbereitungen getroffen waren und die Kur beginnen konnte.

Ein Teich im Garten der Anstalt wurde dazu benutzt, mehrere Kähne ausstaffirt und ein Dutzend Leute; in die düstersten Farben gekleidet, bereit gehalten, die Rolle von Galeerensklaven zu spielen.

Nun begab sich der Arzt zu Therese. „Otten ruft," sagte er, „sein Weib soll ihn pflegen; Otten ist auf der Galeere und Therese will ihn nicht trösten, will ihm den Schmerz nicht lindern?"

Die Kranke fuhr auf, „Therese ist gefangen,"

sagte sie, „man läßt sie nicht hin zu ihrem Karl, die Franzosen halten sie im Kerker, da kann sie nichts als weinen!“

„Napoleon hat befohlen, Therese soll auch auf die Galeere, ich soll sie hinbringen.“

„Auf die Galeeren? fort, fort — schleppt mich hin, auch mir die Peitsche, man giebt sie ja Karl auch!“ und sie stürzte auf den Arzt zu und umklammerte seine Schultern.

„Legt ihr Ketten an!“ herrschte dieser und zwei als Soldaten gekleidete Wärter banden ihr die Hände. So wurde sie in einen Wagen gesetzt, um, wie man ihr sagte, nach Brest geführt zu werden. Während der Fahrt, die man mehrere Tage fortsetzte, indem man sie im Kreise fahren ließ, so daß sie jeden Abend wieder in die Anstalt zurückkehrte und nur in einem andern Zimmer schlief, wurde ihr Gemüthszustand zusehends besser. Nicht mehr in dumpfes Hinbrüten der Verzweiflung verloren, sah man, wie eine freudige Hoffnung wohlthätig auf sie einwirkte, und sich das Leben ihres Geistes in bestimmte Formen schlug, was den Arzt nun nicht mehr an der Möglichkeit einer Genesung zweifeln ließ.

Endlich erschien der von Otten mit Angst und Hoffnung ersehnte Tag, er hatte sich in dem besagten Kostüm nebst einigen Wärtern der Anstalt in einem, wie eine Galeere ausgerüstetem Kahne anfesseln lassen und Therese wurde zu ihm geführt. Sie

stürzte der vermeintlichen Galeere zu, Otten rief ihren Namen und konnte einen Freudenschrei nicht unterdrücken, als er sie auf sich zueilen und ihn erkennen sah. Gern hätte er sie in seine Arme geschlossen, aber der Arzt, als Galeerenaufseher, befahl Ruhe und hieß Therese neben ihm an die Galeere schmieden. Es geschah, man hieß sie das Ruder ergreifen, sie that es, verstand Alles was man ihr sagte und befolgte es, und wand während des ganzen Tages nicht das Auge von ihrem Gatten. Beim Dunkelwerden führte man sie in eine Zelle um am andern Tage sie wieder auf die Galeere zu bringen. Dies wurde mehrere Tage fortgesetzt, bis Therese sich daran gewöhnt hatte, die Nächte anfing ruhig zu schlafen und Morgens mit freudestrahlendem Blick sich an die Seite ihres Gatten führen ließ, mit dem man ihr zu sprechen verboten hatte. So weit vorgeschritten, steckte ihr Otten eines Abends heimlich einen Zettel zu, worauf er absichtlich etwas flüchtig geschrieben hatte: „Therese, Morgen Abend Flucht!“ — Dies sollte der Prüfstein ihrer Genesung sein. Sie verbarg das Papier und las es zum Jubel des an der Thüre lauschenden Ottens in ihrer Zelle. Dann sank sie auf die Knie und betete.

Es wurde nun am folgenden Abend eine Scheinflucht veranstaltet, Otten ergriff sie beim Arm und eilte mit ihr durch den Garten, während man ihnen mit Büchsen nachknallte und sie mit Geschrei verfolgte.

Beide liefen jedoch weiter, bis Otten endlich nach einer Stunde ausrief „gerettet!“ und Therese in die Arme sank.

„Gerettet,“ wiederholte sie und Thränen der Freude rannen ihr über die Wangen.

Otten setzte die Scheinflucht noch tagelang fort und mit jeder Stunde zeigte es sich, daß Therese ihrer völligen Genesung entgegenschritt.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Gilt nicht der Name König für die Namen
Von vierzigtausend! wappne, wappne Dich, mein Name!
Shakespeare.

Du wuchsest ohne Lust, Du fielest ohne Klagen,
Nichts Menschliches fühltest Du in dichtem Panzer schlagen,
Du warst zum Denken da, von Lieb und Haß nicht warm,
Und herrschend wie der Aar in öden Wolkenhöhen
Hatt'st Du nur einen Blick die Welt zu übersehen
Und sie zu fassen — einen Arm!
Wie sie Dich heißen soll, wird stets die Nachwelt schwanken
— Ob Cäsar oder Marius! —
Lamartine.

„Le congrés danse, mais il ne marche pas!“ sagte man ebenso witzig als treffend von den Unterhandlungen der Mächte, die in Wien über den Frieden beriethen und die Karte von Europa reguliren

wollten. Das Chaos von Ansprüchen, Bitten und Zusagen wurde noch dadurch verwildert und unentwirrbar gemacht, daß man nach Einsetzung der Bourbonen mit Frankreich nicht als wie mit einer bezwungenen, feindlichen Macht umgehen konnte. Streitigkeiten um die Grenzen brachten es bald so weit, daß man fürchten mußte, nur das Schwert würde den Knoten lösen, schon allein von den deutschen Fürsten schrieb Rahel sehr treffend: „Hier wo man ganz Deutschland bei einander hat, sieht man recht, wie es auseinander ist!"

Der politische Wirrwar störte jedoch keineswegs die zur Feier der anwesenden höchsten Herrschaften Europa's veranstalteten Festlichkeiten, welche Alles, jemals in Wien Erlebte übertrafen. Die Ausgaben des Hofes schätzte man allein auf 50,000 Gulden den Tag. Dem Hofe aber thaten es die Großen und diesen die jüdischen Banquiers nach, welche damals sehr in der Mode waren. So gab z. B. Baron Arnstein dem Kongreß ein Fest, bei welchem mitten im Winter die Säle derartig mit Blumen und Bäumen geschmückt waren, daß die Gäste sich zur Erfrischung selber Kirschen, Pfirsiche und Aprikosen pflücken konnten.

Eine große Rolle spielten natürlich die politischen und nicht politischen Damen, welche beide Klassen hervorragende Schönheiten unter sich zählten. Kaiser Alexander hatte bei seiner bekannten Vorliebe für das

schöne Geschlecht bald sechs Damen auserwählt, die er folgendermaßen bezeichnete: Karoline Sczecheny: la beauté coquette, Sophie Zichy: la beauté triviale, Rosine Esterhazy: la beauté étonnante, Julie Zichy: la beauté céleste, Gräfin Sauerma: la beauté du diable, endlich Gabriele Auersperg: la beauté qui inspire seule du vrai sentiment.

Die russischen Damen hatten hienach wohl Grund eifersüchtig auf die Auszeichnungen zu sein, die ihr Kaiser den vielen Schönheiten in hohem Grade zu Theil werden ließ. So machte er z. B. der Gräfin Festeties den Hof blos weil sie die Mutter der schönen Julie Zichy war, wobei wir Gelegenheit nehmen eine kleine Anekdote zu erzählen. Beide sprachen eine fremde Sprache, die Gräfin, als Ungarin nur gebrochen deutsch. Eines Tages war die Matrone äußerst traurig. „Was fehlt Ihnen?" fragte der Kaiser. Bezugnehmend auf die Streitigkeiten des Kongresses antwortete sie kläglich: „Ich muß weinen, ich höre Ew. Majestät wollen uns den Krieg machen, das wäre entsetzlich!" — Darauf gefragt, was sie mit dem Kaiser gesprochen, erwiederte sie nicht ohne Eitelkeit: „Wir unterhalten uns von Politischem."

Aber nicht Alexander allein, sondern auch der König von Preußen ward durch die Schönheiten des Kongresses angezogen. Gräfin Julie Zichy war es, la beauté céleste, die Friedrich Wilhelm's Herz wohl

deshalb erwärmte, weil sie seiner verstorbenen Louise auffallend ähnelte. Obwohl die Wiener meinten, er sähe aus wie Groll und Zorn, so ward doch sein tiefes Gemüth bald ein Gegenstand allgemeiner Zuneigung. Für Julie Zichy zeigte er eine romantische Beständigkeit (im Gegensatz zu Alexander), die man auch für Gewöhnung auslegen konnte. Freilich lispelte man, in diesen scheinbar finsteren têtes-á-tête habe er viel von seinen Potsdamer Paraden erzählt, während sie ihn dafür mit Erhabenheit nnd Religion regalirt habe.

Außer den genannten Damen waren es noch die Fürstin Bagration, Herzogin von Sagan und Andere, die eine große politische Rolle spielten nicht ohne dabei gleichzeitig auch in der galanten Historie damaliger Zeit aufzutreten.

Es würde uns jedoch zu weit führen, diese so mannigfaltige und an Intriguen jeder Art überreichen Tagen ausführlich zu schildern, wir verlassen daher die geräuschvolle Kaiserstadt und suchen eine Familie unserer Geschichte wieder auf, welche der Leser hoffentlich noch nicht vergessen hat.

Welch ein Kontrast – Wien und die Landstrecken, durch welche wir den Leser hin bis zur Oder führen! Verwüstet, öde und leer liegen sie da, das schreckliche Bild des Elendes so vieler unglücklicher Jahre. Die Landschaft war eine gute Leinwand um darauf das Bild des Krieges zu zeichnen, der hier eben ausgetobt —

noch raucht der Boden, dampft seinem blutigen Tritte nach! Die Schwelger zu Wien hätten dies sehen sollen — vielleicht wären sie rascher einig geworden!

Durch öde Landschaft in die öde Feste.

Wir versetzen den Leser nach Küstrin in's Haus des Majors Meerstein.

„Klärchen," sagte der alte Herr eines Tages zu seiner Tochter, als die Siegesbotschaft von dem Einzuge in Paris nach Küstrin gekommen und das Haus des Majors sich bei der Festes-Illumination besonders ausgezeichnet hatte — „Klärchen, nun wird man in Paris Frieden diktiren und dann nach Hause kommen — Gott," seufzte er, „und mein Sohn mußte früh fallen, sollte das nicht miterleben, wir sollten ihm keinen Lorbeer winden!"

Klara war dieser Ausruf nichts Neues. Seit sich das Blatt gewendet, die Armee wieder zu Ehren gekommen und Sieg auf Sieg erfochten wurde, erwachte in dem alten Soldaten die schmerzliche Erinnerung wieder an den bei Jena gefallenen Heldensohn, damals milderte es den Schmerz, daß er, während Alles mit Schmach bedeckt, seinen Lorbeer, freilich mit dem Leben, erkauft hatte, jetzt fehlte dem Alten dies Band zwischen ihm und der Armee, er konnte sich nicht freuen wie früher, wenn man die Truppen lobte, es fehlte etwas an der Freude, die früher ihn persönlich stolz machte!

Klara hatte den Bruder beweint, sie freute sich

jetzt wie jede Patriotin über die Siege, aber — das Herz, das war in Spanien, wo sie den Geliebten noch wähnte, und obwohl auch von dorther immer neue Boten Wellington's Siege verkündeten, hörte sie doch dabei den Namen dessen nicht nennen um den das Herz schon beim Worte Spanien gezittert hatte.

„Ja,“ beantwortete sie seufzend die Worte ihres Vaters, „sie werden wiederkommen — aber nicht Alle!“

Der Alte verstand sie, langsam blies er den Rauch der Pfeife von sich und schüttelte mit dem Kopf, „wenn er noch lebt,“ sagte er endlich, „dann hat er die Gelegenheit gehabt wie keiner, sich auszuzeichnen und einem Solchen wird Alles vergeben.“

„Wenn er lebte, hätte er geschrieben.“

„Pah — Briefe gehen verloren!“ brummte der Alte, doch seine Stimme wurde trübe.

„Himmel Saperment — ein Major mit dem eisernen Kreuz!“

Der Alte sprang auf, so gut er es konnte um nach dem Fenster zu humpeln. Vom Stuhle aus hatte er einen Staatsoffizier über die Straße kommen sehen und diese, zu jetziger Zeit, besonders in Küstrin seltene Erscheinung hatte ihm jenen Ausruf entlockt.

Klara sah auf — immer glühender ihre Wangen — endlich ein leiser Schrei, „Vater, er ist's!“

Und Thränen rannen ihr über die Wange.

„Er — er, Somberg!“ und der Alte schlug mit

der Krücke die Scheibe entzwei — „hier, hier!“ rief er, „Willkommen!“

„Willkommen“ rief es von Unten und Somberg eilte der Thüre zu.

„Hurrah! will das Mädel hurrah schreien!“ jubelte der Alte und hinkte der Thüre zu, durch welche Somberg soeben eintrat — „alter Junge, komm mir an's Herz! hurrah!“

Somberg warf sich in die off'nen Arme des Majors.

Sein Blick hatte Klara gesehen, die erröthend dastand und Zweifel, Angst, Besorgnisse, die ihn bis hieher verfolgt hatten, schwanden unter dem einen Blick.

Kein Wort wurde gesprochen als der Alte ihn losließ und er auf Klara zutrat — es zog ihn auch in ihre Arme, er flog an ihre Brust und keiner wunderte sich darüber, der Major wie Klara fühlten nur, daß er das that, was er thun mußte, da er ja wieder da war!

Der Major aber feierte mit halb Küstrin die Verlobung seiner Tochter — der Alte war überselig.

Doch das Glück währte nicht lange.

Erst dunkel, dann wie ein Blitzesschlag durchzuckte das kampfesmüde Europa die Kunde von der Wiederkehr des Korsen!

Napoleon hatte Elba verlassen, die Wachsamkeit der Engländer getäuscht und war in Frankreich ge=

landet, fast an demselben Punkte, wo er einst von Egypten zurückkehrte.

Während man auf den Gefallenen nur Seitenblicke der Geringschätzuug und des Hohnes warf, hatte er unverwandten Blickes von seiner Insel aus die Verhältnisse beobachtet und steigt jetzt mit einigen hundert Getreuen an's Land. Ergebenheit für ihn, sein Name, der Haß endlich gegen die geschehene Restauration machte seine Fahne schwellen und in einem immerwährenden Triumphzuge vordringend, erschien er ohne Blutvergießen vor Paris!

Der schwache Ludwig war nicht verhaßt, wohl aber die, die für ihn regierten. Nachdem Napoleon's Reich gestürzt ward das Gold, welches seine Würdenträger geziert hatte, zum Flitter, ihnen blieb nur der Ruhm, man fragte nicht mehr nach Thaten, sondern nach der Geburt, die Emigranten herrschten und die Trümmer der alten Kaisergarde wurde gezwungen der neuen Hof-Soldateska die Honneurs zu machen!*)

Lange hatte man den König in Ungewißheit erhalten, endlich ihm die Wahrheit sagen müssen. Er floh — wie ein Vater, den das Schicksal zwingt von seinen Kindern zu scheiden, mit Thränen.

---

*) Man machte selbst den fremden Truppen den Hof, die Gräfin Edme Périgord (Herzogin von Dino) erschien auf der Krupe hinter einem Kosaken. Graf Maubreuil band sein Kreuz der Ehrenlegion dem Pferde an den Schwanz.

„Ja," sagte Napoleon, als er in Paris eingezogen, den Schreibtisch im Zimmer des Königs voller Charten und geistlicher Bücher fand — „das Zimmer eines französischen Monarchen muß dem Zelte eines Generals, nicht einer Kapelle gleichen!"

Auf dem Marsfeld verkündete der Despot feierlich die Konstitution, es schien, als wollte er, da sein trotziger Sinn durch's Unglück gebrochen, jetzt Völkerrecht und Liberalismus achten; er betheuerte feierlich, den Pariser Frieden pünktlich beobachten zu wollen und von nun ab nur der innern Verwaltung Frankreichs zu leben.

Europa jedoch, in der Furcht vor ihm und im Hasse gegen ihn einig, sprach die Acht über ihn aus und rüstete eine Million und viermalhundert Streiter gegen den Welttyrannen. Ganz Europa gegen einen Mann — er konnte stolz darauf sein!

Der wieder ausbrechende Krieg trennte auch Somberg von seiner Verlobten, noch einmal mußte er von seinem Glücke Abschied nehmen, diesmal jedoch mit seliger Hoffnung in der Brust.

Der Krieg war kurz — Mürat in Italien geschlagen, Napoleon durch Wellington und Blücher bei Waterloo bezwungen, sein Heer vernichtet — erschien der greise Marschall Vorwärts schon am 29. Juni zum zweiten Mal vor dem zitternden Paris und hinter ihm zog Ludwig XVIII. abermals als König in die alte Residenz der Bourbonen.

Des Kaisers Reich hatte schon früher geendet. Vergeblich hatte er versucht sich zum Dictator zu erklären, man fühlte, der Krieg gelte ihm — nicht Frankreich. Da erklärte er, sein politisches Leben habe aufgehört, er danke zu Gunsten seines Sohnes ab — Napoleon II. sei Kaiser der Franzosen. Er hatte an eine Revolution zu seinen Gunsten geglaubt, that aber, als wünsche er sie nicht. „Die Ausländer,“ sagte er höhnend, „wissen daß das Königthum an einem Faden hängt und haben die Bourbonen wieder hergestellt. Besser war mein Sohn für die Legitimität — sie würden aber lieber sehen wenn ich mich auf den Thron setzte, als wenn ihn mir das Volk gäbe!“

Frankreich unterhandelte darauf mit den Monarchen — sie verlangten die Person des Geächteten — Napoleon flüchtete nach Rochefort auf ein amerikanisches Schiff, doch englische Kreuzer ließen es nicht auslaufen; nun begab er sich auf das britische Schiff Bellerophon, unter den Schutz der britischen Krone, um unter den freien Briten als Privatmann zu leben.

Aber für den Geächteten gab es weder Gesetz noch Recht. Ganz Europa hatte den einen Mann besiegt, der neunzehn Jahre sein Schrecken und seine Bewunderung erregt — jetzt bot man ihm schauervolle Abgeschiedenheit im Felsengrab von St. Helena!

Napoleon beschwerte sich später über harte Behandlung von Seiten der Engländer.

Wir geben dem Leser eine kleine Geschichte.

Im Jahre 1809 kam ein Lord Bathurst unter fremden Namen auf der Durchreise nach England durch Perleberg, längst als englischer Bevollmächtigter in Wien den Franzosen verhaßt. Mehrmals schon hatte er Anschläge auf sein Leben durch Gift entdeckt, jetzt war ihm anonym mitgetheilt, er solle sich hüten! — Seine Vorsichtsmaßregeln waren umsonst, während des Umspannens der Post — verschwand er — Niemand hat ihn wieder gesehen, keine Spur ist bis heutigen Tages von ihm entdeckt worden.

Ein Vetter dieses Lord Bathurst regierte jetzt im englischen Parlament: so rächt sich die Geschichte im Großen wie im Kleinen!

Doch werden wir milder, sehen wir den Mann mit den verschränkten Armen auf dem Fels stehen, inmitten des Ocean's, seine kalten Blicke finster in das All werfend, — denken wir wie der einfache Korse zu schwindelnder Höhe sich emporgeschwungen, wie er allein durch seinen Geist und seine Kraft die Welt beherrschte — jetzt der unerhörte Sturz in die Einsamkeit der Acht: solch erschütternder Eindruck muß jeden Haß gegen ihn wieder versöhnen. Seine Seele ungebeugt, sein Genius gewaltig und stolzen Fluges, schwelgend in der Erinnerung von Arcole, den Pyramiden, Austerlitz und Moskau — bei

Waterloo vom Schicksal rückwärts getrieben bis in die Einsamkeit von Helena — stumm und feierlich um ihn das weite Meer — da bricht man unwillkürlich mit aus in das „vive l'empereur" der Kaisergarde, welches nie vergessen werden wird, so lange die Welt noch steht! —

„Zwei Dinge blieben ihm in seiner Wogenwildniß
— Ein Planiglob und eines Kindes Bildniß —
Sein Genius und auch sein Herz!"

Lamartine.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die Lust der Jugend ist längst gestillt
Was wir waren, sind wir nicht mehr.
Kallidasas.

Gertrude, hier das Mädchen klagt Dich an
Es rechne ihr dein Herz das Alter vor.
H. v. Kleist.

Es war im Jahre 1817 in Baden-Baden. Die vornehme Welt aller Länder hier vertreten, tauchte zum ersten Mal nach dem langen Elend des Krieges das Badeleben in seinem früheren Glanze wieder auf. Während die politische Welt einerseits ihren Cirkel bildete, in welchem die gefeiertsten und berühmtesten Größen nach und nach auftauchten, sehen wir uns in den stilleren Kreisen derer um, welche abgeschlossen von der geräuschvollern Welt der Kur und sich Selbst leben.

Otten, Therese und Anna wohnen zusammen in einem kleinen Häuschen, das Schicksal und der Him-

mel hat sie wieder vereinigt, die einzig Trauernde von ihnen ist Anna, aber sie blickt nicht neidisch auf das Glück ihrer Schwester, nicht mehr quellen heftig ihre Thränen, wenn sie des verlornen Geliebten gedenkt, die Zeit hat den Puls beruhigt, ihr Schmerz ist edler, weil die Leidenschaft ausgetobt und sie endlich Fassung gewonnen. Stille Ergebenheit strahlt sanft von den schönen blassen Zügen und Niemand betrachtet ohne Interesse die junge Witwe, welche den kränklichen Knaben an der Hand einsam unter den Linden spazieren geht oder dem fröhlichen Paar, Otten und Therese folgt.

Von Somberg hat Niemand Nachricht — er ist verschollen.

Otten hatte sich vergeblich bemüht, Erkundigungen einzuziehen, da er dies am unrechten Orte that, denn bei der Armee nachzufragen, kam ihm natürkich nicht in den Sinn.

Da fuhr eines Tages, als sie vor der Thüre ihres Hauses saßen, Anna war gerade abwesend, ein schwerer Reisewagen heran und hielt vor dem Gasthof, ihnen vis-á-vis.

„Wer mag das sein?" flüsterte Therese ihrem Gatten zu, „gewiß ein Italiener, sieh einmal die dunklen männlichen Züge."

Damit zeigte sie auf einen hohen, schlanken Mann, welcher zuerst aus dem Wagen gestiegen und nun einer jungen Dame heraushalf, der mit mehr

Schwierigkeit ein alter Herr mit weißem Haupte folgte, die Krücke in der Hand.

„Den sollte ich kennen,“ fuhr Otten auf, „doch nein — unmöglich!“ — hastig zog er die Klingel.

„Johann,“ sagte er zum herbeieilenden Diener, „drüben sind eben Herrschaften angekommen, horche doch, wer es ist.“

Jene waren unterdessen in's Haus getreten, Johann folgte ihnen, Otten sah aber noch immer unverwandt hinüber.

„Wer denkst Du denn, daß es sein kann?“ fragte Therese interessirt; die sich auf Niemand besinnen konnte.

„Wer — ich weiß es selber nicht, es war mir einen Augenblick als könnte es — Somberg sein!“

„Somberg!“

Johann kehrte bald zurück.

„Major von Meerstein und Oberst von Somberg mit Frau Gemahlin“ raportirte er.

„Oberst — Somberg“ — stotterte Otten aufspringend, „nein, Therese, ich muß doch hinüber.“

In diesem Augenblick trat der Fremde wieder aus dem Gasthof und schien sie in Augenschein zu nehmen.

„Er ist's!“ rief Otten jubelnd — und „Otten, Otten!“ jauchzte Somberg ihm entgegen und Beide stürzten einander in die Arme.

Nachdem Somberg nun auch Therese herzlich

begrüßt, erzählte er, wie er in Berlin erfahren, daß sein Freund in Baden-Baden sei und er deshalb auch dieses Bad für seine Frau gewählt habe.

„Deine Frau?" fragte Otten, während Therese heftig erröthete.

„Ja Karl, ich bin auch glücklicher Ehemann. Du sollst Morgen mein Klärchen sehen, jetzt ist sie nur zu sehr erschöpft."

„Aber wann hast Du geheirathet, ich weiß nichts davon."

Otten erzählte nun in wenig Worten die Wechselfälle seines Schicksals, „Morgen mehr," sagte er, „jetzt erzähle Du; wie geht es Anna und Felseck, ich höre er hat den Abschied."

„Er ist todt."

„Todt!" Somberg fühlte sich ergriffen. Sein Haß war längst vergessen, jetzt dachte er nur an die Witwe.

„Ihre arme Schwester!" flüsterte er warm zu Therese.

„Ja, sie ist sehr unglücklich," — und Otten allein verstand, was die Brust seiner Frau seufzen machte.

„Wo lebt sie jetzt?" — fragte unser Held theilnehmend.

Als fürchtete sie, daß jene selber antworte, richtete sich Theresens Blick auf die Hausthüre und erschrocken fuhr sie zurück.

Anna, aus dem Hause tretend, hatte Somberg gesehen und erkannt — bleich und wortlos stand sie da.

Otten stieß Somberg an — „schone sie" — flüsterte er.

Therese eilte zu ihrer Schwester, sagte ihr einige Worte in's Ohr — sie trieben ihr das Blut in's Gesicht.

„Fasse Dich," flüsterte sie weiter, „ja, er ist es, aber" —

Sie konnte das Wort „verheirathet" nicht über die Lippen bringen.

„Sprich nicht davon daß Du verheirathet bist," raunte Otten dem Freunde bedeutsam zu — „wer weiß!"

Somberg's Stirne verfinsterte sich einen Augenblick, dann drückte er dem Freunde die Hand.

„Du suchst umsonst mich eitel zu machen," sagte er, und begrüßte Anna, welche unterdessen mit ihrer Schwester herangetreten war.

Ein peinliches Stillschweigen herrschte einen Augenblick, Somberg fühlte, daß es besser sei sich zu entfernen und unter dem Vorwande, daß er ermüdet sei, empfahl er sich für heute.

Anna erfuhr noch an demselben Abend, daß er bei einer Andern sein Glück gesucht und gefunden habe!

„Er hat mich nie geliebt," schluchzte sie einsam auf ihrem Zimmer — „oh mein Gott!"

Und sie sah hinüber, sah hinter den Vorhängen zwei Gestalten — er ist's und sie! — Bald darauf wurde es drüben dunkel. Sie hatte Recht, es war Somberg und Klara, er hatte seiner Frau das Wiedersehen Anna's mitgetheilt und sie, nachdem sie stumm ihm eine Weile fest in's Auge geblickt hatte, seine Hand gedrückt und geflüstert: „Die arme Frau! Eugen, Eugen mach' es ihr leicht!"

Somberg aber schritt noch lange unruhig im Zimmer umher.

Mannigfaltige Gefühle ließen auch ihm keine Ruhe. Das Wiedersehen der früher Geliebten, die sanfte traurige Erscheinung, der wehmüthige Blick und dazu Otten's Worte riefen in seinem Innern die die Erinnerung zurück; doch der Kampf war kurz — Klara siegte.

Aber es war ihm heiß geworden, er riß das Fenster auf und badete seine triefende Stirn in der Kühle der Nacht.

Leise öffnete sich auch drüben ein Fenster — es war Anna.

Beide sahen einander nicht.

Plötzlich fiel ihr Blick hinüber! — er hat Dich also doch nicht vergessen! und trunken ruhte ihr Auge auf ihm, dann schlich sie leise zurück und zerdrückte eine Thräne.

Auch sie hatte überwunden.

Am andern Tage kam Somberg mit seiner Frau

hinüber, der erste Augenblick war peinlich, als aber Klärchen sich Anna näherte und ihr plötzlich um den Hals fiel, ohne Worte damit Alles sagte, da blieb kein Auge thränenlos und Anna hatte den besten Trost! —

Von nun ab lebte sie allein ihrem Kinde, zu Somberg aber hegte sie eine Freundschaft bis an's Grab, welche tiefer und inniger war als je ihre Liebe und über welche Klara nicht eifersüchtig zu werden brauchte, sie war ja glücklich genug durch die treue Liebe des Gatten.

Somberg hatte noch einen Besuch zu machen, dieser galt einer schönen hohen Frau, die er vor Jahren einmal gesehen und nicht wieder vergessen hatte; nicht Liebe, nicht Freundschaft zog ihn zu ihr hin, sondern die Erinnerung an jene Zeit, wo er auszog zur ersten Schlacht an der Seite des königlichen Freundes, des unglücklichen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen.

Gräfin D... hatte die Trauer nicht abgelegt — sie trug sie bis in's Grab, nach wenig Jahren aber erhielt unser Held mit der Kunde ihres Todes jenes Taschentuch als Vermächtniß, mit den wenigen Zeilen: „Zum Dank von mir, als ein Andenken an den — den wir geliebt!"

In Berlin sah Somberg auch seinen Freund Niesel wieder, der dort noch immer wie früher vegetirte und nun in seinem Hause ein täglicher Gast, wieder auflebte und die junge Frau durch seine geist-

reiche mit Wehmuth getränkte Unterhaltung so interessirte, daß ihm Somberg's Haus die Freundschaft vergalt, welche er stets für unsern Helden gehegt hatte.

Otten machte mit seiner Frau eine Reise durch Frankreich, den Capitain Roland aufzusuchen und war glücklich, den Alten bei der Hochzeit seiner Tochter mit einem königlichen Offizier zu finden.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

Bei Chr. E. Kollmann in Leipzig sind ferner erschienen:

Eine Parthie nach den Externsteinen.

Von

Louise Ernesti.

2 Bde. 8. geh. 1856. 2 Thlr. 20 Ngr.

Vom Frühling zum Herbst.

Roman

von

Ludwig Köhler.

Verfasser von „Thomas Münzer", „Akademische Welt" u. s. w.

3 Bde. 8. geh. 1856. 4 Thlr.

Jürgen Wullenweber.

Historischer Roman in sieben Büchern

von

Ludwig Köhler.

3 Bde. 8. geh. 1856. 4 Thlr.

Dedenroth, Eugen Hermann <<von>>,

1806. Geschichtlicher Roman

Leipzig 1858